Adam Müller-Guttenbrunn und seine Heimatromane

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
Hohen Philosophischen Fakultät
der Philipps-Universität zu Marburg

vorgelegt von

Hans Veres (Weresch)
aus Deutsch-Bentschek, Banat (Rumänien)

Marburg 1927
Druck der Buchdruckerei der Schwäbischen Verlags-Aktien-Gesellschaft
Temesvar (Banat)

Als Dissertation angenommen am 8. Juli 1926.

Berichterstatter: Herr Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Ernst Elster.

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Juli 1926.

Gedruckt mit Genehmigung der Fakultät.

Josef Nischbach
Direktor der Kath. Deutschen Lehrerbildungsanstalt
Temesvar

Heinrich Riemann
Studienrat in Cassel

in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet.

Adam Müller-Guttenbrunn und seine Heimatromane

Einleitung

Trotz den zahlreichen geistigen Unterdrückungen und vielen anderen Umständen entwickelt sich das deutsche Volk im Banate zu einer selbständigen Volkspersönlichkeit. Es fügt sich heute als selbständiger auslandsdeutscher Stamm in den großen deutschen Volkskörper. Es teilt mit allen Deutschen Freud und Leid.

Auf die Volkwerdung der Banater Schwaben, die bekanntlich aus den verschiedensten Gegenden Süd- und Südwestdeutschlands ausgewandert sind, hat vor allem die Banater Heimatdichtung mit ihrem eigenartigen Gepräge befruchtend eingewirkt. Die Banater Heimatdichtung weist allerdings nur wenige Eigenschaften ästethisch-künstlerischer Natur auf. Es sind ihr aber andere Merkmale eigen, die ihr geradezu naturgebietend eigen sein müssen. Die Banater Heimatdichter sind lebhaft von dem Gedanken durchdrungen, daß des Banater Schwaben einziger und köstlichster Schatz, das angestammte Volkstum, inmitten einer Brandung fremder Völker, aufmerksamer Pflege bedarf. Sie schöpften und schöpfen daher den Stoff und den Gehalt ihrer Erzeugnisse hauptsächlich aus dem eigenen Volkstume. Sie wurzeln mit ihrem ganzen Wesen und Schaffen in der Heimat. Sie sind Träger des deutschen Gedankens. In ihren Seelen drängen die Wunderkräfte der Heimat zur Gestaltung und ringen um Ausdruck. Es lebt in ihnen der heiligen Glaube, daß das Banater schwäbische Volk mehr als je zum Bewußtsein der heimatlichen Werte kommen muß, wenn es aus dem Wirrwar der Verhältnisse mit den übrigen deutschen Stämmen zur kraftvollen Volkseinheit gelangen will.

Die Banater Dichter gingen bei ihrem dichterischen Schaffen zumeist von der Tatsache aus, daß das eigene Volkstum als die kostbarste Gabe Gottes unter allen Umständen erhalten und

veredelt werden muß. Die Notwendigkeit der nachdrücklichen Betonung dieser Auffassung liegt in den oft menschenunwürdigen politischen Verhältnissen begründet, in denen die Deutschen außerhalb der Grenzpfähle zu leben haben. Die hohe Politik vieler Staaten sieht heute noch vielfach ihre Aufgabe in der stündlichen Verletzung der Menschenwürde. Damit die seelische Nivellierung der in einem Staate lebenden Völker eher zur Wirklichkeit werde, „muß" nach der Auffassung vieler Staatsmänner das Göttliche im Menschen durch die menschliche Willkür verdrängt werden. Nach den heutigen politischen Verhältnissen wollen die Staatslenker scheinbar in der Volkstumfrage eher den Irrtum und den Unsinn ausschöpfen, bevor sie sich die Wahrheit von dem göttlichen Werte im Menschen zu eigen machen. Viele führende Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, den himmlischen Schatz aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen. In Anbetracht solcher Zustände sieht die Banater, wie jede auslandsdeutsche Dichtung ihre höchste und fast einzige Bestimmung in der Erweckung und Veredelung des Göttlichen im deutschen Menschen. Sie ist Führer und Anwalt im harten Kampfe um das eigenvölkische Leben. Sie erweckt zum völkischen Selbstbewußtsein, rüttelt auf und belehrt. Sie wehrt die schändlichsten Zumutungen ab und greift die Ungerechtigkeiten an. In ihr spiegelt sich das Eigenleben des Volkstumes wider. Es treten uns in ihr vorwiegend Bilder aus dem engeren Volksleben entgegen. Sie hat hauptsächlich für den in Frage kommenden Volkstamm erwärmende und belebende Kraft.

In der Dichtung der einzelnen auslanddeutschen Stämme stehen fast ausschließlich die eigenen Volksinteressen im Vordergrund. Was in Deutschland in bezug auf kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten selbstverständlich ist, wird bei den Auslanddeutschen oft mit den schärfsten Mitteln vom Staate verhindert. Weil aber alle Auslanddeutschen ihre Bestimmung in der Behauptung und Veredlung ihres Volkstums sehen, so müssen sie allen Gewaltmitteln des Staates die Stirne bieten. Dieser Kampf nahm und nimmt aber alle Kräfte in Anspruch. In dieser Tatsache liegt der eigentliche Grund, weshalb sich die Dichtung

der auslanddeutschen Stämme nur mit den Volkstumsfragen und fast gar nicht mit den Kämpfen, die der Mensch mit der eigenen Schwäche und Leidenschaft auszufechten hat, beschäftigen kann. Die Dichtung der Auslanddeutschen kam bisher für die große deutsche Dichtung nur wenig in Betracht. Sie hat sozusagen nur für den eigenen Volksstamm Bedeutung und muß meiner Ansicht nach auch als das, was sie für den Volksstamm bedeutet, bewertet werden. Es ist eine Selbstverständlichkeit und bedarf deshalb keiner besonderen Betonung mehr, daß die Auslanddeutschen ihre höheren geistigen Bedürfnisse an den dichterischen und sonstigen geistigen Erzeugnissen des Mutterlandes befriedigen müssen. Sie tun es, weil sie fern vom Mutterlande geistig nicht verdorren wollen. Will sich aber ein Volksstamm in dem harten Kampfe um das eigenvölkische Lebensrecht behaupten, so ist die erste Grundforderung, daß er neben den sittlichen Kräften auch ein eigenes geistiges Leben besitze; eine Kultur, die aus der Eigenart des Volkstamms organisch gewachsen ist. Nur eine organisch gewachsene Volkskultur vermag jedem auslanddeutschen Stamm jenen Ausweis zu liefern, welcher unbedingt notwendig ist, um sich von den umliegenden Völkern die gebührende Achtung und Ehrerbietung abzugewinnen. Zu dieser Grundforderung gesellt sich eine zweite ebenso wichtige Forderung. Wenn wir den Gedanken von dem unpolitischen Weltreich des deutschen Geistes, in dem alle über die Erde hin versprengten Deutschen eine Lebenseinheit bilden, verwirklichen wollen, so muß vor allem die geistige Welt im politischen Deutschland die einzelnen auslanddeutschen Volksstämme mit ihrem geschichtlich gewordenen geistigen Leben voll anerkennen und nach Möglichkeit fördern helfen. Durch diese Anerkennung wird das geistige Deutschland zugleich erfahren, wieviel Urwüchsigkeit sich in unseren Menschen erhalten hat, welch' ein herzerfrischendes, starkes Urleben, welch' eine derbe kernige Menschlichkeit noch in den auslanddeutschen Menschen waltet. „Aus Millionen Einzelner besteht das Volk, in Millionen Seelen flutet das Leben des Volkes dahin, aber das unbewußte und bewußte Zusammenwirken von Millionen schafft einen geistigen Inhalt, bei welchem der Anteil des Einzelnen oft für unser Auge verschwin-

det, bei welchem uns zuweilen die Seele des ganzen Volkes zu selbstschöpferischer lebendiger Einheit wird". (Freytag.) „Der gesamten Menschheit dient man am besten... wenn man sich auf das beschränkt, was man ist, wenn man das bringt, was man hat, wenn man auf seinem eigenen Boden nach neuen Schätzen gräbt, in seinem eigenen Garten Früchte züchtet, die vielleicht sonst nirgends wachsen; und damit dem allgemeinen ein Geschenk macht."[1])

Im Sinne dieser Aeußerungen glauben die Auslanddeutschen zum deutschen und damit zum gesamten Geistesleben der Menschen auch etwas beizutragen. Sie erheben mit ihren geistigen Erzeugnissen im politischen Deutschland keinen Anspruch auf eine „besondere" Berücksichtigung; sie wollen nur ihre geistigen Schöpfungen anerkannt, verstanden und begriffen wissen. „Nur dadurch können wir das bleiben, was wir sind, können frei Handschlag tauschen mit der herrschenden Nation des Landes, in dem wir wohnen, wenn wir die Gewißheit haben, daß uns das große Deutschtum Raum läßt, auch für unseren Atem . . . und daß es auch unsere Worte achtet."[2])

Müller-Guttenbrunn ist deutsch-banater Heimatdichter. Sein dichterisches Schaffen will ganz im Sinne dieser einleitenden Betrachtungen verstanden sein. Seine Werke haben für den Banater deutschen Volksstamm eine weit größere Bedeutung als für jeden anderen deutschen Stamm. Ich werde daher bei der Würdigung von Müller-Guttenbrunns dichterischem Schaffen vor allem zu berücksichtigen haben, was er mit seinen Werken für das Banater deutsche Geistesleben bedeutet. Müller-Guttenbrunns Bücher sind nur aus den eigenartigen Banater Verhältnissen heraus zu verstehen. Ich werde deshalb auch der besonderen Umstände, in denen die Banater Deutschen lebten und leben, zu gedenken haben.

Meine eigentliche Aufgabe wird es sein, die Heimatromane Müller-Guttenbrunns bis ins einzelne zu zergliedern. Meiner Ansicht nach können wir aber nicht in den Sinn der Romane

---

[1]) Theodor Kappstein; Peter Rosegger ein Charakterbild. S. 90. Stuttgart 1904

[2]) Müller-Guttenbrunn: Schwaben im Osten. Heilbronn 1911.

eindringen und die objektive Seite des dichterischen Gegenstandes würdigen, wenn wir nicht vorher einen Blick in das Leben und das Innere des Menschen tun. Eine in dieser Richtung gehende Untersuchung verlangt naturgemäß als Grundlage eine Betrachtung derjenigen Momente, die für die Entwickelung Müller-Guttenbrunns von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Nur so bekommen wir einen Einblick in das drangvolle Werden eines Mannes, der trotz aller unsäglichen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht nur sich und seinem Volke als eine starke Persönlichkeit treu geblieben ist, sondern auch dem Leben und Kämpfen seiner heißgeliebten Banater-schwäbischen Bauern poetischen Ausdruck verlieh.

Ich werde die Jugendjahre Müller-Guttenbrunns im ersten Kapitel etwas ausführlich behandeln. Ich tue es, weil ich nach eingehendem Studium die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die Demütigungen, die Müller-Guttenbrunn durch das harte Schicksal seiner Mutter in seinen Jugendjahren zu erdulden hatte, sehr viel zur Kräftigung und Stählung seines Charakters beigetragen haben. Sie gaben ihm den eigentlichen Antrieb zum Streben und Schaffen, um das Ansehen seines Großvaterhauses in der Dorfgemeinschaft wieder herzustellen.

1. Kapitel

I.

Grundzüge in Müller-Guttenbrunns Leben, Wesen und Wirken

Der kaiserliche Feldmarschall Prinz Eugen von Savoyen hat im Anfang des 18. Jahrhunderts mit deutschem Heere die Türken auf den Balkan zurückgedrängt. Das zum großen Teile versumpfte und öde Banat, der Landstrich zwischen Donau, Theiß und Marosch, wurde auf diese Art von den Türken gesäubert. Unter Kaiser Karl VI. beschloß man in Wien, die Banater Wüste, wo die Türken fast zweihundert Jahre hindurch gehaust hatten, mit katholischen Bauern aus Süddeutschland zu besiedeln, um die durch die endlosen Türkenkriege erschöpften österreichischen Staatsfinanzen zu ordnen. Im Jahre 1723 begann die Ansiedlung. Ein Jahr darauf wurde, unweit der Marosch, dem Ausläufer der siebenbürgischen Karpathen gegenüber, eine der schönsten und reichsten Gemeinden des Banats, Guttenbrunn gegründet. Das Dorf liegt auf einer welligen Hochfläche, die sich gegen Osten hinabsenkt in die fruchtbare Tiefebene des Maroschtales. In dieser Gemeinde gebar am 22. Okt. 1852 die Tochter des Wagnermeisters Jakob Müller ein uneheliches Kind, das bei der Taufe den Namen Adam erhielt. Eva Müller galt für das schönste Mädchen im Dorfe. Sie wurde das Opfer eines reichen Bauernsohnes. Als ihre Schande an den Tag kam, traf ihren Vater ein Schlaganfall, von dem er sich nie wieder ganz erholte. „Das wirkte furchtbar zurück auf das unglückliche Mädchen. Susi war geächtet von ihren Freundinnen, verlassen von ihrem Geliebten, und stündlich den Vorwürfen, den Beschimpfungen ihrer Angehörigen ausgesetzt, aber sie ertrug ihr Elend voll Mut und mit Standhaftigkeit. Sie gab einem schwächlichen Knaben, dessen Tod allen, sogar ihr, der Mutter,

erwünscht gewesen wäre, das Leben, und als derselbe so weit war, daß er der Pflege der Großmutter anvertraut werden konnte, mußte Susi sich als Magd bei einem der reichsten Bauern des Dorfes verdingen.“ [1]) Die Eheschließung mit Adam Luckhaup war von Luckhaups Vater infolge Standes- und Vermögensunterschiedes verhindert worden. Dies tragische Erlebnis warf sehr viel Schatten auf das Dasein der Mutter und auch auf das des Kindes. Adam wurde nach seiner Mutter Müller genannt. Das Schicksal seiner Mutter kam ihm zum Bewußtsein, als seine Spielkameraden ihn immer wieder Luckhaup nannten, „und viel früher, als dies sonst der Fall gewesen wäre, begriff er, daß er kein Kind sei wie die anderen.“ [2]) Diese Erkenntnis drückte Müller-Guttenbrunns jugendliche Seele.

Zu dem erwähnten schweren Erlebnis der Eva Müller gesellte sich noch ein schwereres. Man verdächtigte sie, eine kranke Frau, deren Haushalt sie führte, vergiftet zu haben. Eva Müller mußte daher bis zur Vollendung der Untersuchung, längere Zeit hinter den Kerkermauern in Temesvar unschuldig leiden. Den kleinen Müller verfolgte im Dorfe ob der harten Schicksalsschläge seiner Mutter Schimpf und Spott. „Er trug manche Bitternis in seinem kleinen Herzen.“ [3]) Die Besuche seiner Mutter im Kerker hinterließen in dem Gemüte des Knaben tiefe Eindrücke. Die traurigen Ereignisse und Begegnungen lieferten dem Knaben reichlichen Stoff zum Nachdenken. Seine erste Erziehung war keine sorgfältige. Er verbrachte seine Knabenzeit im Hause seiner Großmutter. „Großmütter sind bekanntlich schlechte Erzieherinnen; das zeigte sich auch an mir, denn ich war unter ihrer Obhut ein schlimmer, unbändiger Wildfang geworden.“ [4]) Der erste Blick vom Fenster seines Großvaterhauses fiel jeden Morgen auf die geschichtlich berühmte Burgruine Solymos und befruchtete schon sehr früh die Phantasie des Knaben. In der Nähe des geschichtlichen Schauplatzes, wo Görgey sich mit seinem ungarischen Revolutionsheere im Früh-

---

[1]) A. M.-G.: Der Sohn seiner Mutter. — Jahrbuch des Deutschen Schulvereins. 1. Jahrgang. S. 27. Wien 1887.

[2]) Daselbst. S. 29.

[3]) A. M.-G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 291. Leipzig 1918.

[4]) A. M.-G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 89. Leipzig 1896.

ling 1849 nach vielen harten Kämpfen den Russen ergab, wurde in den Knabenjahren Müller-Guttenbrunns viel „politisiert". Nach seinen Bekenntnissen interessierte ihn schon früh das ungarische Problem. Die Keime von Müller-Guttenbrunns nationaler Weltanschauung sind in diesen Jahren zu suchen. Nicht nur solche geschichtliche Erinnerungen, sondern auch die Berührungen mit den Menschen fremdnationaler Nachbargemeinden machten ihn unwillkührlich auf die Artverschiedenheit der Völker aufmerksam.

Müller-Guttenbrunns Vorfahren kamen aus der Pfalz. Sie dürften gelegentlich der zweiten Ansiedlungsperiode von 1760—1775 in das Banat eingewandert sein. „Als sie (Müllers Ureltern mütterlicherseits) über Regensburg die Donau herabzogen, um in das ferne Banat im ungarischen Tiefland zu übersiedeln, machten sie in Wien Halt. Und da sah meine Urgroßmutter, die etwa damals sechs Jahre alt war, die schöne, junge Kaiserin Maria Theresia beim Wiener Fronleichnamsfest. Sie fuhr in einem Glaswagen mit sechs Schimmeln. Davon zehrte das Bauernkind über achtzig Jahre und allen ihren Enkeln und Urenkeln erzählte sie jenes Erlebnis hundertmal. In mir entfachte sie damit früh die Sehnsucht nach der Kaiserstadt Wien."[1]) In der Schule war Müller stets der erste Schüler. Der Dorfschulmeister übte als erster auf ihn einen nachhaltigen Einfluß aus. Lehrer Heckmüller wurde durch seine Fähigkeiten und seine nachdenkliche Gemütsart auf ihn aufmerksam und erteilte der Großmutter den Rat den Knaben studieren zu lassen. Die Mutter und Großmutter befreundeten sich allmählich mit diesem Gedanken. Im Jahre 1862 kam der zehnjährige Knabe nach Temesvar, wo er ein Jahr die Volksschule und die ersten Klassen des Piaristengymnasiums besuchte. Müller wohnte im ersten Jahre bei seiner Mutter, die im Komitatshause beim Stadthalter noch als unschuldig Gefangene Haushaltsdienste verrichtete.

„Er (Müller) wußte freilich, daß seine Mutter eine Gefangene war. Und er hätte sich zu Tode geschämt, wenn es seine

[1]) Zeitschrift „Lese" 2. Jahrg. 1911. Nr. 1.

neuen Lehrer und Mitschüler erfahren haben würden. Er wäre in den Begakanal gegangen und hätte sich ertränkt, so empfindlich war er, so überreizt war sein Ehrgefühl, gegen das im Dorf gar viel gesündigt worden war. Aber es ahnte niemand, wem der neue Schüler gehörte, es saß eben ein schwäbischer Dorfbub mehr in der Klasse."[1]) Als Müllers Mutter, nach dem sie so großes Unrecht und bitteres Leid erfahren hatte, wieder in Freiheit gesetzt worden war, kam er zu einer Beamtenfamilie, die aus Wien stammte. Ob die Familie Schönwetter hieß, wie Müller-Guttenbrunn sie im „Kleinen Schwab" nennt, konnte ich nicht feststellen. Diese Familie dürfte auf ihn einen nicht geringen Einfluß ausgeübt haben. War er doch als Bauernjunge mit äußerst geringem Wortschatz und ohne besondere hochdeutsche Sprachkenntnisse in die vornehme Familie gekommen. Der Vater des Hauses wunderte sich immer, wie ein einfacher Bauernbub im Gymnasium so munter fortkommen konnte. Wenn Müller-Guttenbrunn schreibt: „Ich wurde langsam ein hochdeutscher Mensch in dieser Familie"[2]), so wollte er damit sicherlich zum Ausdruck bringen, daß er die Grundlage seiner deutschen Bildung vor allem dieser Familie zu verdanken hatte. Deutsch zu bleiben und sich eine deutsche Bildung anzueignen fern vom Mutterlande, ist bekanntlich keine einfache Selbstverständlichkeit. Es kostet vielmehr einen werktätigen Kampf um die Erlangung deutscher Gesinnung und um die Erhaltung deutschen Volkstums.

In den Ferien kam er nach Guttenbrunn zur Großmutter. Dechant Schuch und Lehrer Heckmüller luden ihn stets ein. Sie hatten ihn sehr lieb gewonnen. „Der Dechant vermied jedes Gespräch über Politik vor dem Buben, doch der junge Kaplan, den er zur Seite hatte, berührte immer wieder die öffentlichen Angelegenheiten. Und so schnappte der Christoph (Adam) schon in jungen Jahren allerlei Dinge auf, von denen seine Altersgenossen noch nichts ahnten". Im Jahre 1863 verheiratete sich Müllers Mutter mit dem Witwer Nikolaus Lamert. „Das war ein Schmerz für den Buben (für Müller), wie er noch keinen

[1]) M.-G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 310.

[2]) Der kleine Schwab. S. 7.

empfunden. Es packte ihn eine Eifersucht, die ihn tagelang wie ein Fieber schüttelte. Der Alleinbesitz der Mutter war ihm etwas so Selbstverständliches, so Heiliges. Und jetzt sollte er sich mit jemanden teilen in diesen Besitz? Er konnte den Gedanken nicht ertragen."[1])

Durch den plötzlichen Umschwung in der Staatspolitik hatten sich die Verhältnisse in Ungarn auffallend geändert. Die deutschen Beamten, Richter und Professoren wurden aus ihrem Dienste entlassen. Die Veränderung der Verhältnisse machte sich namentlich im Banate sehr bemerkbar, weil diese Provinz seit der Ansiedlung deutscher Bauern, deutsch beziehungsweise kaiserlich verwaltet wurde. Schönwetter war auch einer von jenen deutschen Beamten, die ihre Stellung verlieren sollten und nach Oesterreich zurückkehren konnten. Die Tränen und Klagen, die trübe Stimmung der Familie machte die grüblerische Denkart Müllers auf die politischen Ereignisse der Zeit aufmerksam. Von der ungarischen Revolution, der Geschichte des Banats wußte die Schule nichts zu erzählen. Was er von diesen weltgeschichtlichen Fragen wußte, schnappte er zufällig zu Hause auf. Die Tatsache, daß viele deutsche Beamtenfamilien wegen Unkenntnis der magyarischen Sprache in fast reindeutschen Gebieten keine weitere Verwendung fanden, beschäftigte noch lange das Innere des jungen Müller.

Zu diesem traurigen Ereignis gesellte sich noch ein viel traurigeres, welches der Knabe unmittelbar zu spüren bekam. Die Lehrer begannen im Gymnasium, ihren Gegenstand in magyarischer Sprache vorzutragen. Müller bereitete die plötzliche Einführung der magyarischen Vortragssprache ungeahnte Schwierigkeiten. „Meine Abneigung gegen die magyarische Sprache war von jeher groß — wahrscheinlich nur deshalb, weil sie mir als ein Zwang entgegentrat und ich nie durch Gewalt zu lenken war." Ob die Kinder etwas lernten, schien völlig gleichgültig geworden zu sein, wenn sie nur radebrechend, ganz mechanisch, ohne zu wissen, was sie sagten, magyarisch antworten konnten. Für Müller verlor dieser Unterricht jeden Reiz,

[1]) M.-G. Meister Jakob und seine Kinder. S. 341.

er wirkte sogar entsittlichend auf ihn. Der kleine Müller ging statt in die Schule, auf den Fischfang. Der Erfolg in der Schule war auch dementsprechend. Er fiel mit zwei anderen Buben aus seiner Heimatsgemeinde durch: „So hatte mein erster Ausflug ins Leben geendet. Ich war mit einem großen geschichtlichen Ereignis „der Erneuerung Ungarns“ zusammengeprallt und wieder in mein Heimatsdorf zurückgeworfen worden.“[1]) Müller empfand es schon als Kind, welche Schmach es sei, daß ein deutscher Jüngling in seiner Heimat, die ihm überall deutsch erschien, nicht solle deutsch studieren können.

Der Oheim des Knaben, Guthier, der sich in einer chirurgischen Offizin in Wien zum Bader hatte ausbilden lassen, legte nun die Hand auf ihn. Guthier nahm Müller in sein Geschäft auf, wo er balbieren „mußte“. Während seiner Lehrzeit schrieb Müller sein erstes Gedicht. „Nicht die Liebe, Zorn und Verzweiflung haben mich zum Dichter gemacht“. Müller schrie in Versen zum Himmel, die also anhuben:

„Mein Gott, wer reißt mich aus dem Staube
Eh ganz vergiftet ist mein Glaube,
An dich, o, Menschheit, eh mein Wissen
Versumpft in stetem müssen, müssen.“

Die übrigen Strophen von diesem Gedichte habe ich nicht finden können. Müller dürfte sie vernichtet haben. Nach seinen Bekenntnissen sollen sie unbedeutend gewesen sein.

Müller schrieb in seinen jungen Jahren so manches Gedicht, manchen Weckruf, der im Leeren verhallte. „Die Bauern verstanden ihn nicht, die Genossen verhöhnten ihn und eine auswärtige Zeitschrift, der er ..... eine Einsendung machte, wollte auch nichts von ihm wissen, da ließ er es endlich sein . . .“[2])

Während des deutschen Krieges wurde jeden Sonntag vor dem Hochamte, wenn die Bauern in die Barbierstube kamen, hohe Politik gemacht. „Es waren lauter prächtige Männer, Kerngestalten von deutschen Bauern, in denen ich mein Volk erst kennen lernte“.[3]) In dieser Zeit pflanzte sich die Liebe und Zu-

[1]) M.-G.: Der kleine Schwab. S. 18.
[2]) M.-G.: Die Glocken der Heimat. S. 146.
[3]) Der Roman meines Lebens von Adam Müller-Guttenbrunn. 4. Fortsetzung 1—4 Teile.

neigung zu den urwüchsigen deutschen Bauern in das Herz des jungen Müller. Pfarrer und Lehrer haben dem Vater immer wieder geraten, den Knaben nach Hermannstadt in eine deutsche Schule zu schicken. Indessen trafen im Dorfe von der Schlacht bei Königgrätz mehrere Verwundete ein, die Guthier „in Anbetracht seiner chirurgischen Schulung“ zur Pflege anvertraut wurden. Müller durfte als Gehilfe jeder Wundbehandlung beiwohnen und reinigte später selbst schon leichtere Schußwunden. Weil Müller sich bei diesen Arbeiten bewährt hatte und Neigung zu diesem Berufe bekundete, so ließ Guthier von seinem ursprünglichen Plane nicht locker. Er wollte ihn in Wien im Josephinum einen chirurgischen Kurs mitmachen lassen. Auf Anraten des alten Jellinek brachte man ihn im Herbst 1868 nach Hermannstadt, wo er das sächsische Gymnasium besuchte. Bekanntlich genossen die Siebenbürger Sachsen im Gegensatz zu den übrigen Deutschen in Ungarn, infolge ihrer eigenartigen geschichtlichen Entwickelung in nationaler Hinsicht eine Sonderstellung.

Die entzückende Fahrt im Maroschtal, unweit von den Karpathen, erschloß im sechzehnjährigen Müller die Liebe zur Natur. In Hermannstadt wohnte er bei dem biederen, kernhaften Weber Johannes Quandt in der Unterstadt. Was der Einfluß der Schule für die Entwickelung und Reifung seiner jugendlichen Seele bedeutete, darüber berichtet er uns folgendes: „Was ich damals noch nicht verstand und auch heute nur fühle, war dies: Der Unterricht muß einen Zug ins Große gehabt haben, ins Nationaldeutsche; ich spüre diese Wirkung an mir selber und hab' sie an anderen Mitschülern gesehen. Unser Deutschprofessor und der Lehrer der Geschichte waren die Ideale des Gymnasiums. Wie die Apostel redeten sie zu uns.... Ein unsichtbares, aber unlösliches geistiges Band verknüpfte uns mit dem großen deutschen Volke. Dieses Gefühl hatte ich vorher nie gehabt, unsere katholischen Pfarrer und Lehrer im Banat hatten es nicht in uns geweckt.“[1]) Die Lehrer hatten Müller sehr lieb gewonnen. „Ich war ihnen so unendlich dankbar, denn ich schul-

[1]) M.-G.: Der kleine Schwab. S. 36.

dete ihnen mein deutsches Bewußtsein“[1]) In der Schule lernte Müller sprunghaft. Er war immer von Stimmungen abhängig „aber es glückte mir meistens, wenn es darauf ankam, ein paar gute Noten zu erhaschen. Und von deren Zinsen lebte ich dann, wenn ich tagelang dichtete und träumte.“[2])

Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse: der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, die Geburtsstunde der Monarchie, die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, die Krönung Franz Josephs zum ungarischen König, das Nationalitätengesetz usw. öffneten ihm manchen Blick. In dieser Zeit las Müller-Guttenbrunn sehr viel. „Ich war in ein wildes Lesen gekommen und verschlang jedes Druckwerk, das meinen Augen in erreichbare Nähe geriet.“[3]) Im Sommer 1870 geleitete ihn sein Oheim nach Wien, wo er zunächst als „Volontär“ in die „chirurgische Offizin“ der Frau Dr. Ulrich eintrat. Der Drang sich weiterzubilden wuchs in Müller von Tag zu Tag. „Der gewaltige deutsche Nationalkrieg berauschte mich und ich schrieb Briefe in meine Heimat, die am Sonntag im großen Wirtshaus verlesen wurden und die Kunde der deutschen Siege im Banat mehr verbreiteten als dies die Pester Zeitungen getan haben, die vollständig auf Seite Frankreichs standen.“[4])

„Wenn die Schwaben damals einen Führer gehabt hätten! ... Wenn damals in ihren Kirchen und Schulen nur ein Wort von der Größe ihres Volkes gesprochen worden wäre, sie würden widerstandsfähiger geworden sein in dem eben erst beginnenden Kampf um ihre Schule und ihre Muttersprache.“[5])

Im Geschäft der Frau Ulrich in Wien lernte er ein Fräulein Tilda kennen, die eifrig bestrebt war, den jungen Müller in seiner Bildung weiterzubringen. Sie führte ihn in Grillparzer und andere größere Dichter ein, deren Namen ihm bis dahin unbekannt waren. „So oft sie ihren lieben Mund mit den golde-

---

1) M.-G.: Der kleine Schwab. S. 47.

2) M.-G.: Der kleine Schwab. S. 63.

3) M.G.: Der Roman meines Lebens 5. Fortsetzung. Schwäbische Volkspresse 20. April 1923.

4) Kurze Selbstbiographie, veröffentlicht im Jahre 1886.

5) M.-G.: Der kleine Schwab. S. 48.

nen Zähnen aufmachte, belehrte sie mich, brachte sie mich um ein Stück weiter in meiner Bildung, in meiner Anpaßung an Wien. Niemand war mir wertvoller in diesen Monaten als das Fräulein Tilda. Mein Wissen über Oesterreich gedieh unter ihrem Einfluß wie in einem Treibhaus."[1]) In dieser Zeit waren die Theaterabende Müllers tiefste Erlebnisse. Es gab Zeiten, während deren er nur für die „vierte Galerie" des Burgtheaters lebte. Der Geist Heinrich Laubes, der unvergeßliche Verdienste für die künstlerische Ausgestaltung des deutschen Theaterwesens hatte, schwebte noch über dem Burgtheater. Vom Herbst 1871 an besuchte er einen zehnmonatlichen Nachmittagskurs in der Patzelschen Hadelsschule, während er in der Früh „das Barbieren und Trinkgeldnehmen" fortführen mußte. Neben dem Studium in der Handelsschule arbeitete er unermüdet an der Erweiterung seiner literarischen Kenntnisse. Es ergriff ihn ein heißes Begehren nach mehr Wissen und vor allem nach der gründlichen Erlernung der Muttersprache. Während des rastlosen Schaffens gährte es immer wieder in Müllers Brust, die Seele kam in Spannung und Erregung. Er begann sich seiner Gefühle in der ersten Erzählung: „Der Fluch der bösen Tat" die leider nur Handschrift blieb, künstlerisch zu entäußern.

Ein besonders Erlebnis war für Müller-Guttenbrunn in diesen Tagen das Leichenbegängnis und die Gedächtnisfeier von Franz Grillparzer. Unter den Tausenden, die Franz Grillparzer das letzte Geleite gaben, ging auch Müller ungerufen, ganz unmittelbar neben dem Sarge, gesenkten Hauptes einher. Seine Anwesenheit an dieser Stelle rechtfertigte nur die Begeisterung, die er für den Verstorbenen hegte. Für Müller und die übrige Jugend Wiens war Grillparzer neben Goethe und Schiller das höchste Ideal. Er war der Klassiker, den Oesterreich der deutschen Literatur gab. Die ersten Gedichte Müller-Guttenbrunns beurteilte Prof. Zimmermann folgendermaßen: „Merkwürdig begabt und doch unreif für Ihre Jahre . . . . Man sieht, daß Sie aus Ungarn kommen"[2]) Sein Streben war jetzt darauf gerichtet ein Amt antreten zu können, in dem ihm nebenbei noch viel freie

[1]) M.-G. Der Roman meines Lebens. 9. Fortsetzung.
[2]) Adam M.-G.: Der Roman meines Lebens. 12. Fortsetzung.

Zeit für weitere Ausbildung bliebe. Er entschloß sich zu dem Postbeamtenberuf, der ein Doppelleben gestattete. Im Mai 1873 wurde Müller als „Eleve der Wiener Staats-Telegraphen-Direktion" angestellt und im Juni nach Linz gesandt. In Linz machte er die Bekanntschaft mit einem jungen begabten Dichter Ludwig Stifter. Sie lebten in glücklicher Freundschaft und regten sich gegenseitig an. Der junge Stifter starb leider sehr bald. Müller gab seine Gedichte im Jahre 1881 unter dem Titel „Im Lenze geknickt" heraus. Sehr fördernd wirkte auf ihn der ständige Besuch des Landestheaters in Linz. In Müller regten sich dramatische Pläne. Er schrieb ununterbrochen Trauerspiele, deren Hintergrund stets seine Heimat war. Die dichterischen Arbeiten, mit denen er hervortrat, zeigen ihn in erster Linie als Dramatiker. Sein Erstlingswerk, welches im Jahre 1875 entstand, war das Schauspiel „Gräfin Judith", das er später in eine gleichnamige Novelle umdichtete. „Gräfin Judith", das Werk eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings, muß als eine erstaunliche Talentprobe bezeichnet werden. Sein Problem ist ein Ehepaar, dessen Frieden durch die Liebe eines Ehegatten zu einem dritten Wesen gefährdet oder gar vernichtet wird. Im Hintergrunde seiner Jugendwerke finden wir das eigentliche Programm Müller-Guttenbrunns. Es ist ein leidenschaftliches Eintreten für das Volk. Sein nächstes Stück „Im Banne der Pflicht" (1878) ist schon bedeutsamer. Es spielt zur Zeit der französischen Revolution und behandelt die Ehe des Grafen Duvernoy, dessen Gattin den Grafen Clermont liebt. Den Grafen Clermont liebt aber auch die junge Valerie. Aus diesem Konflikt eröffnet sich dem Dichter ein weiter Spielraum, um die ganze Skala der menschlichen Gefühle anzuschlagen. Mit großer Anschaulichkeit und packender Kraft verkörpert der Dichter die eheliche Treue in der ernst-lieblichen Camilla, deren Herz zwischen Liebe und Pflicht hin und herschwankt, bis sie den rechten Weg findet und ihr aus Pflicht Liebe wird.

Einen großen Erfolg erzielte Müller-Guttenbrunns drittes Drama „Des Hauses Fourchambaults Ende" (1881). Das Stück ist eine Fortsetzung des Augierschen Schauspiels „Les Fourchambaults". Das Erscheinen dieses Werkes bedeutet einen Wende-

punkt in Müllers dichterischem Schaffen. Dies Stück führte unseren Dichter mit Heinrich Laube zusammen, der sich von nun an warm für Müller interessierte und ihm seine väterliche Freundschaft schenkte. Müller-Guttenbrunn schreibt von ihm: „Einen Mann seines Gleichen habe ich im ganzen Bereiche des deutschen Theaters nicht gefunden." Müller-Guttenbrunn hat auf Laubes Rat hin, die von Augier gegebene Handlung als Voraussetzung in sein Stück eingeflochten. Heinrich Laube schrieb das Vorwort.

Aus der Liebe der Klavierlehrerin und Fourchambaults, der im Besitze eines Bankhauses in Le Havre war, ging der Knabe Bernard hervor. Eine Verbindung der Liebenden ist von Fourchambaults Vater verhindert worden. In Le Havre leitete die Klavierlehrerin unter dem Namen Frau Bernard mit ihrem Sohne auch ein Bankgeschäft. Nachdem Frau Bernard im Einvernehmen mit dem Sohne Bernard das Haus Fourchambault vor einer schweren finanziellen Krise glücklich gerettet hatte, weihte die Mutter den Sohn in das Geheimnis ein, daß Fourchambault sein Vater sei. Bernard macht seinen Stiefbruder Leopold aufmerksam, daß er Maja, deren Ruf er gefährdet, heiraten möge. Während der Unterredung geraten beide in einen Konflikt, und um größeren Folgen vorzubeugen, gibt Bernard sich zu erkennen. Maja wies eine Heirat mit Leopold zurück, weil ihr Herz dem braven Bernard gehört. Hier setzt die Fortsetzung Müllers ein. Zwischen Leopold, der sein verschwenderisches Leben weiter führt, und dem ernsten Bernard kommt kein freundschaftliches Verhältnis zustande. Während einer neuen Krisis kommt Fourchambault in einer geschäftlichen Angelegenheit zu Bernard. Vater und Sohn erkennen sich. Leopold glaubt, daß Bernard die väterliche Anerkennung erkaufen will. Er sieht in dieser Absicht eine ehrlose Handlung, welche das gegebene Ehrenwort löst und entdeckt in der Anwesenheit aller Familienangehörigen das Geheimnis. In einem neuen Konflikt fordern sich die Beiden zum Zweikampf auf. Inzwischen tötete sich Fourchambault. Bernards Abschiedsbrief, den er an seine Lieben schrieb, gerät in die Hand Leopolds. Leopold, der tiefgerührt ist von den lauteren Absichten seines Stiefbruders, strebt eine Versöhnung an, die auch erfolgte.

Mit diesem Stück erzielte Müller-Guttenbrunn in der Wiener literarischen Welt einen durchgreifenden Erfolg. Er schritt nun auf der Bahn eines Bühnenschriftstellers unentwegt weiter. Nachdem er im Jahre 1880 nach Wien versetzt worden war, begann für ihn eine rege schriftstellerische Tätigkeit. Er schrieb Stück um Stück. Seine Werke stießen aber bei den Theaterdirektoren auf Widerstand. Sein nächstes Erzeugnis „Frau Dornröschen" (1880—81) wurde nicht aufgeführt, und da er den darin behandelten Gegenstand nicht aufopfern mochte, so bearbeitete er ihn in der Form eines Romans. Einen schweren Kampf kostete es auch, sein nächstes Stück „Irma" auf dem Theater durchzusetzen.

Noch jung an Jahren trat Müller-Guttenbrunn an der Hand Heinrich Laubes in die Reihe der Bühnenschriftsteller. Er versuchte, in seinen Werken die damals als kühn empfundenen Ehe- und Frauenrechtsprobleme zu lösen. Der Form nach lehnten sich seine dichterischen Erzeugnisse an die in dieser Zeit viel gepflegten französischen Sitte und Salondramen an. Müllers dramatische Schöpfungen weisen noch viele Unebenheiten und Schwächen auf. Die Zeichnung der Charaktere und die Herausarbeitung der Motive ist ihm allerdings ziemlich gut gelungen. Aber der verzweigten Handlung mangelt es oft an Lebhaftigkeit. Es kommt sehr oft ein epischer Zug in seine Werke, der naturgemäß die dramatische Wirkung der Stücke beeinträchtigt. Sein Stil läßt noch sehr viel zu wünschen übrig.

Die üblen Erfahrungen mit den Theaterdirektoren verleideten Müller-Guttenbrunn das Theater. Er warf sich dem Journalismus in die Arme. Auf diesem Felde führte er die Feder bald als Pflug, bald als Schwert. In Müller-Guttenbrunns schriftstellerischer Tätigkeit kommt seine kritische Natur sehr deutlich zum Ausdruck. Es ist dies ein Wesenszug, der sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben hindurchzieht. Die kleinsten Lebensvorgänge, wie die größten Weltereignisse ließen das Innere Müllers nie gleichgültig. Er mußte immer in seiner Art zu den Begebenheiten der Umwelt kritisch Stellung nehmen. Müller-Guttenbrunn wirkte zuerst als Theaterreferent an der „Deutschen Wochenschrift" in Wien. Im Jahre 1886 berief ihn Heinrich

Friedjung zur „Deutschen Zeitung“, wo er Feuilletonredakteur wurde.

Das Wiener Volksbildungswesen lag damals im Argen. Das Theater war volksfremd geworden. Auf der Wiener Bühne herrschte das seichte, leichtfertige französische Lustspiel. Das Lesebedürfnis der breiten Volksschichten wurde in der Hauptsache durch die minderwertigen, oft verwerflichen Erzeugnisse der Kolportageliteratur befriedigt. Müller-Guttenbrunn, der Mann aus dem Volke, mit der gesunden Seele und dem gesunden Instinkt, der sich seine Bildung im wesentlichen durch Selbststudium erarbeitete, mußte diese Mißstände besonders schwer empfinden und die in ihnen liegenden Gefahren für die künstlerische und moralische Kultur des Volkes deutlich erkennen. In seinen unzähligen, journalistischen Fehdezügen verriet sich seine Eigenart. Hier, wie in allen seinen schriftstellerischen Taten bekundet sich der Drang, mitzuarbeiten an den Fragen der Zeit und mitzuhelfen zur Linderung der ewigen Menschheitsleiden. Seine reichen, kritischen und feuilletonistischen Arbeiten, die ganz in der Wiener Umwelt wurzeln, sind wesentlich belehrenden und erziehlichen Charakters. Sie haben vier Jahrzehnte hindurch lebendigen Anteil an der Ausprägung des Wiener Volkscharakters und Volksgeistes gehabt. Auf seine Anregung hin schloß sich in Wien eine Gesellschaft von Gelehrten und Literaten zusammen, die unter dem Titel: „Gegen den Strom“ von Zeit zu Zeit Broschüren herausgab. In diesen Heften wurde die Aufmerksamkeit des Volkes auf die unhaltbaren Zustände sowohl auf literarischem als auch auf künstlerischem Gebiete gelenkt. Von Müller-Guttenbrunn sind in dieser Schriftenreihe zwei Broschüren erschienen: „Wien war eine Theaterstadt“ (1884) und „Die Lektüre des Volkes“ (1886). Wenn keiner den Mut hatte ,den Finger auf die Wunde des öffentlichen Lebens zu legen, so hatte er ihn. Durchdrungen von tiefer Wahrheitsliebe wies er immer wieder auf den ungeheuren Vergiftungsprozeß seiner Zeit hin. Empört bis in den tiefsten Grund seiner Seele, wendet er sich in der ersten Schrift gegen das „Theaterelend, gegen die Ueberwucherung der Wiener Bühnen durch das volksfremde, sittenverderbende französische Lustspiel, gegen die ganze Programm- und Charakterlosigkeit des Spiel-

planes der Wiener Bühnen. Er fordert ein wahres Volkstheater, das der Pflege des Volksstückes und der unvergänglichen Werke unserer Klassiker gewidmet sein sollte. Seine zweite Streitschrift „Die Lektüre des Volkes“ richtet sich gegen die Schundliteratur. Er weist in überzeugender Weise auf die sittlichen Gefahren, auf die geistigen und materiellen Schäden hin, die aus dieser trüben Quelle fließen und rüttelt die Geister auf. Er legt in herber Wahrhaftigkeit dar, wie das Gemeinste und Roheste als sogenannte geistige Nahrung in unglaublich großen Massen dem Volke zugeführt wird. Müllers Streitschriften verleiht die Tatsache einen bedeutenden ethischen Wert, daß sie alle mit einem positiven Resultat schließen. Nachdem er das morsche Gebäude des Wiener Theaterwesens herabgerißen hat, gibt er einen Plan, wie man ein neues, haltbares zu erbauen hätte.

Müller-Guttenbrunn hatte nicht nur das Recht, allein von seiner Feder, sondern auch von ihrer Wirkung zu sprechen. Der Erfolg seiner Schrift „Wien war eine Theaterstadt“ war die Gründung des deutschen Volkstheaters in Wien. Das Ergebnis der zweiten Schrift war die Gründung des Wiener Volksbildungsvereins, in dem Müller-Guttenbrunn viele Jahre hindurch an leitender Stelle segensreich gewirkt hat.

Im Volksbildungsverein gewann er einen immer tieferen Einblick in die Herzen der breiten Masse. Seine Tätigkeit in ihm trug sehr viel dazu bei, seine tiefe Liebe zu allem, was deutsch dachte und fühlte, zu befestigen.

Im Jahre 1886 heiratete Müller-Guttenbrunn die Tochter des Hauptmanns Peter Krusbersky. Müller-Guttenbrunn hatte in seiner Frau Adele den edelsten und köstlichsten Schatz seines Lebens gewonnen. Ein sanftes und seelentiefes Wesen, das vollständig befähigt war, ihm in allen Gedanken- und Gefühlsentwickelungen zu folgen. Durch ihre unablässige Sorgfalt bemühte sie sich, alles Widrige, jede Störung von seinem Schaffen fern zu halten und seinen Empfindungen das schöne Gleichgewicht zufriedener Ruhe zu sichern.

Vom Jahre 1887 redigierte Müller-Guttenbrunn das „Literarische Jahrbuch des deutschen Schulvereins“. Im Jahre 1889 gab er den Novellenband „Gescheiterte Liebe“ heraus.

Müllers unermüdliche Arbeit galt vor allem der Veredelung der Wiener Theaterkultur. Der Umgang mit Laube lehrte ihn das Theater als Dramaturg zu betrachten. Es blieb für ihn, trotz allen Verzerrungen, fast drei Jahrzehnte hindurch seine heiße Liebe. Er umwarb es als Dramatiker, als Kritiker und als Theaterdirektor. Für ihn war das Theater, zu dessen Bau die edelsten Geister aller Zeiten ihr Bestes beitrugen, eine wahre Kirche. „Das Volk zu bilden ohne Schulmeisterei, es zu erziehen und heiter zu stimmen durch die Pflege deutscher, volkstümlicher Poesie und wienerischen Humors, das erschien mir als eine Aufgabe, die des Schweißes der Edelsten wert war".[1]) Hier wie überall kommt die Tatsache zum Ausdruck, daß Müller unermüdlich und unbeugsam für die geistigen Interessen der breiten Masse des Volkes eingetreten ist. Er erkannte es, daß der tiefe Drang nach Bildung, der unbefriedigt im Volke lebt, zu stillen sei. Für Müller waren die die größten Wohltäter, die für die geistige und sittliche Läuterung des Volkes etwas taten. Sein ganzes Streben galt der Veredlung der Volksseele. Im Theater sah er eines der besten Instrumente, um auf die Volksseele zu wirken.

Das Wiener Theaterleben war um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der tiefsten Stufe geistiger Verödung angelangt. Die Kulturstätte, die bis dahin von der Kunst gelebt hatte, verfiel über Nacht dem Fieber des Gelderwerbes. Während die Schaubühne noch in den Zeiten Laubes und Dingelstedts die Stätte war, wo die höchste Blüte des menschlichen Geistes zur Entfaltung gebracht wurde, ist sie in dieser Zeit ein Tummelplatz für Niedriges und Gemeines geworden. Das Theater krankte mit einem Worte an der Verkennung des nach Edlem lechzenden Volksgeistes. Müller-Guttenbrunn lehnte sich gegen die Zerfahrenheit der Wiener Theaterdirektoren auf und begann heftig gegen den Niedergang des Wiener Theaterlebens anzukämpfen. Er kämpfte fast dreißig Jahre lang, für den Wert und das Ansehen der theatralischen Kunst. Sie sollte wieder das werden, was sie war: ein Faktor im Volksleben, eine Quelle der Freude, der Erziehung und der

[1]) Müller-Guttenbrunn: Das Raimund-Theater. S. 6.

Veredlung der Masse. „Lassen wir den Aermsten manchmal vom Wiener Humor die Tafel decken, läutern und bändigen wir die Massen durch die Musen"[1]) Zwischen den Vorstadttheatern, auf denen die niedrigsten Lokalpossen blühten und dem Burgtheater lag eine unendlich breite Kluft. Es schloß sich daher eine Gesellschaft zusammen, die ein wirkliches Volkstheater gründen wollte. Der Name dieses neuen Unternehmens sollte „Raimund-Theater" lauten. Trotz aller Enttäuschungen, die den Wiener Theatergründern bereitet wurden, durch wirtschaftliche und sonstige Krisen hatte Müller-Guttenbrunn den Mut, an die Verwirklichung des Planes zu schreiten. Er arbeitete mit einer unverwüstlichen Zähigkeit und schuf aus dem Nichts das Raimund-Theater. Als Bühnenleiter arbeitete er unverdrossen an dem künstlerischen und literarischen Aufbau des Theaterwesens. Das Raimund-Theater kam in die Hände eines Mannes, der den innerlichen Drang hatte, mehr zu tun, als sein Handwerk ihm auferlegte. „Soziale Umwälzungen jeglicher Art bewegen die Volksseele, überall gährt und brodelt es, Altes und Neues liegt im Kampfe miteinander, wohin wir blicken, gibt es Konflikte im bürgerlichen Leben, die den Menschen an die Nieren greifen. In solcher Zeit muß das Gemüt zum Wort kommen, müssen Volksstücke geschrieben werden, wenn es noch Dichter gibt. Aber es lastet auf allen Wiener Volksdichtern das niederdrückende Bewußtsein der Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen und von diesem Druck muß man sie befreien."[2]) Sein Ideal war eine deutsche, volkstümliche Nationalbühne, und die wollte er verwirklichen. „Ich schrieb das Wort Deutsch nicht auf meine Fahne, aber ich trug es im Herzen, ich gab kein Losungswort aus gegen die Bühnenwerke anderer Völker, aber ich war tief durchdrungen, daß ich sie werde entbehren können".[3]) Müller-Guttenbrunn war es leider nicht gegönnt, sein mit außerordentlicher Tatkraft gegründetes Werk lange zu leiten. Ohne einen positiven Grund regte sich eine Opposition, die seine Stellung als Direktor des Theaters untergrub. Ist ein Mann mit einem eisernen Willen

[1]) Müller-Guttenbrunn: Das Raimund-Theater. S. 4., 7., 29.
[2]) Müller-Guttenbrunn: Das Raimund-Theater. S. 5., 7., 14.
[3]) Müller-Guttenbrunn: Das Raimund-Theater. S. 5., 7., 31.

an der Arbeit, so pflegt ihn gewöhnlich seine Umgebung aus Eifersucht und anderen menschlichen Schwächen in der Verwirklichung seines Ideals zu hemmen. So ging es auch Müller-Guttenbrunn. Am 15. Januar 1896 wurde der Leiter des Raimund-Theaters suspendiert. „Der Mann mit dem strebenden Wollen, mit der Freude am Werk wurde vor die Tür gesetzt; weil sein Arbeitswille der Kabale von ein paar Theaterdilettanten und Schablonenmenschen im Wege war . . .“[1])

Im Jahre 1896 veröffentlichte Müller-Guttenbrunn „Die deutschen Kulturbilder aus Ungarn“ und eine Erzählung aus Ungarn: „Die Magyarin“. Diese Erzählung bildet zweifellos einen ersten Höhepunkt in seinem dichterischen Schaffen. Aus heimatlichen Verhältnissen heraus gestaltete er die erschütternde Tragödie zweier Liebenden, die durch den Haß eines Volkes getrennt an dieser Liebe zugrunde gehen müssen und zugrunde gehen.

Im Jahre 1898 wurde Müller-Guttenbrunn an die Spitze des Kaiser Jubiläums-Stadttheaters berufen. Er ging hier mit derselben Tatkraft ans Werk wie beim Raimund-Theater. Tief verankert war in seinem Herzen das Ideal eines deutschen Volkstheaters, das er auch hier bestrebt war zu verwirklichen. Die Verwirklichung dieses Ideals ist ihm durch die Presse vereitelt worden, die das Theater mit dem Direktor an der Spitze als ein christlich-soziales, antisemitisches Parteitheater verschrien hatte.

Müller-Guttenbrunns großzügiges und ideenstarkes Wirken ging nicht ohne Reibungen und Widerstände vor sich. Unbeugsam und unerbittlich stand er da gegenüber allen niedrigen Intriguen und Anfeidungen. Nach schweren Jahren des offenen und versteckten Kampfes ward er der Sache doch müde. Er sehnte sich an seinen Schreibtisch zurück und schied 1903 von der Direktion des Jubiläumstheaters, um sich wieder der schriftstellerischen Arbeit zu widmen.

„Jetzt kam die Frau Muse, der einst ich entflohn.
Sie spähte, ob reif ich nun wär' ob gescheiter.
Und daß war der Prüfung köstlicher Lohn:
Sie fand mich noch jung und sie fand mich heiter.

---

[1]) F. E. Gruber: A. M. G. der Erzschwab. S. 47. Leipzig 1921.

Da blieb sie nun gern und die Stube ward warm.
Und nie soll sie einer vom Ofen mir scheuchen.
Wer fiele mir sonst mit in den zuckenden Arm,
Der immer noch brennt nach Schwabenstreichen?

Der dumme Kalender! — Was gilt mir die Zeit?
Was früh ich erstrebt, will jetzt ich gestalten,
Was gestern ich wollte, das kann ich erst heut'
Und Holz, daß noch wächst, das wird nicht gespalten."

Vom Jahre 1903 bis 1907 zeichnete Müller-Guttenbrunn seine Feuilletons, die er namentlich im „Neuen Wiener Tagblatt" veröffentlichte mit „Ignotus". Unter dieser Bezeichnung erschien auch das dramatische Werk „Aus Polenkreisen" und der Roman „Die Dame in Weiß". Beide Werke haben keinen besonderen ästhetischen Wert.

„Als ich aus dem Wahn, das deutsche Theater sei auf volkstümlicher Grundlage zu erneuern, endlich erwachte, ging ich wieder in die Heimat, mit offenen Augen und gereifter Weltkenntnis. Und da packte mich die Wirklichkeitstragödie, die sich da mitten in Europa vollzieht, mit aller Macht."[1]

Müller-Guttenbrunn fuhr im Mai 1907 in seine banater Heimat, die er Jahrzehnte nicht mehr gesehen hatte. Die erschreckende Veränderung der Verhältnisse in seiner alten Heimat, sank ihm wie ein Brandpfeil ins Herz. Er sah mit herbem Schmerze das nationale Siechtum seines schwäbischen Volkes. Am bittersten empfand er das bedingungslose Mitwirken der seinem Volke entstammenden Intelligenz an der Vernichtungsarbeit des angestammten Volkstums. Müller-Guttenbrunn erkannte, daß es sich um die Bewahrung des Wesentlichsten im deutschen Volkstume in Ungarn handelt. Die Glocken der Heimat haben ihm mit ihrer ehernen klagenden Stimme ans Herz gegriffen, sie haben geworben und gemahnt und es kam ihm plötzlich zum Bewußtsein: „Hier liegt das Feld, das auf meinen Samen wartet". Für Müller-Guttenbrunn stand nun das Ziel seines Strebens unerschütterlich fest; den eigenvölkischen Aufgaben als Dichter und Schriftsteller zu dienen. Es tauchte in

[1] Zeitschrift „Lese". II. Jhrg. Nr. 1 München 1911.

ihm zunächst die Frage auf: wie kannst du zur nationalen Selbsterkenntnis dieses Volkes etwas beitragen? Die Antwort gab er in seinen Heimatbüchern, in denen er den Wert und das Wesen seines Volkes herausbildete. Sein Ziel war auf der einen Seite, dem Volke etwas zu bieten, wodurch es sich in seinem innersten Wesen und nach allen Seiten seiner Betätigung hin selbst erkennen lernt. Auf der anderen Seite stellte er sich zur Aufgabe, von einem kleinen, bislang noch wenig beachteten und kaum aus sich hervorgetretenen Teil des deutschen Volkes, von den deutschen Bewohnern des Banats, dem ganzen deutschen Volke ein möglichst anschauliches Bild zu geben. Nach beiden Richtungen hin arbeitete er nach den Worten Goethes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben . . . . Und wo ihr 's packt, da ist's interessant."

Müller-Guttenbrunn kehrt empört nach Wien zurück. Aus diesem Seelenzustand entsprang die „Götzendämmerung" (1907). Die „Götzendämmerung" ist der Auftakt zu einer Reihe von dichterischen Erzeugnissen, die Müller-Guttenbrunn fast ausschließlich aus dem Gesamtbewußtsein des banater deutschen Volksstammes heraus gestaltete. Was ihn zum Schreiben dieses Buches trieb, war seine Liebe zur Heimatscholle, die zugleich tiefstes Verantwortungsgefühl ist. Die „Götzendämmerung" ist jener Roman, der die Welt davon unterrichtete, daß in Ungarn die Magyaren daran waren, Millionen von Deutschen zu entfremden, ihrer Sprache und ihres Volkstums zu entkleiden. In der „Götzendämmerung" wie in den übrigen Heimatromanen sang Müller-Guttenbrunn das hohe Lied des Deutschtums im Ausland.

In stiller Bauernzähigkeit kämpfen die banater Schwaben gegen die magyarischen Entfremdungsversuche. Das deutsche Kulturleben soll unter den zwei Millionen Deutschen in Ungarn restlos begraben werden. Der Strombauingenieur Georg Trauttmann, der Held des Buches, der längere Zeit in Amerika weilte, kehrt wieder in seine banater Heimat zurück. In seinem Vaterhause und in dem viertausendköpfigen deutschen Bauerndorf beten und singen die deutschen Kinder nur noch magyarisch. Die Sprache wird sowohl von den Eltern, als

auch von den Kindern nicht verstanden. In der Kirche verkündet der Kaplan, daß der liebe Gott nur dann das Gebet erhört, wenn man in magyarischer Sprache betet. Die Dorfbeamten sprechen nur magyarisch. Sie händigen alle amtlichen Schriftstücke den Bauern in magyarischer Sprache aus, die sie nicht verstehen. Das Volk ist somit in der Unkenntnis der fremden Sprache und der Gesetze den chauvinistischen Beamten ausgeliefert. In glühender Liebe zu seinem Volksstamme, will Trauttmann seinem, von den eigenen Söhnen verlassenen Volke helfen. Er ist eifrig bemüht, es über seine trostlose Lage aufzuklären. In seiner Aufklärungsarbeit wird er stets von dem Dorfnotar gehemmt, der ihm die Heimatberechtigung abspricht. Während er sich bemüht sein Heimatsrecht wieder zu erlangen, kommt ihm der Gedanke, daß Ungarn aus dieser trostlosen Lage herausgeführt werden müsse. Er wußte es, daß das Land nur durch Arbeit vom falschen Chauvinismus und den politischen Hetzereien gesunden könne. Trauttmann hatte das Ziel, die Donau zu regulieren, dem Strome Neuland abzugewinnen, um dadurch der Abwanderung der Bewohner nach Amerika den Antrieb zu nehmen. Er wollte auf diese Weise die Landnot aus der Welt schaffen und auch die Arbeitslosigkeit, die von der aristokratischen Oberschicht künstlich genährt wurde. Durch sein großzügiges Projekt kommt Trauttmann mit der Regierung in Verbindung. Das Ministerium will seine Pläne fördern. Die kossuthistische Opposition bekämpfte aber dieses Ministerium so stark, daß es bald gezwungen war zu demissionieren. Das neue „kossuthistische" Ministerium, welches aus jener Partei hervorging, die das Volk allmählich in einen nationalen Wahnsinn verhetzt hatte, wollte von dem Donauprojekt des „Pangermanen" Trauttmann nichts wissen. Nach vielen Mühen sah Trauttmann ein, daß Ungarn nicht zu helfen war. Er kehrte mit der Urkunde über das geraubte Heimatrecht in der Tasche, wieder nach Amerika zurück. „In seinem Herzen lebte ein Heimatgefühl, das ihm niemand rauben konnte."

Das eigentliche Problem dieses Buches ist Ungarn mit den völkisch-kulturellen Zuständen der Deutschen in Ungarn.

Müller-Guttenbrunn lehnt sich eng an die kulturellen und politischen Ereignisse seiner Zeit an. An dieses Werk schließt sich die tragische Erzählung „Der kleine Schwab“ (1910). Müller-Guttenbrunns Darstellung im „Kleinen Schwaben“ quillt aus dem lebendigsten Leben, aus dem Schauen der eigenen Erinnerung. Der Dorfrichter Johann Mergel erzählt seine Erlebnisse auf dem Gymnasium zu Temesvar und Hermannstadt. Er macht uns mit dem gewaltigen Schicksal, das ihm seinen Vater raubte, bekannt. Diese Tragödie führt ihn in den Bauernhof zurück.

Der folgende Roman „Die Glocken der Heimat“ (1910) dringt ins Herz der Landschaft und den Volkscharakter der banater Schwaben. Müller-Guttenbrunn hat sich die Aufgabe gestellt, das Dorfleben zu schildern. Das Dorf, die Gemeinde kämpft um ihren Bestand, in zweiter Linie erst die Familie, die sich dem Gemeinwesen immer unterordnet. Der Held des Buches ist nicht ein Mensch, sondern ein Dorf, ein Volk. Müller-Guttenbrunn schildert in dem Roman „Die Glocken der Heimat“ ein Massenschicksal. Wie Karlsdorf um seine Deutschheit kämpft, wie das durch Parteiungen zerklüftete Volk einig und geschlossen gegen ein Größeres, ein Ueberpersönliches kämpft, gegen die entfesselte Urgewalt der anschwellenden, alles verheerenden Donau. Müller-Guttenbrunn schildert, wie die Karlsdorfer Bauern an dem Donaudamm arbeiten, wie sie sich wie eine lebendige Mauer in die Lücke werfen und wie sie mit stiller, zäher Kraft an den Wiederaufbau des überschwemmten Dorfes denken. Tiefe innige Liebe zur Vätererde quillt aus diesem Buche und der herbkräftige Duft der heiligen Scholle durchweht es. In den „Glocken der Heimat“ ist reine banater Luft, durchtränkt von der Gewitterschwüle einer ungesunden Politik, die darauf ausgeht, ein frisch aufstrebendes Volk, in seinem Herztrieb, seiner Sprache zu ersticken.

An dieses Werk reiht sich der Linzerroman: „Es war einmal ein Bischof . . .“ (1911). Im Mittelpunkte, die Gestalt des Linzer Bischofs Rudigier, der im Kampfe gegen die Staatsgewalt steht und von den Liberalen wegen des Verbrechens der versuchten Störung der öffentlichen Ruhe angeklagt ist.

Seit dem Besuche der alten Heimat hat Müller-Guttenbrunn immer lebhaftesten Anteil an der politischen Entwickelung des deutschen Volksstammes im Banate genommen, und wir müssen sie ins Auge fassen, wenn wir alle Kräfte, die seinem dichterischen Schaffen zuströmten, erkennen wollen. Unmittelbar sich an der völkischen Aufklärungsarbeit in Ungarn zu beteiligen, ist für Müller-Guttenbrunn als österreichischen Staatsbürger unmöglich gewesen. Es war dies auch für Ortsansässige nicht möglich. Wer es wagte, öffentlich über eigenvölkische Angelegenheiten zu sprechen, der wurde als heilloser „Pangermane" gebrandmarkt und sofort in seiner Lebensexistenz bedroht. Müller-Guttenbrunn fand einen Ausweg. Er sah in der Verbreitung einer gediegenen Kalenderliteratur die Möglichkeit, eine Volksaufklärungsarbeit großen Stils einzuleiten. Vor der Verwirklichung dieses Planes wurde im Februar 1911 in Wien der deutsch-ungarische Kulturrat ins Leben gerufen. Müller-Guttenbrunn wurde zum Obmann des Kulturrats gewählt. Auf seinen Vorschlag hin wurde zugleich ein Kulturfond zur Unterstützung der völkischen Aufklärungsarbeit in Ungarn angelegt. Um eine nationalgesinnte Intelligenz zu bekommen, schickte man auf Müller-Guttenbrunns Anregung hin von Wien aus jährlich mehrere Schwabenkinder auf siebenbürgisch-sächsische Schulen. Müller-Guttenbrunn ging im Mai 1911 an die Herausgabe des Kalenders. Der erste Jahrgang erschien 1912. Ihm folgten noch sechs Jahrgänge. Den Wert und die Bedeutung dieser Kalender für das Geistesleben des banater deutschen Volksstammes vermag nur der zur Genüge einzuschätzen, der die trostlosen geistigen Verhältnisse unmittelbar erlebt hatte. Ich erblicke in der starken Verbreitung dieser Kalender die eigentliche Triebfeder zu der großen deutschen Volksbewegung im Banate nach dem Kriege. Volkserzieherisch sehr interessant ist die Art, wie Müller-Guttenbrunn in seinen Kalendern dem deutschen Bauernvolke die Wichtigkeit der Sprache und die Notwendigkeit der Weiterbildung ihrer Kinder in der Muttersprache nahe gelegt hat. Zum Beweis, mit welcher Klugheit, Zähigkeit und zugleich mit welchem Verantwortungsgefühl Müller-Guttenbrunn durch seine Kalender

die breite Masse des deutschen Volkes im Banate gewirkt hat, gebe ich hier einige Stellen aus den einzelnen Jahrgängen wieder:

„Liebe Landsleute, da ist euer Kalendermann wieder mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten und guten alten Gottesgaben. Denn so dürfen wir nicht nur das Brot, das auf den Feldern wächst, nennen, so müssen wir alles Schöne heißen, das in den Gemütern unserer deutschen Dichter gedeiht. Und unser Volkslesebuch bringt euch wieder manche ihrer Gaben.“[1])

„Der Schwäbische Hausfreund“ will gar nichts anderes, als euch, eure Frauen und eure heranwachsenden Kinder in deutscher Art unterhalten und belehren und euch ein bissel den Weg weisen durch diese schlimmen Zeiten.“

„Ein guter Patriot kann nur der sein, der seine Rechte als freier Bürger und seine Pflichten gegen sich selber auch kennt. Mein gottseliger Vater hat einmal gesagt: „Jedes Schaf weiß, zu welcher Herd' es gehört und wann's dunnert werd's nit zu de Gäul (Pferde), nit zu de Kuh' oder zu de Säu (Schweine) laufen, es werd bei de Schafe bleiwe.“ Ist des nicht wahr? Aber meiner Seel', es gibt tausende Deutsche in Ungarn, die es nit wissen .....“ „Steh' zu deinem Volke, was auch draus werde“. hat ein großer deutscher Dichter gesagt. Das hat sich der Vetter Michel (unter diesem Namen hat Müller-Guttenbrunn den Kalender herausgegeben!) schon als junger Mensch hinter die Ohren g'schrieben und da steht's, jeder kann's lese. Er wär' nie euer Kalendermann geworden, wenn's nit so wäre. Er tut nur seine nationale Pflicht. Tut ihr sie auch?“

In dem Zeitraum von 1913 bis 1917 ließ Müller-Guttenbrunn drei Romane erscheinen, die er dann zu dem Werke: „Von Eugenius bis Joseph“ zusammenband. Von der Gegenwart der „Götzendämmerung“ tauchte Müller-Guttenbrunn hinunter bis zur ältesten Vergangenheit der schwäbischen Siedlung in Südungarn. Im „Großen Schwabenzug“, dem ersten der drei Bücher, siedelt Prinz Eugen, der mit deutschen Soldaten die Türken bei Belgrad besiegt hat, seine Krieger in dem Lande um Temesvar an. Einige hundert

---

1) „Schwäbischer Hausfreund“. Herausgeg. von Vetter Michel. IV. Jhg. 1915.

Schwaben folgen seinem Ruf, der feudalen Fronherrschaft und den konfessionellen Verfolgungen in der alten Heimat entrinnend. Im fernen Banat erhoffen sich die deutschen Bauern Erlösung von ihren Leiden und sie folgen gerne dem Rufe des Prinzen Eugen, der ihnen Boden und Freiheit verspricht. Der Schwabenzug nach dem fernen Südosten hebt an. In Ungarn ersteht eine neue Kultur. Im zähen Kampf ringen die Schwaben den versumpften Flußgebieten der Donau und der Theiß Neuland ab. Harte Arbeit und zweifelhafter Erfolg, denn die Sümpfe sind voll Gefahren, sie bergen verderbliche Krankheitsstoffe. Eine furchtbare Pestseuche wütet in den Sumpfgegenden und vernichtet die Anfänge der Kultur. Ganze Dörfer sterben aus. Die deutschen Bauern aber verzagen nicht, sie bleiben, arbeiten unermüdlich und hinterlassen ihren Nachkommen ein deutsches Erbe.

In den zwei anderen Büchern: „Barmherziger Kaiser" (1916) und „Joseph der Deutsche" (1917) schlagen die stürmischen Wellen der Kaiser-Joseph-Zeit nach dem banater Ländchen. Beide Werke greifen weit zurück in die geschichtliche Vergangenheit Oesterreichs. Nicht nur das Banat und die Schicksale seiner Menschen stehen im Blickpunkte der dichterischen Phantasie, sondern ganz Oesterreich, von dem das Banat ein Teil ist. Maria Theresia und noch zielbewußter ihr Sohn Joseph suchen im deutsch gewordenen Banat Ersatz für das verlorene Preussich-Schlesien. Joseph II., erfüllt von der „deutschen Sendung Oesterreichs", die durchzusetzen seine voreilende Tatkraft zu schwach war, schützt die eingewanderten Schwaben als wichtige Bindeglieder künftiger Ordnung. Es erwachsen den Siedlern immer neue Kämpfe. Sie steigern sich unerträglich, als Maria Theresia, die noch den Thron mit ihrem Sohne teilte, gegen die Pläne Josephs die banater Schwaben an den ungarischen Staat verschenkte. Als Alleinherrscher entreißt Joseph später das Banat noch einmal der ungarischen Herrschaft. Durch seine radikal-deutsch-zentralistische Politik bricht sein Werk bald zusammen. Auf seinem Sterbebett gibt er Ungarn das Banat wieder zurück. Der Roman „Joseph der Deutsche", aufgebaut auf dem banater

Volksstamm, spitzt sich zur Tragödie Kaiser Josephs zu, der auf dem Sterbebett den Zusammenbruch seines Wirkens und Wollens erlebt.

Das schönste, bei aller Schlichtheit künstlerisch stärkste Buch ist: „Meister Jakob und seine Kinder". Das Buch ist die gemütvollste Schilderung der banater Lebensart. In diesem Werke offenbart uns Müller-Guttenbrunnn das Tiefste seiner Persönlichkeit. Er zeigt uns die gediegene Kraft seines Volkes. Müller-Guttenbrunn handelte in diesem Buche nach den Worten Julian Schmidts: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit". Meiner Ansicht nach darf dieser Roman ohne besondere Bedenken neben die Meisterwerke der Dorfromane gestellt werden. Um ein solches Werk an das Tageslicht zu fördern, genügt die künstlerische Begabung nicht. Es ist unbedingte Voraussetzung, daß der Dichter mit der Scholle stark und innerlich verwachsen ist. Der Dichter muß die Heimat, ihre Schicksale miterlebt und miterlitten haben, das Besondere ihres Wesens, ihre landschaftliche Struktur, den Herzschlag ihres Lebens tief erfühlt haben. All diese Voraussetzungen sind bei Adam Müller-Guttenbrunn gegeben. An die Stoffe seiner anderen Romane kulturgeschichtlichen Einschlags kam er mehr von außen her. Dieses Werk ist innerlich erlebt. Die reine Sprache, die Volkstümlichkeit der Darstellung, die Volkskundliches spielend und doch mit äußerster Sicherheit in den Gang der Handlung einreiht, der Reichtum am eigenartigen Geschehn, das an Humor und tiefster Tragik vorbeiführt, die Fülle scharfumrissener Charaktere, denen doch keinerlei gekünstelte Originalität angehängt ist, die fast homerische Zeichnung der Umwelt, — alle das sind Vorzüge, wie sie recht selten bei einem neueren Romanwerk beisammen zu finden sind.

Nach dem Zusammenbruche von 1918 trugen Gesinnungsgenossen Müller-Guttenbrunn in Wien ein Mandat für die Nationalversammlung an. Er kandidierte auf das großdeutsche Programm und wurde auch gewählt. „Der Enttäuschungen gab es genug. Und es hat sich gezeigt, daß es für einen Schriftsteller meiner Art, den man bestenfalls einen Kulturpolitiker

nennen kann, im Rahmen einer von allen Seiten so scharf betonten Partei- und Klassenpolitik einen befriedigenden Wirkungskreis nicht gibt." Müller-Guttenbrunn vermochte sich nicht mehr in den politischen Beruf einzuleben. Er legte im Jahre 1921 sein Mandat nieder.

Müller-Guttenbrunns letzte Schöpfung ist die Lenautrilogie: „Sein Vaterhaus", „Dämonische Jahre" und „Auf der Höhe". Die Trilogie wurde im Jahre 1921 abgeschlossen und er benannte sie „Das Dichterherz der Zeit". Die Lenauromane Müller-Guttenbrunns sind nicht etwa bloß das Ergebnis des Studiums aus Quellenurkunden und Dichtungsquellen, sie sind der Ausdruck einer Seele, die die andere Seele gefunden hat.

So war Müller-Guttenbrunn siebzig Jahre alt geworden. Die philosophische Fakultät der Wiener Universität ernannte ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage für seine schriftstellerischen und völkischen Verdienste zum Ehrendoktor. Es war ihm auch beschieden, seinen Lebensabend in dem beglückenden Gefühl zu verbringen, sich einig zu wissen mit der Anschauungsweise seines Volkes. Das schwäbische Volk verehrt in ihm „den seelischen Erwecker und Verklärer seines schlichten Wesens."

Kurz nach seinem siebzigsten Geburtstage kam der Tag, an dem seine Sehnsucht sich erfüllte, die er bereits vor zehn Jahren ausgedrückt hatte:

„Was sagt mein Kalender? „Nun bist auch du alt"
Ich bitte, er lügt, ich bin jetzt bloß älter. —
O, kämen die Tage, o kämen sie bald,
Wo sagen ich dürft': Nun bist du auch kälter."

Am 5. Januar 1923 ist er in Wien gestorben.

Es gibt im Leben eines Volkes, wie im Leben des einzelnen Menschen einen Wechsel zwischen toten und schöpferischen Zeiten, zwischen Zeiten, da das Leben gleichförmig dahinfließt und solchen, da es plötzlich in den Gründen der Seele zu brausen beginnt, da das Blut wallt und neue Gefühle und Gedanken gewaltsam hervorbrechen. Wohl dem Volke, wenn es in solchen Zeiten die heilige Schöpferkraft nicht nur in herrlichen

Einzelmenschen und glanzvollen Einzelschöpfungen versprüht (wie in Italien die Renaissance), sondern wenn aus den Tiefen der Volksseele eine Persönlichkeit ersteht, die gleichsam „stellvertretend“ für das ganze Volk lebt und handelt. Durch eine solche Persönlichkeit gibt ein Volk sich selbst neuen Gehalt und neue Lebensformen. Eine solche Erscheinung war Müller-Guttenbrunn für die zweieinhalb Millionen der ungarländischen Deutschen.

„Zu heiß war ich immer im wirbelnden Streit.
Geboren, die Welt vom Grund zu verbessern,
War nie bloß zum Wort, war zur Tat ich bereit
Und fühlte mich wohl unter Dolchen und Messern.

Oft rang ich und rauft' ich und frug kaum wofür,
Verbiß mich in dies und verrannt mich in jenes,
Lag oben, lag unten und flog aus der Tür —
Wohl mir, es ging stets um Hohes und Schönes.“

Der allzu rauhe Frühreif des Schicksals kräftigte und stählte Müller-Guttenbrunn gegen die Unbilden des Lebens. „Wie viele Demütigungen er zu erdulden hatte, wie mühselig der Sohn der armen Arrestantin sich allmählich emporarbeitete, das läßt sich leichter ahnen als schildern und doch schien das tiefe Unglück seiner Mutter nur eingetreten zu sein, um als Grundlage für sein Glück dienen zu können. Der Knabe, der bestimmt schien, als Taglöhner auf dem Felde sein Leben zu verbringen“, ist zum „Erzschwaben“, zur edelsten und reinsten Persönlichkeit des banater deutschen Volksstamms geworden. Nur wenigen ist es bekannt, welche Summe von Arbeit und Kraft er verausgaben mußte, bis er zu seinem Ziele gelangte. Müller-Guttenbrunn rang sich in seinem Leben mit der Kraft seines starken Willens, allen äußeren Hindernissen zum Trotz, durch. Sein Leben und die Entwicklung seines Geistes gewährt das schöne Bild einer unter den schwierigsten äußern Bedingungen erstrebten und vollendeten Selbstbildung. Alles, was er geworden ist, hat er der eisernen Kraft seines Willens, seiner Ehrenhaftigkeit und seinem Pflichtbewußtsein zu verdanken. Durch diese Tugenden vermochte sich der schlichte banater Bauernsohn ohne irgend eine nennenswerte Stütze zu

jener Höhe emporzuarbeiten, in der wir ihn in seinem Mannesalter finden. Müller-Guttenbrunn hat um mit Goethe zu reden „in dem Strom der Welt genug Gelegenheit gefunden, seinen Charakter zu bilden". „Gereut hat's mich nicht, daß ich einen anderen Lebensweg gegangen bin als meine Kameraden vom Gymnasium. Einer von ihnen ist Bischof, einer Feldmarschalleutnant, ein dritter Minister geworden in Ungarn. Glück auf' ich bin ein Schwab' und sonst nichts, aber ich halt mich nicht für geringer als sie. Hab' auch meine Pflicht getan und mein Werk erfüllt. Jetzt, wo ich ganz nahe am Ziel bin, weiß ich es, daß es ganz gleichgültig ist vor Gott, in welcher Montur wir bei ihm erscheinen. Es wird alles von uns abfallen; nackt und bloß werden wir vor ihm stehen und nur danach gerichtet werden, wie wir unsern Acker bestellt haben."[1]) Wenn Müller-Guttenbrunn so entschieden für die eigenvölkische Selbstbestimmung eintrat, so war der Stützpunkt, auf welchen er bei all seinem Wirken seinen Hebel ansetzte, die Ueberzeugung von der Würde der Menschheit überhaupt. Was die Natur in das Wesen des Menschen gelegt hat, das war ihm heilig und unantastbar. Alles Unnatürliche war seinem Wesen zuwider.

An Müller-Guttenbrunns Persönlichkeit schieden sich für das ungarländische Deutschtum zwei Perioden. Die eine äußerte sich in dem Unbewußtsein und der Geringschätzung des eigenen Volkstums und der eigenen Sprache, in der Bespöttelung und Verachtung der kerngesunden, knorrigen deutschen Bauern und der alten schwäbischen Volkssitten seitens der sogenannten Intelligenz. Die andere ist die Frucht seiner Arbeit, die in der Liebe zur Heimat und Volkstum als dem unversiegbarsten Born schöpferischer Arbeit ihren klarsten Ausdruck findet. Nur daraus, daß er innerlich mit der banater deutschen Volksseele verbunden war, daß diese in ihm aufglühend sich offenbarte, daß er nicht bloß ein bedeutender Mensch, sondern ein Volksmann im eigentlichen Sinne des Wortes war, erklärt es sich, daß er mit so merkwürdig sicherem Instinkt den Ton traf, der zwar spät aber doch in allen deutschen Seelen Ungarns

[1]) M. G. Der kleine Schwab S. 95.

jubelnden und zornigen Widerhall erweckte. Müller-Guttenbrunn ging unbeirrt, wenn auch oft mit Bitterkeit seinem Wege nach und eroberte sich eine Seele um die andere. Seine Heimatromane sind stets zweierlei zugleich: ein Stück innerlichster, persönlichster dichterischer Selbstoffenbarung und ein Spiegel, in dem der banater deutsche Volksstamm sein eigenes Antlitz sieht. In jedem Buch schaut uns ein treuherziges Stück Heimat entgegen. Hinter jedem Buche steht Müller-Guttenbrunn der getreue Ekkehard des Banats, der feste Mann, der seine Heimat und ihre heiligen Güter hütet ohne Aufwand, ohne Pose, aber mit tiefer Liebe und zäher, unbeugsamer Kraft. Die Kraft der Liebe Müller-Guttenbrunns zu seinem engeren Volksstamme ist von jener Gewalt eines Fichte und Lagarde und gleich ihnen ist es das Ewige und Unsichtbare, das ihn am eigenen Volkstum begeistert, für dessen Verwirklichung er lebte und schuf. Müller-Guttenbrunn erkannte, wie wenige, daß es für den, der Kraft aus der Tiefe schöpfen will, der Kraft sammeln will, nur eine Quelle gibt, das Volk, aus dem er selbst geworden ist. Der Bauer war ganz besonders Gegenstand seiner Liebe. Müller-Guttenbrunn hatte ein tiefes Verstehen für die gesunde Kraft des Bauernstandes.

Goethe schreibt in seinen „Maximen und Reflexionen": „Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent, die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr; Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, und den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt."[1]) Müller-Guttenbrunn hat sich die politische Weisheit Goethes zu eigen gemacht. Er hörte in seinem Schaffen weniger auf die „Stimme" des Volkes, denn die war wahrlich nicht immer rein, er erfaßte die Volkheit, schrieb sie nieder und hielt sie gewisser-

---

1) Goethes Werke, Weim. Ausgabe Bd. 42/II. S. 194.

maßen als einen Spiegel seinem Volke vor. Wenn ich an Müller-Guttenbrunn denke, muß ich auch unwillkürlich an sein Volk denken. Müller-Guttenbrunn und das Deutschtum im Banat können nicht getrennt werden. Die tiefe Verflochtenheit Müller-Guttenbrunns mit seiner Volksgemeinschaft bestimmt sein eigentümliches Wesen. Sein Sehnen, Arbeiten und Streben galt einer innig zusammengehörenden Gemeinschaft aller Deutschen. Er glaubte als Auslandsdeutscher an das geistige Deutschland, das nicht auf Grenzpfähle beschränkt, das fester an die Ewigkeit gebunden ist, als irgendein politischer Begriff. Dies größere Deutschland, dessen Zauber jedes rechten Auslandsdeutschen Herz höher schlagen läßt und in dessen geheimnisvollem Banne der Reichsdeutsche sich am ehesten befindet, wenn fern vom Bord seiner politischen Heimat ihm plötzlich mitten in einem Meer fremden Volkstums Töne seiner eigensten, teuersten Heimat, der Heimat im Geist und Gemüt, an sein Ohr dringen. Gott stellte uns Auslandsdeutsche fern vom Mutterlande mitten in das Völkermeer hinein. Gleichviel aus welchen Ursachen — er stellte die dreißig Millionen Auslandsdeutsche hinein und gab ihnen damit den Befehl, sich gegen eine feindliche Welt, die sehr oft blutdurstig ist, zu stellen und zu bewahren. Eine Aufgabe, wie sie gleich gewaltig keinem Volke der Welt gestellt wurde. Eine Aufgabe der Art, wie sie Gott nur einem seiner Erwählten, einem Genie stellte. Denn nur das Genie muß sich aus bloßem Glauben an die eigene Bestimmung gegen eine feindliche Welt und, was mehr ist, gegen die Zweifel in der eigenen Brust erhalten!

Müller-Guttenbrunn wußte, was seinem Volke fehlte: die Seele, die allzulange als das Opfer fremder Willkür ins Dunkel verbannt war. In den Zeiten, als die Entnationalisierung in Ungarn ihre Blüte erreicht hatte, da wußte er nicht, was kommen würde, er hielt auch das Schlimmste für möglich. Er vertraute aber auf irgend eine innere Notwendigkeit der Geschichte, auf Gottes verborgenen Willen. Müller-Guttenbrunn täuschte sich in seinem Glauben nicht. Die Feinde waren für das Deutschtum in Ungarn, die Teufel, die das Böse wollten und das Gute schufen.

2.

Ungarn und die kulturpolitische Lage des Deutschtums in Ungarn vor und in der Entstehungszeit der Heimatromane Müller-Guttenbrunns

Um einer befriedigenden Lösung meiner bereits erwähnten Aufgabe nachzukommen, muß ich vorher noch einen Blick auf die tatsächliche kultur- und volkspolitische Lage des Deutchtums in Ungarn vor und in der Entstehungszeit der Heimatromane Müller-Guttenbrunns werfen. Es muß meiner Meinung nach namentlich auf jene Erscheinungen hingewiesen werden, die zum Verständnis der Werke Müller-Guttenbrunns unerläßlich sind. Ich werde mich natürlich nur auf Andeutungen beschränken müssen, denn alle Fragen gründlich ausführen zu wollen, würden den Rahmen dieses Kapitels bei weitem überschreiten.

Bekanntlich zogen im Laufe der Jahrhunderte Millionen deutscher Volksgenossen mit ihren Familien aus dem Reiche, um sich in der Fremde ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Es entstanden in vielen Ländern größere deutsche Siedlungsgebiete. Tausend und abertausend Deutsche mußten für fremde Ziele ihr Bestes, ihr deutsches Leben, selbstlos dahingeben. Alle übrigen Völker der Erde mit einem stärkeren Nationalbewußtsein und völkischem Zusammengehörigkeitsgefühl bedienten sich des Fleißes und der Tüchtigkeit der Deutschen. „Als ob ein dunkles Verhängnis ihn triebe, stürzt der Deutsche sich oft kopflos in den Strom der Auswanderung, aber sowie er wieder einmal festen Boden unter seinen Füßen hat, sowie er einmal beginnt, die alten Sitten in der neuen Heimat aufzurichten, kehrt ihm auch der alte praktische Blick,

der Mutterwitz, das heilsame Mißtrauen wieder. Seine Ausdauer und seine Zähigkeit machen den deutschen Bauer zum geborenen Kolonisten; sie haben ihn zum großartigen weltgeschichtlichen Beruf geweiht, der Bannerträger deutschen Geistes und deutscher Gesittung an aller Welt Enden zu werden.[1])

Kein Land predigt die Wahrheit dieser Sätze lauter als Ungarn, dessen Kulturboden durch deutsche Kraft gedüngt, von deutschem Geiste bearbeitet worden ist.

Im Laufe des XVIII. Jhdr. zogen tausende urwüchsiger, deutscher Bauern aus Süddeutschland die Donau hinab nach dem Südosten und ließen sich im Banat nieder. Aus kleinen Anfängen entstand hier ein großes deutsches Siedlungsgebiet, wo deutsche Bauernfäuste ödem Schlamm und Sandboden strotzende Fruchtbarkeit abgerungen haben. Durch die unermeßliche Arbeitsleistung der Deutschen ist die versumpft und verseucht gewesene Halbinsel zwischen den drei größten Flüßen des Landes Marosch, Theiß und Donau die Kornkammer „Ungarns“ geworden. Unermeßliche Fortschritte haben die Deutschen namentlich im Banate erzielt, obgleich sie bei ihrer Niederlassung außer der persönlichen Freiheit und einigen materiellen Vergünstigungen keiner sonstigen sozialen oder gar politischen Vorrechte teilhaftig wurden. Im ersten Jahrhundert der Ansiedlung war die Bauernbevölkerung des Banats fast ausschließlich mit der Urbarmachung des Bodens beschäftigt. In einem Gesuche vom Jahre 1849 an den Kaiser Franz Josef, das von mehreren banater deutschen Gemeinden unterschrieben wurde, heißt es: „Arbeit nur war unser Element, das Stückchen Feld, das wir bebauten, unsre Welt, das einzige Ziel, nach welchem wir gemeinschaftlich strebten war: Fleißige Bauern und treugehorsame Untertanen zu sein. So kam das verhängnisvolle Jahr 1848, wo der laute Ruf nach Gleichberechtigung aller Nationalitäten auch uns aus dem Schlummer politischer Untertänigkeit erweckte und uns nun erst wahrnehmen ließ, daß es für uns, als Stammesverwandte der großen deutschen Na-

[1]) Wilhelm Heinrich Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. S. 93. Stuttgart und Tübingen 1851.

tion, sehr drückend und betrübend sei, sehen zu müssen, wie der deutsche Volksstamm, welcher im ganzen Ungarlande zerstreut Millionen — hier aber in dieser Gegend an eng beisammen Wohnenden dritthalbhunderttausend Köpfe zählet, nicht mit den übrigen als gleichberechtigte Nation sondern bloß als eine schutzlose Waise im Hause einer anderen Nationalitäts-Fraktion betrachtet werde."[1]) Die banater Deutschen verlangten in diesem Gesuche vom Kaiser ein unmittelbares Oberhaupt „unter dessen Schutz unsere Angelegenheiten Gerichtpflege und öffentliche Verwaltung in deutscher Sitte behandelt und geleitet werde." Dieses Gesuch ist leider nicht berücksichtigt worden und so stand die deutsche Bauernbevölkerung bis unmittelbar vor dem Kriege ohne Führer und ganz auf sich selbst gestellt da.

In Ungarn war im Jahre 1848, wie in den übrigen Staaten Europas, die Stimmung reif für eine Revolution. Auch hier forderten die Völker Freiheit und Gleichheit. Aber es trat an die Stelle des „Volkes" das Volk der Magyaren. Schon vor 1848 begann in Ungarn eine Bewegung, die die Tendenz verfolgte, aus dem ungarischen Nationalitätenstaat über Nacht einen Nationalstaat in dem Sinne zu machen, daß die Gesamtheit der Staatsangehörigen zu einer magyarischen Einheit geschmiedet werden müsse. Das Ideal aller führenden Magyaren war und ist die Schaffung des einsprachigen magyarischen Nationalstaates. Sie begnügten sich nicht, in den Freiheitskämpfen, für das Selbstbestimmungsrecht ihres Volkes in die Schranken zu treten, sondern sie forderten die Wiederherstellung der „avitischen" Verfaßung und beanspruchten dadurch auch das Recht, andere Nationalitäten beherrschen und magyarisieren zu können. Zur Erreichung dieses Ideals sollten alle Widerstände gebrochen werden. Unter Führung Kossuths forderten sie die Einführung der magyarischen Sprache in Amt und Schule auf Kosten aller anderen Völker, die in Ungarn lebten. Von einer Gleichberechtigung der Nationalitäten wollten die Anhänger Kossuths nichts hören. Die eindringlichen

---

[1]) Abgedruckt in der Zeitschrift: Deutsche Kultur in der Welt, IX. Jhrg. XIV. Sonderheft. Leipzig 1923.

Mahnungen und Warnungen, die Bewegung zu mäßigen, der Vernunft und Besonnenheit zur Herrschaft zu helfen, des Dichters Franz von Kazinczy, oder des Grafen Stefan Szechenyi, der heute noch in Ungarn als der „größte Magyare“ gilt, fanden in den Kreisen der Eiferer nur Spott und Hohn. Franz von Kazinczy schrieb an den serbischen Dichter Lucian Muschitzky: „Die Wahrheit ist jede Nation, für jede Partei gemeinsam und die Guten und Weisen verstehen einander auch in getrennten Parteien. Wehe jenem Elenden, dessen Augen am Kleide und am Laute Anstoß nehmen.“[1])

Graf Stefan Szechenyi rief in einer Sitzung der ungarischen Gelehrtengesellschaft seinen Volksgenossen folgende Wahrheit zu: „Es ist eine arge Täuschung, daß einer schon zum Magyaren wird, wenn er ungarisch sprechen kann. In Angelegenheit der nationalen Sprache wurden auch die Kaltblütigsten hingerissen, die Scharfsinnigsten mit Blindheit geschlagen, die Gerechtesten zum Vergessen der alten Wahrheit geneigt, daß man keinem anderen tun solle, was man sich nicht selber wünscht. Das gelte am meisten jenen gegenüber, die für ihre Nationalsprache eifern. Ein solcher ungerechter Uebereifer führe aber gerade ins Verderben. Im Friedenswerke der nationalen Umgestaltung erzeugt die geringste Gewalt eine Reaktion und eine einzige Ungerechtigkeit rächt sich tausendfach. Hier siegt nur allein die geistige Superiorität und die ewige Wahrheit“ . . . „Hätte die ungarische Nation sich innerhalb der gesetzlichen Schranken gehalten, dann wären auch bei den anderen Nationalitäten die Leidenschaften nicht in Aufregung gekommen. Das Magyarentum habe sich mit Gewalt auch in solche Kreise gedrängt, wo es kein ungarisches Wort gegeben, weil die Gründer jener Vereine nicht ungarischer Zunge gewesen: aus Versammlungen und Unterhaltungen habe man jede andere Sprache auszuschließen gesucht; die Predigten in ungarischer Sprache für solche Hörer gehalten, von denen kaum ein Zehntel dieselben verstehen konnte. Und welche Herabsetzungen

[1]) Vergleiche: J. H. Schwicker: Die Deutschen in Ungarn u. Siebenbürgen. S. 182. Wien 1881.

und Demütigungen mußte jener erfahren, der sich von diesem Strome der Geistesverwirrung nicht fortreißen ließ! Wer gegen diese Gewalttätigkeit, Intoleranz und Härte ein warnendes Wort sprach, den schalt man als einen schlechten oder feigen Patrioten und überhäufte ihn mit Schimpf. Wenn aber ein Nichtungar von diesem Uebereifer gedrängt, auch seine eigene Sprache verteidigt, dann wirft man ihm secessionistische Tendenzen vor" .... "Es gibt vielleicht kein Land, in welchem die erhabene Idee des Patriotizmus mit der Nationalsprache derart verwirrt worden als eben in Ungarn, wo sich einer schon als guten Patrioten betrachtet, weil seine Zunge die ungarische Sprache zu reden vermag. Das magyarische Wort ist aber noch kein ungarisches Staatsgefühl und der Mensch deshalb noch nicht tugendhaft, weil er gerade ein Magyare ist."[1])

Während der Revolution lehnten sich die Sachsen, Rumänen und Serben gegen die von Kossuth verkündete „Freiheit" auf, die nicht weniger als eine unerträgliche Bedrückung fremden Volkstums bedeutete. Die Revolution endete mit der Niederlage der Magyaren. Die führenden Persönlichkeiten der Magyaren, Franz Deak, Eötvös usw. sahen nun ein, daß man im Interesse des ungarischen Staats den Forderungen der Nationalitäten unbedingt Rechnung tragen müsse. Von 1860 bis 1870 hatte es in Ungarn den Anschein, als ob die Vernunft und die Besonnenheit zur Herrschaft gekommen wären. In der ungarischen Landtags-Adresse vom 6. Juli 1861 heißt es: „Wir wollen unser konstitutionelles Leben auf der Basis vollständiger Rechtsgleichheit entwickeln und sicherstellen. Wir wollen, daß in Bezug auf den Genuß der bürgerlichen Rechte weder die Religion noch die Nationalität zwischen den Bürgern des Landes einen Unterschied begründe, und wir wollen, daß die Nationalitäts-Ansprüche unserer Mitbürger nicht-ungarischer Zunge in Allem, was ohne die politische Zerstückelung des Landes und ohne Aufopferung seiner gesetzlichen Unabhängigkeit zu bewerkstelligen ist, durch das Gesetz

---

[1]) Vergleiche: J. H. Schwicker: Die Deutschen in Ungarn u. Siebenbürgen S. 188. Wien 1881.

garantiert werden.[1]) Nachdem Ungarn im Jahre 1867 durch den sogenannten „Ausgleich“ mit Oesterreich seine staatliche Selbständigkeit erlangt hatte, schufen Franz Deak und Eötvös im Jahre 1868 das „Nationalitätengesetz“, welches alle im Reiche der Stephanskrone wohnenden zwölf Nationalitäten so sehr befriedigen sollte, daß sie in ihrer Einverleibung in die „unteilbare politische ungarische Nation“ keine Gefährdung ihres Volkstums erblicken konnten. Man räumte in diesem Gesetz den Nationalitäten alle Rechte einer freien selbständigen Entwicklung ein. Das Gesetz harrt leider heute noch der Durchführung. Diese Bestimmungen sind nie erfüllt worden. Es ist dies eine Erscheinung, der man in den Korruptionsstaaten im Südosten immer wieder begegnet. Die Gesetze in der Nationalitätenfrage werden nicht geschaffen, um sie im Lande zum Wohle des Staates anzuwenden, sondern um mit ihnen dem Ausland etwas vorzutäuschen.

In Ungarn standen bis zum Jahre 1905 zwei große Parteien gegenüber. Die Liberalen, die die Versöhnung mit Oesterreich herbeiführten und die Unabhängigkeitspartei, die am Tage der Königskrönung ihre Schwüre auf die Grundsätze Kossuths erneuerte. Ihr Ziel war die staatliche Loslösung von Oesterreich und die Verwirklichung des einsprachigen magyarischen Nationalstaates. Die Unabhängigkeitspartei hat in jahrelanger Wühlarbeit die Grundlagen des ungarischen Staates schwer erschüttert. Sie setzte es durch, daß entgegen dem Nationalitätengesetz, seit 1867 zielbewußt und planmäßig die Magyarisierung des deutschen Schulwesens betrieben wurde. Die Bestimmungen des Nationalitätengesetzes fanden die Anhänger der Unabhängigkeitspartei als „gefährliche Zugeständnisse“ an die Nationalitäten und forderten ihre Zurücknahme und Nichtberücksichtigung.

Nach dem sogenannten Apponyischen Schulgesetz vom Jahre 1917 durfte in den Schulen, in denen die magyarische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt war, „dieser Zustand nicht mehr geändert werden“. Das Gesetz verlangte weiterhin, daß der Unterricht in den Volksschulen derart sein müsse, „daß

[1]) Eötvös: Die Nationalitätenfrage in Ungarn. Wien 1865.

die Kinder ihre Gedanken, ihren Lebenszwecken entsprechend, in der magyarischen Sprache verständlich auszudrücken vermögen." Wurde in den Schulen „das magyarische Ziel" nicht erreicht, so hatte der Minister das Recht, den schuldigen Lehrer abzusetzen und die Schule zu sperren.

Die Folgen dieser Schulverhältnisse waren für die deutsche Bauernbevölkerung in Ungarn verheerend. Der größte Prozentsatz der deutschen Bauern war nicht im Stande infolge des grauenhaften Schulbetriebes weder in der magyarischen noch in der Muttersprache fließend zu lesen und korrekt zu schreiben. Die Torheit dieser Schulpolitik ist gegen Ende des Krieges von dem größten magyarischen Staatsmann Stefan Tißa eingesehen worden. Er erklärte im ungarischen Reichstag am 25. Juli 1917 folgendes: „Wollen Sie ja bedenken, welche riesige Verbitterung der Umstand bei unseren Schwaben, diesem besten und festesten Element der politischen ungarischen Nation, verursacht, daß ihre Kinder aufwachsen und nicht mehr deutsch schreiben und lesen können. Ich bitte zu sehen, welche Verbitterung es macht, daß der Soldat aus dem Kreise dieses verständigsten und über gründliche Bildung verfügenden Volkes seinem Vater nach Hause schreibt und der Vater einen Dolmetscher braucht, um den Brief seines Kindes zu verstehen".

Durch die Schaffung des Ortsnamengesetzes wurde der geschichtlich gewordene Charakter des Landes übertüncht. Viele hundert deutsche Ortsnamen sowie Engelsbrunn, Schöndorf, Marienfeld usw. gaben einst Zeugnis vom geschichtlichen Dasein der zwei Millionen Deutschen im ungarischen Staat und ihrer Mitarbeit am Gedeihen des Landes. Diese Ortsnamen sind äußerlich verschwunden. Das hundertjährige deutsche Theater wurde überall ausgerottet. Keine amtlichen Urkunden wurden anders als magyarisch ausgefertigt, kein Gericht verhandelte anders, keine Aufschrift war im ganzen Lande mehr deutsch. Die Nationalitätenpresse hat man durch unerhörte Verfolgung mundtot zu machen versucht. Man hat alle Mittel der Gewalt angewendet, um diese „lästige" Presse aus der Welt zu schaffen. Viele Verwaltungsbeamten, denen von oben her die Sendung eingeimpft wurde, den Nationalstaat im kleinen

aufzubauen, haben den Wert des Staatsbürgers an dessen Bereitwilligkeit sein Volkstum zu verleugnen, gemessen. Die Protokollsprache aller Gemeinden war die magyarische. Gegen Recht und Gesetz ist tausendfältig gehandelt worden, und niemand hat dem Einhalt geboten. Und dies alles geschah, um den Eindruck hervorzubringen, als gäbe es in Ungarn überhaupt keine Nationalitätenfrage mehr, und als wäre der magyarische Nationalstaat, wenn nicht gerade fix und fertig, so doch auf dem besten Wege, es baldigst zu werden. Da fragt man sich, was haben denn diese Nationalitäten in Ungarn verbrochen, daß man sie fünf Jahrzehnte hindurch peinigte, sie an ihrer natürlichen Entwickelung hinderte, sie nicht scheinen ließ, was sie sind und wie sie sind und sie dem Magyarentum als Versuchsmaterial für hirnverbrannte Utopien überließ?

Diese Frage zu beantworten, würde den Rahmen dieses Kapitels überschreiten. Ich muß mich begnügen, darauf hinzuweisen, daß der Kern des Uebels im nationalen Chauvinismus zu suchen ist. Der kleinste Widerstand gegen diese trostlosen Zustände des Landes erschien den chauvinistischen „Stürmern und Drängern“ als ein Staatsverbrechen. „Wer könnte es leugnen“, schreibt der bekannte Banater Geschichtsschreiber Schwicker, „daß unter der Einwirkung dieses leidenschaftlichen Chauvinismus, der insbesondere in einem Teile der magyarischen Presse sich kundgibt, die heutige Lage der Deutschen in Ungarn keine angenehme geworden ist? Aller Geschichte und Erfahrung zum Hohn, ja im Widerspruche mit den Gesetzen des Landes erklären diese Chauvinisten die Deutschen für Fremde, Bettler und Eindringlinge, die nur geduldet werden, und fordern von ihnen die Verleugnung ihrer angestammten Nationalität, weil sie ungarisches Brot essen. Dieser verblendete Nationalismus betrachtet die Ablegung der eigenen Nationalität bei den nicht-magyarischen Volksstämmen als eine Pflicht und verletzt dabei mit seltener Roheit bei seinen Mitbürgern gerade diejenigen Gefühle, welche er bei sich selber für heilig erklärt. Auf Seiten dieser Chauvinisten wird es als nationale Errungenschaft verherrlicht, wenn dieser oder jener seinen Familiennamen magyarisiert, wenn man deutsche Auf-

schriften, deutsche Kellner und Schauspieler verfolgt und andere derlei Heldentaten mehr verübt.[1])

Durch die Entfremdung der Schulen hat das Deutschtum in Ungarn an das magyarische Volk eine unabsehbare Zahl von Männern der Wissenschaft, Kunst und Literatur, der Industrie und des öffentlichen Lebens in allen seinen Formen abgegeben. Es sei an dieser Stelle nur erwähnt, daß der gegenwärtig größte Schriftsteller der Magyaren Franz Herzog (heißt jetzt Herczeg Ferenc) ein Banater Schwabe ist, dessen Eltern kein Wort magyarisch verstanden.

Durch die fortgesetzte Bedrückung in Amt und Schule ist wie erwähnt, so manches im Leben der Deutschen brüchig geworden, aber von einer Magyarisierung konnte nicht die Rede sein, denn zur Entnationalisierung eines deutschen Bauernvolkes reichen die Schulmeister und Beamten nicht aus. Der deutsche Bauer trug, trotz allen Vorkommnissen, das Bewußtsein seines Deutschtums in sich. Er hat sich in feierlichen Augenblicken nicht ohne Stolz darauf berufen. Er war der stärkste Hort des Deutschtums in Ungarn. Er ließ die ungünstigen politischen Zeiten über sich ergehen wie schlechtes Wetter und Mißwachs und dachte sich stets dabei: „Wird schon besser werden". Durch seine zähe Widerstandskraft hat er nicht nur das Deutschtum zahlenmäßig erhalten, sondern auch vermehrt. So sind zum Beispiel nach Griselini ungefähr siebzigtausend deutsche Seelen ins Banat eingewandert. Die ungarische Volkszählung vom Jahre 1900 weist im Banat 450.517 Personen mit deutscher Muttersprache auf. Das sind jedoch nicht alle, denn die ungarische Volkszählung zählt nämlich als „Muttersprache" nicht d i e Muttersprache, sondern diejenige Sprache, die man am „häufigsten" spricht. Es würde zu weit führen, mich mit diesem Mißbrauch auseinanderzusetzen. Ich muß mich begnügen, darauf hingewiesen zu haben.

Die deutsche Bevölkerung in Ungarn lebt fast ausschließlich in den Dörfern. Das Dorfleben entfaltet sich durchweg in streng geschlossenen, völkisch einheitlichen Siedlungen. Wie in

---

[1]) Dr. J. H. Schwicker: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien 1881.

Süddeutschland feiern sie ihre Feste unter sich. Ihre Kirchweih, Metzlsupp, Spinnreih, Oster- und Pfingstbräuche, ihre Lieder und Tänze sind uraltes, deutsches Volksgut. Die Sprache des Hauses und des dörflichen Verkehrs ist selbstverständlich die deutsche Mundart.

Parallel mit dem Bestreben, einen magyarischen Nationalstaat zu verwirklichen, haben sich immer mehr Deutsche auf das ware Wort Herders besonnen: „Wer mir meine Sprache verdrängt, will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und die Rechte meines Volkes rauben.“ Vom Jahre 1890 bis 1914 war für das Deutschtum in Ungarn die Zeit des Uebergangs von der passiven zur aktiven Volkheit. Es war dies die Zeit der Läuterung des Nationalbewußtseins. Die Kraft des Gemeinschaftswillens kam immer mehr zum Durchruch. „Nieversiegte Quellen deutschen Volkslebens, von deren Kraft die Leichenbitter des Banater Schwabentums keine Ahnung hatten, floßen so fröhlich und stark wie je. Das Geschrei der Wenigen, die sich der Tagesmode anbequemten, blieb ohne tiefere Wirkung. Die Masse des Volkes zeigte sich den Urvätersitten treu und ergeben, ja es wurden eben um die Zeit der Millenniumsfeier die ersten Spuren einer bäuerlichen Opposition gegen die den Schwaben gegenüber an den Tag gelegte Magyarisierungspolitik bemerkbar. Ueberall zeigten sich dem Näherzusehenden Keime, die in der Folge zu kräftigen Stützen der völkischen Wiedergeburt werden sollten. Auch die Eroberung der Schulen ging nicht so glatt von statten, wie man erwartet hätte; in diesem Kampfe um die Volksschule wurde die deutsche Bauernschaft zum erstenmale aus ihrer völikschen Teilnahmslosigkeit aufgerüttelt. Doch damit nicht genug: blieb die Opposition auf die Bauernschaft allein beschränkt, so stand den politischen Machthabern eine führerlose, unorganisierte Masse gegenüber, die mundtot zu machen gar nicht schwer fiel; schlimmer war, daß diese Bewegung auf die aus dem Bauern- und Bürgerstande hervorgegangene studierende Jugend übergriff. Nicht einmal Mittel- und Hochschulen vermochten mehr, was man der Volksschule zumutete, den schwäbischen Nachwuchs dem Magyarentum ganz zu assimilieren. Und was

neben diesen beiden Momenten höchst bedeutungsvoll erscheint: schon um 1890 setzt leise und schüchtern die literarische Bewegung ein, die auf die Um- und Neugestaltung des geistigen Lebens der südungarländischen Deutschen von höchstem Einflusse werden sollte."

Im Jahre 1907 wurde die erste politische Vereinigung die „Ungaländische deutsche Volkspartei" gegründet. Sie vermochte zwar für den ungarischen Reichstag keine positiven Erfolge zu erzielen, dagegen kann aber ihre aufklärerische Tätigkeit unter dem deutschen Bauernvolke nicht genügend hoch eingeschätzt werden, zumal das fehlende nationale Bewußtsein und das der Zusammengehörigkeit und Einheit aller Deutschen in Ungarn noch geweckt werden mußte. Allen Gendarmen zum Trotz ist manche gute Aussaat gelungen, die unmittelbar nach dem Kriege ganz vorzüglich gedieh. Sie wurde zu der mächtigen nationalen Bewegung, die das Deutschtum im Banat erfaßt hat. Das stetige Erstarken des völkischen Bewußtseins der Banater Deutschen ist nichts anderes als die allmählich sich durchsetzende Selbstbestimmung eines urgesunden und innerlich reichen Volkes. Das deutsche Volk als Minderheit in einem fremden Staate ist in seiner Entwickelung von dem staatsführenden Volk psychisch dadurch stark unterschieden, daß es nie in dem Bewußtsein leben kann, seinem völkischen Willen durch die Mittel der Staatsgewalt Ausdruck zu verleihen. Es sind rein sittliche Kräfte, durch die der Volkswille zur Macht wird. Um diese Kräfte zu nähren, dazu bedurfte es bei dem Deutschtum in Ungarn vor allem der geistigen Nahrung, die in Müller-Guttenbrunn eine reiche Quelle gefunden hat.

2. Kapitel

Die Entstehungsgeschichte der Heimatromane

1.

Die äußere Entstehungsgeschichte

Um in den Werken eines Dichters alle poetische Werte auffinden und hinreichend würdigen zu können, bedarf es nicht nur einer Analyse der Dichtungen, sondern auch des dichterischen Schaffens. „Wir müssen all die verwickelten Lebensbedingungen erforschen, unter denen die Blume der Poesie emporsprießt, wir müssen den Boden kennen lernen, in dem sie keimt und gedeiht".[1]) Ich habe es mir zur Aufgabe gestellt, die drei Heimatromane Müller-Guttenbrunns „Götzendämmerung", „Die Glocken der Heimat" und „Meister Jakob und seine Kinder" zu würdigen. Die erwähnten Romane schöpfte der Dichter aus einer Quelle. Sie hängen innerlich mit einander zusammen. Ein Werk ist die Ergänzung zum anderen. Sie bilden zusammen ein Ganzes. Deshalb habe ich auch die Absicht alle drei Romane zu zergliedern. „Die Götzendämmerung" gibt uns ein Bild von dem ungarischen Völkerstaat und der geistigen Versklavung der zweieinhalb Millionen Deutschen in diesem Staatsverbande. In dem zweiten Buche „Die Glocken der Heimat" begegnen wir demselben deutschen Volke, das unter schweren Kämpfen gegen menschliche Willkür und Unterdrückung einerseits und gegen die unerbittlichen Kräfte der Natur andererseits die Eigenart und den Boden der Väter in deutschem Kolonistenstolz treu behauptet. In „Meister Jakob und seinen Kindern" vergegenwärtigt uns Müller-Guttenbrunn die Grundsäule dieses Volkes, die auslanddeutsche Familie mit allen ihren Sorgen und Gedanken. Müller-Guttenbrunn macht uns mit einem Worte in diesen drei Werken mit der Familie, mit dem Volke und dem Staate bekannt, die ein unzertrennbar

[1]) Elster: Prinzipien der Literaturwissenschaft. I. B. S. 76. Halle 1897.

zusammengehörendes Ganzes bilden, von dessen Wohl das Schicksal der Menschheit abhängt. Dieses Ganze wird und kann aber nur dann gedeihen, wenn jedes Glied urgesund ist und seine göttliche Bestimmung treu erfüllt. Dem traf in Ungarn und trifft auch heute in vielen Staaten nicht zu. Um die genannten Wurzeln aller Kultur gesund zu erhalten und damit den ungarischen Staat vor dem Untergange zu retten, schenkte uns Müller-Guttenbrunn die drei Romane.

Ich werde auch hie und da namentlich in der äußeren Entstehungsgeschichte einen Seitenblick auf die übrigen dichterischen Erzeugnisse werfen. Dies tue ich deshalb, weil wir es bei Müller-Guttenbrunn mit einer recht seltenen Erscheinung zu tun haben. Während die meisten Dichter in ihrem hohen Alter, wie Raabe sagt, zum „Schriftsteller a. D.“ geworden sind, so ist Müller-Guttenbrunn in seinen alten Tagen zum Dichter im vollsten Sinne des Wortes geworden. Als er starb, war er 70 Jahre alt. In den letzten 14 Jahren seines Lebens hat er der deutschen Literatur nicht weniger als zwölf wertvolle Romane, zehn größere Werke, Sammlungen von Novellen und Erzählungen, ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn, zahlreiche Feuilletons durchaus künstlerischen Gehalts geschenkt. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller gab er das großartige Werk „Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie“ heraus. Außerdem hatte er noch tausende für das Deutschtum, insbesondere für das Auslandsdeutschtum wertvolle politische Artikel geschrieben. Dabei versäumte er auch seine übrigen Obliegenheiten nicht. Vor allem wurde er nicht müde, an seinem geistig und national unterdrücktem Volke zu rütteln.

Es taucht naturgemäß die Frage nach dem Grund dieser reichen und produktiven Tätigkeit auf. Sie zu beantworten, wird auch im Rahmen dieser Betrachtungen meine Aufgabe sein. Ebenso harrt eine andere Frage, die ein hervorragender deutscher Krtiker an den Dichter stellte, warum Müller-Guttenbrunn erst in seinem hohen Alter seine Werke schrieb, der Beantwortung. Auf diese Frage gibt der Dichter uns folgende interessante Antwort: „Bekanntlich wird der Schwabe mit vierzig Jahren

gescheit, ich als Banater Schwabe bin erst mit fünfzig Jahren gescheit geworden“. Dem Ungeweihten sagen diese Worte nichts. Tieferblickenden verrät diese Antwort das ganze Geheimnis seines Lebens. Aus dem ersten Kapitel meiner Darlegungen entnehmen wir, daß Müller-Guttenbrunn glaubte, in der Verwirklichung eines auf rein nationaler Grundlage fussenden Volkstheaters die Bestimmung seines Daseins zu erblicken. Fünfzig Jahre ist er alt geworden, bis er nach zahlreichen Widerwärtigkeiten, Sorgen und Nöten in tiefer Enttäuschung sein Lebensideal zwar nicht aufgab, aber den Glauben an die Verwirklichung in absehbarer Zeit fast ganz verlor. Noch schlummerte die Heimat in ihm, deren Kräfte die Quellen zu seinem Schaffen sein sollten. Sie haben, nach so vielen Enttäuschungen in des Dichters Leben, allmählich die Oberhand bekommen. Und eines Tages sagte Müller-Guttenbrunn zu sich: „Tue deine nationale Pflicht“.

Ueber die äußere Entstehungsgeschichte von den Dichtungen Müller-Guttenbrunns sind wir durch des Dichters eigene Angaben sehr gut unterrichtet. Er hatte die Gewohnheit, die Zeit der Entstehung aller seiner Werke mit Bleistift auf die Innenseite der Schublade seines Schreibtisches zu verzeichnen. Genauer und ausführlicher gibt er die Entstehungszeit seiner Werke in seinen Tagesbüchern an. Hier geht die Genauigkeit oft soweit, daß aus ihnen ersichtlich ist, wann ein neues Werk begonnen wurde, wie lange es der „Feile“ bedurfte, wieviel Druckbogen das „Manuskript“ umfaßte, wann die Arbeit dem Verlage übergeben wurde; dazu die Daten der letzten Durchsicht und die Absendung der Korrekturen. Wir werden bald sehen, daß die Tagebücher nur in bezug auf die äußere Entstehung uns so reichhaltigen Aufschluß geben. Im übrigen, namentlich über das innere Werden seiner Schöpfungen, sind sie sehr wortkarg.

Müller-Guttenbrunn hat nach Rückkehr aus seiner Banater Heimat am 26. Mai mit der „Götzendämmerung“ begonnen und am 10. August, also nach 76 Tagen lag das Werk vollendet vor ihm. Indessen war er viermal in Budapest, vom 23.—28. Juni machte er eine Donaureise bis Peterwardein und zurück und versäumte keine seiner übrigen Pflichten In seinem Tagebuche

vom Anfang Juli schreibt Müller-Guttenbrunn: „Roman schreitet fort, schon 150 S. — Viele Dinge und Menschen gesehen. Das Buch wird schrecklich war, aber Roman wird es keiner.“ Vom 10. August 1907 sagt das Tagebuch: „Den Roman heute abgeschlossen ... Jetzt kommt aber die Feile, wenn er und ich ausgekühlt sind, in 14 Tagen. Es ist ein Buch für Männer!“ Nachdem Müller-Guttenbrunn am 30. August 1907 das „Manuskript“ dem Akademischen Verlag übergeben hatte, schrieb er am 31. August in sein Tagebuch: „Mir ist heute, wie einer Kuh sein mag, der man das Kalb genommen. Man soll so junge Sachen nicht von sich lassen. Aber freilich das Buch ist aktuell im brennendsten Sinne des Wortes, jeder Tag kann eine Umwälzung in Ungarn bringen. Es brodelt da unten wie in einem politischen Hexenkessel“. Von den verschiedenen Titeln: „Götzendämmerung“, „Die Männer von Zinkota“, „Ein Lebensjahr“, „Ein Jahr in der alten Heimat“ hat er den ersten als den besten beibehalten. Auf dem Manuskript stand: „Götzendämmerung“, zeitgeschichtlicher Roman von xxx. Der Romantitel wurde anläßlich der Korrektur am 15. Oktober auf Wunsch Müller-Guttenbrunns fallen gelassen und mit „Götzendämmerung, Ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn“ ersetzt. Nach der Revolution im Jahre 1919 hat Müller-Guttenbrunn das Buch durchgesehen und wieder mit dem Romantitel versehen. „Während der Arbeit sagte ich mir Leitartikelpoesie! Jetzt bei der Korrektur kommt mir das Buch tiefer vor. Es ist wie mein Testament an die Heimat. Solch ein Buch mußte ich einmal schreiben“.[1]) Am 10. November 1907 ist das Werk im Buchhandel erschienen. Die ersten zwei Auflagen erschienen — wie oben erwähnt — namenlos. Die Namensverschweigung begründete Müller-Guttenbrunn im Vorwort der dritten Auflage, die im März 1908 erschien: „Zunächst kam in Betracht, daß der Verfasser in seiner fast dreißigjährigen schriftstellerischen Laufbahn dem Publikum niemals politisch gekommen war. Er schrieb Dramen, Romane, Novellen, Feuilletons, er war Theaterkritiker und Theaterleiter, aber daß er sich auch mit Politik beschäftigte, verriet er nie. Publikum und Kritik haben ihn

[1]) Tagebuch vom 15. Okt. 1907.

längst zu den Belletristen und Dramaturgen eingeschachtelt. Es gibt Lagen, in denen ein Name von bestimmter Prägung einem Buche schadet. Vorgefaßte Meinungen sind mächtig und die politische Welt hätte von einem ehemaligen Theaterdirektor ein solches Werk kaum aufgenommen. Anonym hat sie es akzeptiert, und es sind dem Werke in Ungarn, in Oesterreich, in der Schweiz, in Amerika viele Leitartikel gewidmet worden. „Götzendämmerung" ist ein deutsch-ungarisches Heimatbuch. Das muß jeder empfinden, der ein paar Seiten davon gelesen hat. Da der Verfasser aber seit einem Menschenalter ständig in Wien lebt und in Ungarn obwohl heimatberechtigt, nur ein Gast ist, so würde man dieses Buch, wäre es unter seinem Namen gekommen, dort schon deshalb verworfen haben und als die Arbeit eines Fremden bezeichnet haben. Niemand in Ungarn hätte dem Wiener Autor zugebilligt, daß er sachlich gut unterrichtet und auch berechtigt sei, in ungarischen Dingen mitzureden. Nur die Namensverschweigung konnte das Heimatrecht des Buches retten." Edmund Steinacker, der bedeutendste Vorkämpfer für das Deutschtum in Ungarn schrieb in einem Brief an Müller-Guttenbrunn: „Das ist kein Buch, das ist eine Tat" „aber in den Wiener Zeitungen muß es selbstverständlich totgeschwiegen werden." Während in Budapest die magyarische Presse, vor allem Magyar Nemzet" („Ungarische Nation"), „Az Ujsag" („Die Zeitung"), „Pester Lloyd" und v. a. zahlreiche Brandartikel gegen das Buch losließen und in großen Sonderfeuilletons es verschmähten und verspotteten, war die Presse in Wien sehr zurückhaltend. Letztere Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß die Berichterstatter zumeist ungarisch-jüdischer Abstammung gewesen sind. „Unsagbar heftig waren die Angriffe, denen die „Götzendämmerung" in Ungarn ausgesetzt war, aber führende magyarische Blätter haben das Buch doch als das Werk eines Mannes bezeichnet, „der zweifellos unter uns lebt", ja man sprach die Vermutung aus, daß es „eine Feder aus dem verschmähten Preßbüro des Ministeriums Fejervary geschrieben habe, da sonst niemand so genau unterrichtet sein könne über die Vorgänge jener Tage".

Die ungarische Regierung sah sich auf den Lärm der

Blätter hin veranlaßt, eine Note an die österreichische Regierung zu richten. Letztere unternahm zwar offiziell nichts, aber die Drohung, dem Verlage die ministerielle Gunst zu entziehen, blieb nicht aus. Doktor Hollitscher, Präsident des Akademischen Verlags fürchtete, daß durch die Entziehung der ministeriellen Unterstützung der ganze Betrieb eingestellt werden müßte. Er verleugnete daher das Buch, rief es aus dem Buchhandel zurück und teilte der Presse mit, die „Götzendämmerung" sei in den Verlag Singer und Co., Berlin, übergegangen. Der Direktor des Verlags Doktor Schultz protestierte energisch gegen das unlautere Vorgehen des Präsidenten und betonte, ihm sei das Buch wichtiger als die ministerielle Gunst. In diesem Wirrwarr wurde die Botschaft von „oben" bekannt, nach welcher dem Erzherzog Franz Ferdinand das Buch sehr gut gefallen habe. Er lenkte die Aufmerksamkeit seiner Leute auf dieses Werk. Nur das wirkte besänftigend auf die durch den ungarischen Zyslärm erschreckten Gemüter. Noch zwei Auflagen erschienen im Akademischen Verlage. Im Jahre 1910 ging das Werk auf Roseggers Fürsprache hin in den Stackmann-Verlag über. Die Schmähartikel in Ungarn gegen die „Götzendämmerung" mehrten sich. Die Angriffe wurden immer heftiger. Am ersten März 1908 ist in Neusatz das Buch von der Polizei konfisziert worden. Einem Werke, das aus brennender Liebe zur Heimat und zum Volkstum entstand, dessen Verfasser glaubte, auf diese Art die von Selbstüberhebung blind gewordenen wieder zu retten, war dies traurige Schicksal beschieden. Dies verdroß Müller-Guttenbrunn sehr, daher kommt jene Verstimmung, jene Erbitterung, von der er in dieser Zeit viel spricht. Deshalb gedieh auch seine nächste Arbeit sehr langsam, die er am 25. Feber 1908 zu schreiben begann und die er als Ergänzung zur Götzendämmerung dachte. „Verlorene Söhne", ein Thema, das schon seit Jahren bei mir notiert ist. Es wäre wieder etwas deutsch-ungarisches. Roman."[1]) Der Kampf zur Durchsetzung der „Götzendämmerung wurde immer größer. Dies nahm die Kräfte Müller-Guttenbrunns voll in Anspruch und verstimmte ihn ganz, so daß seine begonnene Arbeit liegen blieb. Nur langsam ging

[1]) Tagebuch vom 21. I. 1908.

die Wirkung des Buches in die Tiefe, aber umso reichere Früchte trug seine Tat. Am 24. Feber 1909 hat Müller-Guttenbrunn die Arbeit wieder vorgenommen. „Am 30. Mai 1909. Arbeite an einer Lebensgeschichte eines Banater Bauernbuben, da „Verlorene Söhne" seit Monaten wieder liegen." Am 13. Juni hat er die Erzählung, die er „Der kleine Schwab, Abenteuer eines schwäbischen Knaben" betitelte, abgeschlossen. Vom 6. Juli 1909 erschien die Erzählung in der Zeitschrift „Daheim" in vier Fortsetzungen. Am 29. Juni hat Müller-Guttenbrunn wieder die Arbeit „Verlorene Söhne" aufgenommen. Am 19. Juli 1909 war der Roman stofflich fertig. Nachdem er das Buch einige Tage liegen gelassen hatte und darauf die letzte Feile vornahm, schrieb er am 31. Juli 1909: „Heute Nacht ein Uhr das Manuskript abgeschlossen, soeben der Post übergeben. „Die Glocken der Heimat" ist der schöne Titel, den ich aus einem Dutzend, die ich notiert hatte, gewählt. Mir ist, als ob ein Berg von meiner Brust gewälzt wäre. Mehr als ein Jahr hat mich der Stoff festgehalten. Es sind nicht die Verlorenen Söhne geworden, die ich nannte, aber das Thema ist drin; und auch der Wunsch, den Schwaben ihr Nationallied zu geben, ist mitunternommen worden". Auf Wunsch des Verlegers Alfred Stackmann hat Müller-Guttenbrunn einige „Ecken, Schärfen und Kanten" abgeschliffen. 1910 wurden die „Glocken der Heimat" zweifach gedruckt. In „Westermanns Monatsheften" vom Februar-Heft 641 bis 646, und am 4. Oktober als Buch bei Stackmann in Leipzig.

„11. Dezember 1909. Keine Arbeitsstimmung! Versiegen die Kräfte! ich habe in diesen sechs Jahren zuviel verausgabt! etwa 1000 Leitartikel, 350 Feuilletons, Kritiken, Erzählungen und Novellen, 3 große Romane. Zuviel, viel zu viel! Das wird sich rächen und doch müßte ich jetzt all meine Kräfte konzentrieren, noch ein paar gute Bücher zu schreiben. Durch die Götzendämmerung, Die Glocken der Heimat, und Der kleine Schwab haben die schon fast 200 Jahre fern vom Mutterland lebenden Deutschen im Banat und Ungarn plötzlich eine Literatur bekommen". „Denn darauf läuft es hinaus, das ist der Sinn und Zweck meiner Bücher, diese Schwaben in die Literatur einzuführen. Bauernlyriker haben sie, einen Historiker und allerlei Dilettan-

ten, sonst nichts. Milow, delle Grazie sind wohl dort noch volksfremd. Herzeg (!). Das größte Talent ist Magyare geworden, Franz Herzog aus Werschetz!"[1])

Die Liebe zur Heimat und sein dichterischer Ehrgeiz flößten ihm in seinen alten Tagen den Mut zur Ausdauer und Betätigung ein. Während seiner fast 25jährigen Theatertätigkeit war er aus der Litaratur herausgefallen. Niemand wußte, ob er zu Wien oder zu Deutschungarn gehörte. Um eben nicht mit den Feuilletonisten unterzugehen und seine deutschen Landsleute durch das Geschenk einer Literatur vor geistiger Versklavung zu retten, arbeitete er mit einem Eifer, der seinesgleichen nicht findet. „Mich hat die Arbeit jung erhalten".[2]) Als man im Januar 1910 davon sprach, ihn zum Direktor des Burgtheaters vorzuschlagen, war seine Antwort: „An meine neuen Romane zu denken, scheint mir wichtiger zu sein." Vom 30. April 1911 bis zum 3. Juli 1911 entstand der Linzer Roman, „Es war einmal ein Bischof". Nachdem Müller-Guttenbrunn am 18. Februar 1911 der Bauernfeldpreis für „Die Glocken der Heimat" zugesprochen worden war, wandte er sich einem geschichtlichen Stoffe zu. Die Einwanderung der Schwaben nach Ungarn zu schildern, war sein nächstes Ziel und vom Sommer 1912 bis Frühjahr 1913 entstand das Buch: „Der große Schwabenzug". Ihm waren vom August 1914 bis 3. Oktober 1915 „Franz Ferdinands Lebensroman" und „Barmherziger Kaiser" gefolgt und dann „Josef der Deutsche", geschrieben vom 20. Juli 1916 bis 10. Oktober 1916. „Habe heute meinen Roman „Josef der Deutsche" vollendet. Das größte Stück an Arbeitsleistung, das ich je zustande gebracht habe. Ein Berg von Notizen aus den Quellenwerken lag beständig vor mir und drückte mich fest nieder. So viel Wege in die Stadtbibliothek, so viel Kleinarbeit und Lektüre habe ich für all meine anderen Bücher nicht nötig gehabt."[3]) Im Sommer 1917 beschäftigten den Dichter drei Romanthemen, aus den Eindrücken seiner Banater Dorfjugend, Lenaus Eltern und Ferdinand Raimunds Lebensromen. Am 1.

[1]) Tagebuch vom 31. Juli 1909.
[2]) Tagebuch vom 7. Dez. 1910.
[3]) Tagebuch vom 10. Oktober 1916.

Juni 1917 begann er mit dem neuen Roman aus der Banater Jugendzeit. „Werde nicht hetzen, sondern sehen, was sich aus den hundertfältigen Erinnerungen und Eindrücken machen läßt.“ Am 6. September 1917 vollendete er „Meister Jakob und seine Kinder“. „Ich habe das Gefühl, ob ich jetzt nicht mehr schreiben sollte, mein Werk ist vollendet“. Müller-Guttenbrunn glaubte mit dem Buche seiner Jugenderinnerungen und Jugenderlebnisse sein Lebenswerk beschließen zu können. Er konnte sich aber des Schreibens nicht enthalten. Daher seine Sehnsucht nach einer neuen Arbeit im Sommer 1918. Am3. Juli 1918 schreibt er: „Der Sommer fliegt und ich kann mich für keine Arbeit entscheiden. Sonst dampfte der Kessel in dieser Zeit schon und im September war die Ernte unter Dach. Damit wird's heuer nichts“. Vom 20. August 1918 bis 12. September 1920 entstand seine letzte und größte Schöpfung: die Lenautrilogie, indem er jeden Sommer einen Band davon abschloß.

Müller-Guttenbrunn wohnte seit 1888 im Sommer in der Marienburg zu Weidling bei Wien, wo Nikolaus Lenau schon Jahrzehnte begraben lag, — und im Winter in Wien, Hofstadtgasse 17. Aus der Entstehungszeit der Werke entnehmen wir, daß sie ausschließlich im Sommer entstanden sind. „Mehr als dreißig Jahre lebte ich vom Mai bis Oktober in Weidling und all meine Werke über die Heimat sind hier in den Wäldern des Weidlinger Tales erdacht und geschrieben worden.“ Auf dem Hause, in dem Müller-Guttenbrunn wohnte, steht der Spruch: „Deutsches Haus, deutsches Land, schirm es Gott mit starker Hand“. Die Marienburg entsprach Müller-Guttenbrunns Eigenart. Große Einsamkeit war um sie. Das liebte der Dichter. Allein zu sein und zu arbeiten war seine ständige Sehnsucht. Sein äußeres Leben floß ruhig, gleichmäßig und schlicht dahin. Er vermochte sich nur in der Zurückgezogenheit zu konzentrieren, deshalb liebte er sie auch. Trotzdem kann man seine Lebensart nicht für isoliert halten.

Ueber Wien, wo Müller-Guttenbrunn wohnte, schreibt er folgendes:

„Die Großstadt ist das Unglück des geistig Arbeitenden; nur in der Kleinstadt, in der Provinz kommt man zu jener Samm-

lung und innerlichen Konzentration, in der man sich über das, was man zu leisten vermag, klar wird. Nur im engen Kreis kommt man zu sich selbst; ich glaube nicht an die Anregungen der großen Sadt, die den Künstlern eher verwirren, zerstreuen und ablenken. Man schafft sich hier, wenn man wirklich arbeitet, künstlich seinen kleinen Kreis von ein paar Gleichgesinnten, man isoliert sich und lebt wie auf einer Insel, rettet sich mit seinen Freuden in die vier Wände und rekonstruiert sich sozusagen immer wieder die Kleinstadt."[1])

---

[1]) Neues Wiener Journal 25. Nov. 1907.

2.

Die innere Entstehungsgeschichte

a) Götzendämmerung

Wichtiger als die äußeren Daten ist die Geschichte des inneren Werdens, Wachsens und Reifens der Dichtung in der Seele des Dichters. Meine Kenntnisse über die innere Entstehung, soweit sie nicht vom Dichter selbst belegt sind, beruhen auf den persönlichen Mitteilungen der Frau Müller-Guttenbrunn, den Kindern des Dichters und meinen sonstigen Forschungen.

Wollen wir bei Müller-Guttenbrunn nach den Anregungen und Veranlassungen zum dichterischen Schaffen forschen, so haben wir uns zunächst vor Augen zu halten, daß der lange Aufenthalt und die harten Kämpfe Müller-Guttenbrunns in Wien seine Beziehungen zur alten Heimat im Banat nie unterbunden haben. „In der Heimat" sagt er, „blieb ich ein ständiger Gast und lebte alle die bitteren Wandlungen derselben mit."[1]) In seinen jungen Jahren, als er noch in Linz war, fesselte ihn der Gedanke, den Stoff zu seinen Werken dem Leben seines Volkes zu entnehmen. Seine junge Phantasie vermochte aber nicht die Fülle der heimatlichen Schätze dichterisch zu gestalten. Die unveröffentlichten Werke waren die Ansätze dazu. Während seiner Tätigkeit als Feuilletonredakteur der „Deutschen Zeitung" veröffentlichte er eine Reihe von Aufsätzen über seine Banater Heimat. Er schildert das nationale und soziale Leben und gibt uns ein Bild von den schönsten Zügen des Volkscharakters seiner Heimatgenossen. In jedem dieser Aufsätze kommt die innere und

1) M. G.: Neues Wiener Tageblatt vom 2. Sept. 1905.

tiefe Verbundenheit mit seiner Banater Heimat zum Ausdruck. Er wußte sich immer einig mit dem Schmerze und der Trauer der Seinen. Müller-Guttenbrunn sammelte seine Studien und legte sie, wie schon erwähnt, im Jahre 1896 unter dem Titel „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn" der Oeffentlichkeit vor. Die Triebfeder zu dieser Tat war wieder die Liebe zu Heimat und Volkstum. Müller-Guttenbrunn vermißte in den Freuden und Festtagen Ungarns einen deutschen „Brummbaß", der die Sorgen zum Ausdruck brächte, die in Ungarn für das Deutschtum schlummern. „Da der magyarische Nationalstaat in diesem Jahr das Millenium seines Bestandes begeht, ist es vielleicht nicht ganz unangenehm, wenn bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit ein klein wenig auch auf die Deutschen in Ungarn und ihre Kulturarbeit hingelenkt wird. Der Welt zu sagen, daß hinter den Bergen auch noch deutsche Leute wohnen, war mir ein Bedürfnis."[1]) Müller-Guttenbrunn wollte „nicht als Friedensstörer im Jahre des Milleniums auftreten, aber da in diesen Festtagen Ungarns keinem von den zwei Millionen Deutschen im Reiche der Stephanskrone das Wort erteilt wurde, so war ich als Banater Schwabe so frei es selbst zu nehmen."[2]) In den Kulturbildern gibt Müller-Guttenbrunn seiner brennenden Liebe, aber auch seiner Sorge Ausdruck. Daß vieles in dem unnatürlichen Leben seiner Landsleute durch die fortgesetzten geistigen Bedrängungen brüchig wurde, das tat ihm weh. Ueber viele betrübende Erscheinungen hat er in tiefem Schmerz berichten müssen, „aber ganz darf man die Hoffnung nicht sinken lassen, denn der nationale Gedanke, der alle Völker ergriffen hat, die mit den Banater Schwaben in Berührung kommen, er kann diesen selbst auf die Dauer nicht fremd bleiben."[3]) Heimlich beschäftigte ihn der Gedanke, ein Heimatsbuch zu schreiben. Seit zwanzig Jahren war es seine stille Sehnsucht. Noch hat aber das Theater seine Kräfte ganz in Anspruch genommen. So floßen die Jahre dahin und mit ihnen kam eine Enttäuschung nach der anderen. Ueber

[1]) M. G.: Kulturbilder, Vorwort.
[2]) M. G.: Kulturbilder, Vorwort.
[3]) M. G.: Kulturbilder, S. 23.

Müller-Guttenbrunn als Direktor des Kaiser-Jubiläums-Theater wurde im Jahre 1904 der Konkurs verhängt. Schwere finanzielle Sorgen drückten seine Seele. Er ging aber unbeirrt, wenn auch in tiefer Bitterkeit, seinem Wege nach. Wie die knorrigen Bauern seiner Heimat, die bei der Ansiedlung allen Unbilden und Widerwärtigkeiten trotzten, so trotzte auch er der heuchlerischen Welt. Wie diese Bauern nur durch den festen Glauben an ihre eigenen Kräfte und an die kommende Fruchtbarkeit des Landes sich durchsetzen konnten, so vermochte auch er sich nur in dem Glauben an die Kräfte seiner Brust in seinen alten Tagen sich durchsetzen. Nach dem Abschied aus dem Kaiser-Jubiläums-Theater bemühte sich Müller-Guttenbrunn, für seine praktische Schaffenslust ein neues Feld der Tätigkeit zu suchen, aber alles blieb ohne einen besonderen Erfolg. Sehr verstimmt hierüber und durch finanzielle Verluste im Theater zu Einschränkungen genötigt, suchte er im Geiste der sorgenvollen Gegenwart zu entfliehen. Seine Phantasie führte ihn zurück in seine alte Heimat, wo er einst in froher, sorgenloser Jugendkraft seine Spiele spielte. Jetzt fand er auch hier sorgenvolle Zustände. Die Ereignisse in seiner Heimat sind ihm Tag für Tag durch die Zeitungen bekannt geworden, und er schenkte ihr stets die innerste Anteilnahme. Die Stürme der Entnationalisierung schlugen ihre Wellen immer heftiger nach dem Banate hinüber. „Es gibt Zeitströmungen, die sich wie Prüfungen Gottes fühlbar machen.“[1]) Es waren dies schwere Zeiten, die auch auf den Lebensfrohesten eine ernster stimmende Wirkung ausüben mußten. Die Maßnahmen der ungarischen Regierung zur Entwürdigung seiner alten Heimat wurden immer unerbittlicher. Müller-Guttenbrunn hatte seit Jahren so vieles über seine Heimat gelesen, was ihm nicht gefiel und „in den letzten Tagen auch vieles erfahren und gehört, das ihn tief verdroß.“[2]) Gegen die Maßregeln der ungarischen Regierung in bezug auf die Sprachenfrage in den Schulen bäumt sich jedes Naturempfinden und erst recht das des Dichters. In dieser Seelenstimmung verlangte am 1. April 1907 Dr. Jakob Hollitscher von Müller-

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 48.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 7.

Guttenbrunn einen Roman, der das Problem Oesterreich-Ungarns behandeln sollte. Müller-Guttenbrunn sagte nicht zu, aber die Antwort, die er sich selbst gab, war klar und eindeutig: „Du schweifst in der weiten Welt herum, du jagst phantastischen Bildungsidealen nach und hier geht dein Volk unter! Tue deine nationale Pflicht.“[1])

Diese Erkenntnis entfachte in ihm eine heiße Sehnsucht, das Land seiner Väter nochmals zu sehen. Obgleich ihm aus Zeitungsberichten, Briefen und persönlichen Rücksprachen mit den führenden Männern die nationale Bedrängtheit der deutschen Volksgenossen seiner Heimat bekannt war, wollte er sie doch selbst sehen. Und so fuhr er am 12. Mai 1907 in seine alte Heimat nach Guttenbrunn ins Banat, um die veränderten Verhältnisse der Heimat und die Lebensumstände seiner Landsleute unmittelbar auf sich wirken zu lassen. „Ich kann es euch ja gar nicht schildern, wie weh mir war auf der Fahrt hierher, kein deutscher Dorfname stand mehr im Fahrplan, ich wußte gar nicht, wo ich war. Mein eigenes Heimatsdorf wurde „Maslak“ ausgerufen, der Beamte, mit dem ich über mein Gepäck reden wollte, verstand mich nicht. Als deutscher bin ich hier geboren und erzogen worden, als deutscher habe ich in Ungarn meine Studien vollendet, und da ich wiederkomme, versteht der erste, den ich anrede, meine Muttersprache nicht, oder will sie nicht verstehen.“ „Er will nit“ riefen die Männer.“ [2]) Müller-Guttenbrunn wußte es, daß die Väter seiner Landsleute keine von der Scholle Entwurzelten waren, er wußte es, daß sie aufrecht kamen und aufrecht standen. Stehen sie noch immer so aufrecht wie einstens? Dies fragte er sich ständig während seiner Reise. Müller-Guttenbrunns Tagebuch berichtet über die Reise sehr wenig. 18. Mai 1907. „Von Ungarn zurückgekehrt. Pest, Temesvar, Guttenbrunn, Lippa, Maria-Radna, Solymos und wieder Temesvar und Pest gewesen. Menschen kennen gelernt. Viel gesehen und gehört, gute und schlechte Eindrücke empfangen.“ Aus diesen Zeilen entnehmen wir, daß Müller-Guttenbrunns Aufenthalt in seinem Heimatsdorfe nicht lange dauerte. Und er

[1]) M. G.: Tagebuch vom 4. Mai 1907.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 22.

hatte trotzdem „den ungarischen Staat mit allen seinen Ungeheuerlichkeiten am eigenen Leib" zu spüren bekommen. Seit der Veröffentlichung der Kulturbilder im Jahre 1896 ist er ein Dorn in den Augen der Staatsbehörde gewesen. Reine Liebe zu seinem Volkstum veranlaßte ihn zu jener Tat. Dieselbe Liebe trieb ihn jetzt in seine Heimat, um seinem Volke und damit auch dem Staate zu dienen, und „er kann es nicht, darf es nicht, weil er ein Deutscher ist und ein Deutscher bleiben will."[1]) Deutscher bleiben zu wollen in Ungarn war für jeden „Patrioten" gleichbedeutend mit „Alldeutscher", „Pangermane", wie sie es nannten. Und dies genügte, um jemanden zum Staatsverröter zu stempeln und von dem Gericht verurteilen, beziehungsweise verfolgen zu lassen. Dies Schicksal war auch Müller-Guttenbrunn beschieden. Kaum, daß er in seiner Heimat angekommen war, mußte er schon fliehen, weil er wahrscheinlich auf die Veranlassung des Dorfnotars hin, der Geiß hieß und unmittelbarer Landsmann von Müller-Guttenbrunn war, von den Gendarmen verfolgt wurde. In der Nacht vom 15. Mai floh er von seinem Heimatsdorfe. In Liebe war er gekommen, Zorn und Erbitterung erfüllten seine Seele, als er gehen mußte.

Von erschütterndem Einflusse auf des Dichters Gemütsleben war der Anblick der kläglichen öffentlichen Verhältnisse des schwäbischen Volkes, jenes Volkes, dessen Sohn er sich immer mit Stolz nannte und von dessen Ursprünglichkeit er viel sein eigen nennen konnte. Sehr bezeichnend über die Reise in seine Heimat ist eine Notiz der „Südungarische Reform" vom 22. Mai 1907: „Ungarnfresser auf Reisen". Die noch in Südungarn ihr Unwesen treibenden maskierten, pangermanischen Giftmischer begrüßten diese Tage einen Kollegen, der aus Wien mit der edlen Mission, den ungarischen Geist mit Stumpf und Stiel in den deutschsprachigen Gemeinden auszurotten, hier eintraf. Der Patron, namens Müller-Guttenbrunn Adam, versuchte vorerst sein Glück in seiner Geburtsgemeinde Guttenbrunn, die aber dem Stammesverräter einen Hinauswurf bereitete, daß ihm drei Tage lang

---

[1]) M. G.: Götzendämmerung, Vorwort zur III. Auflage.

Hören und Sehen verging. Nicht besser erging es dem im Dienste der Todfeinde Ungarns stehenden Aufwiegler in Temeshidegkut und als ihm der Boden unter den patriotisch denkenden Landsleuten zu heiß wurde, suchte er nun in Bachowa und Busiasch ein neues Operationsfeld zu gewinnen. Wir wollen aber schon heute die dortigen Behörden auf diesen sehr gefährlichen Agitator aufmerksam machen, damit dem schändlichen Treiben des Ungarnfressers ein rasches Ende bereitet wird."[1])

Seit den Tagen seiner Jugend hat Müller-Guttenbrunn nur flüchtig im Jahre 1881 seine Heimat gesehen. Er trug aber ihr Bild in sich und wußte noch ganz genau, wie es war und sah nun, wie es geworden war, mit allen Veränderungen. In tiefer Freude sah er, daß sein Vaterhaus dem Wandel der Zeiten aufrecht trotzte. In höchster Einfachheit fand er noch das alte Kolonistenhaus seines Großvaters. Was er aber außerhalb des Vaterhauses unter den deutschen Menschen fand, rief Enttäuschung in ihm hervor. Die veränderten Verhältnisse wirkten kräftig auf seine empfängliche Seele.

Während dem Bauer zumeist Heimat und Vaterhaus derselbe Begriff ist, so war für Müller-Guttenbrunn das Vaterhaus nur die Hälfte, nur die Schale der Heimat. Nach den reichen Erfahrungen, die das Kolonistenvolk in bezug auf die Gefährdung seines Volkstums zu machen Gelegenheit hatte, sagt Müller-Guttenbrunn: „Unsere Heimat ist unsere Muttersprache, es ist die deutsche Sitte und Kultur, es sind unsere Volkslieder und Märchen, unsere Heimat ist unsere Geschichte, ist der bewußte Zusammenhang mit dem großen deutschen Muttervolke, kurz die Heimat ist ein geistiger Besitz, kein körperlicher."[2]) Müller-Guttenbrunn fand diesen geistigen Besitz seines Volkes durch den Raub der deutschen Schulen, Vereine und sonstigen Kultureinrichtungen schwer erschüttert. Diese Erschütterung seinem Volke klar vor die Augen zu führen, galt ihm als Pflicht. Die bedrohten Volkswerte sind der Stoff, den er in seinen Heimatromanen dichterisch gestaltete.

Jeder Schritt auf väterlichem Boden erweckte in ihm die

[1]) Südungarische Reform, Temesvar, 22. Mai. 1907.
[2]) M. G.: eine Rede, die Abschrift davon in meinem Besitz.

herrlichsten Bilder seiner Jugendzeit. Ganz so, wie vor 25, bezw. 35 Jahren fand er das heimatliche Landschaftsbild. Wie sehr ihn auch dies Bild entzückt haben mag, es erweckte in ihm doch auch schwere Gedanken. Hier in der Natur sah er, wie schön und unverfälscht ihre Kräfte erhalten geblieben sind, während dort im Dorfe die urnatürlichsten Kräfte der deutschen Menschen geknickt werden sollten, weil es der Wille einiger, von eitler nationaler Selbstüberhebung blind gewordener, verantwortungsloser Staatslenker ist.

Reich sprudelte die heimatliche Quelle. Rein und lauter fand er sie noch. Urdeutsches Volksgut förderte er zutage. Ueberall glaubte man schon, es sei tot. Er aber erkannte sofort, daß es nur unter einer ganz leisen Decke schlummerte, und nahm sich vor, es wieder zu wecken. In dieser Arbeit sah er die Krönung seines Lebens, ihr wollte er noch den Rest seiner Jahre ganz widmen. Nach allem, was er erlebt hatte, hatte er das Bedürfnis seinem Volke zu sagen: „Bleibt, was ihr seid. . . . Wahret Gott und eurem König die Treue, wahret eure Schule und eure Muttersprache. Gehet nicht nach Amerika, sondern nähret euch redlich im Lande.“[1])

In Guttenbrunn wohnte der Dichter bei seinem Bruder Peter Lannert. Er sah es, daß sein Bauernvolk nicht etwa aus Ueberzeugung die alten deutschen Denkwürdigkeiten entfernte, auch nicht aus Ueberzeugung oder Geringschätzung und Verachtung der Muttersprache ließ man das Kind magyarisch beten, wenn es auch das Gesagte nicht verstand, sondern lediglich einer „patriotischen“ Mode willen. Man tat es, weil Pfarrer und Lehrer es so wollten, denn „sie sind doch das Vorbild der Gemeinde.“ Was von ihnen verlangt und gebilligt wurde, hielt der schwäbische Bauer für gut. Es ist dies ein sehr schätzenswerter Zug des Volkscharakters, aber daß die Vorbilder des Bauernvolkes diesmal auf Irrwegen wandelten, das wußte es allerdings nicht. Daß dieser Irrweg der Gebildeten, die durchaus deutscher Abstammung gewesen sind, und daß alle patriotischen Modeeinrichtungen, die zur Entwürdigung des eigenen Volkstums da waren, mit eindeutiger Klarheit vor die

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 48.

Augen des Volkes geführt werden müßten, wurde Müller-Guttenbrunn auf Schritt und Tritt klarer. Daß die Schulen und Kirchen ihre Aufgabe nicht in der Veredlung der Volksseelen sahen, sondern in der Vorbereitung zur Entnationalisierung, daß sein einstiger Lehrer Heckmüller und der Dechant Schuch wegen Unkenntnis der magyarischen Sprache entlassen wurden, war ihm ein schmerzhaftes Erlebnis. Er kam aus einem Lande, „wo jeder nach seiner Fasson selig werden konnte." „Und in seiner Heimat fand er auf Schritt und Tritt die kleinen Tyrannen der Regierung am Werke, sie trieben einen wahren Götzendienst mit dem Staatsbegriff."[1])

„Ob er ins Steueramt, auf die Post, zur Bahn oder ins Grundbuch kam, überall trat ihm dieses kalte, gefühllose Ungeheuer, die Staatsidee grinsend entgegen."[2]) Der nicht ganz würdige Umgang der Behörde mit den Bauern erweckte in ihm die Erkenntnis, daß der Bauer Schutz bedürfe gegen Unvernunft und nationalen Uebermut. Er freute sich des schönen deutschen Dorfes, in dem ihm die Häuser, Scheunen und Stallungen mit kraftstrotzender Lebensfülle entgegenlachten, aber, daß viele Bauern bei ihrer Wohlhabenheit so wenig in ihren öffentlichen Angelegenheiten Bescheid wußten, und viele ernsthafte heimatliche Angelegenheiten ziemlich gleichgültig behandelten, machte auf ihn einen recht trübseligen Eindruck. Den Sorgen der Bauern über die Steuern und Abgaben, sowie über die mangelnden Arbeitskräfte, den Klagen über die vielen Auswanderungen nach Amerika, über die Ersetzung rumänischer Knechte durch magyarische. die von den Behörden aus den fernen magyarischen Bezirken ins Banat gebracht wurden, brachte er großes Verständnis entgegen.

Neben den zahlreichen Schattenseiten fand Müller-Guttenbrunn in seiner Heimat auch Lichtblicke. Das alte Sprichwort: „Zwang macht wild," bewährte sich. Noch waren die Alten zu schwach, die Entnationalisierung in den Schulen und im öffentlichen Leben zu verhindern, aber viele regten sich und bäumten sich gegen die Vergewaltigung auf. „Die Erkenntnis dieses Zu-

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 29.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 29.

standes hat mich wieder zurückgeführt zu den alten Idealen, zurück in das Lager des stillkämpfenden, auf seiner Scholle beharrenden Deutschtums meiner Heimat."[1])

Müller-Guttenbrunn gelobte sich im Banat „festen Sinnes", „hell", „wahrheitsfreudig" und „kampfesmuitg" für seine Heimat sein zu wollen.

Während des Aufenthaltes im Banate war er zweimal in Temesvar. Hier wohnte er bei dem Schriftleiter des „Deutsch-ungarischen Volksfreundes" Viktor Orendi-Hommenau. Orte, wie Pfarrkirche, Schule und Piaristengymnasium, an die sich viele Jugenderinnerungen knüpften, besuchte er. Orendi begleitete ihn überall hin und unterrichtete ihn über so manche Fragen. Die Stadt, die ihm ehedem eine zweite Heimat war, kam ihm furchtbar einsam und verlassen vor. Die einstige kaiserliche Festung wurde nämlich während seiner Abwesenheit in eine moderne Handels- und Industriestadt umgewandelt.

Müller-Guttenbrunn war in der Zeit vom 12. Mai bis 23. Juni 1907 viermal in Budapest. Er schrieb über seinen Aufenthalt mehrere Aufsätze in den Wiener Zeitungen, namentlich im „Neuen Wiener Tageblatt" und im „Grenzboten"-Preßburg. In ihnen erzählt er immer die neuesten Eindrücke, die er in Budapest und Ungarn gewonnen hatte. „Ich schlendere durch die Stadt und lasse die Bilder auf mich wirken". Diese Aufsätze waren die Studien zu seinen Romanen. Er beschreibt die moderne Hauptstadt mit den Veränderungen seit seiner Jugend. „Diese landschaftlich so schöne Stadt, deren Wachstum nur mit amerikanischem Maßstab gemessen werden kann, diese Stadt, deren bildhaft schöne Lage sich namentlich dem, der Abends mit dem Wiener Dampfschiff dort ankommt, unvergeßlich einprägt"[2]) bildet den Hintergrund zu dem politischen Getriebe dieser Zeit. So oft Müller-Guttenbrunn nach Budapest kam, ging er darauf aus, Dinge zu sehen, die er noch nicht kannte. Er lernte langsam alle politischen Klubs: das Nationalkasino, das Landeskasino, den Parkklub kennen, die im politischen und gesellschaftlichen Leben der ungarischen Hauptstadt eine außerordentlich große Rolle spielen.

---

[1]) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 121.
[2]) M. G.: Neues Wiener Tageblatt 24. Mai 1901.

Hier ließ er die politische Atmosphäre auf sich wirken. Er verkehrte mit mehreren Politikern aller Parteischattierungen. Er wurde auch allmählich mit der merkwürdigen Denkmalkultur dieser Stadt bekannt. Auf dem Friedhof ist er auch gewesen. Hier fand er die Grabstätte der ungarischen Revolutionshelden und einige stimmungsvolle Dichtergräber. Er dürfte gelegentlich eines Aufenthaltes im Friedhofe der „Saat von Czinkota" begegnet sein. Er dürfte hier einer in Ungarn üblichen, etwas übertriebenen Verehrung nationaler Größen beigewohnt und erlebt haben, mit welcher fanatischen Begeisterung und Hingebung die Jugend an den Idealen der Toten hängt, namentlich an jenen Toten, die zwar glaubten im Interesse Ungarns zu handeln, in Wahrheit aber auf Irrwegen wandelten. Sehnsucht und Ziel, sowie die nationale Selbstüberhebung der Führerschicht kam am deutlichsten bei den in überschwenglicher Begeisterung gefeierten nationalen Festlichkeiten zum Ausdruck. „Eine Wanderung durch diesen weiten Friedhof ist für nachdenkliche Menschen sehr lohnend. Von den hunderttausend Deutschen, die in Budapest leben, scheind gar niemand mehr zu sterben. Man duldet nämlich keine deutsche Grabinschrift mehr! Da laufen die Grüfte der vornehmsten Alt Pester Familien die Mauer entlang. Unter ihren biederen Schwabennamen stehen die der Enkel ... Wer sich im Leben der Madjarisierung entzog, den erreicht sie im Tode."[1]) Müller-Guttenbrunn besuchte die Königsburg, die Ofener Festung, das Abgeordnetenhaus und viele öffentliche Gebäude. Im Cafe „Petöfi" traf er die sächsische Abgeordneten, von denen er so manche Winke zum richtigen Verständnis der Lage erhalten hat. Er „redete mit ihnen über hundert ungarische Dinge und holte sich" bei ihnen „Auskunft über dieses und jenes Ereignis der letzten Zeit." „Es kam ja so vieles vor in diesem Lande, das man nur versteht, wenn man in der Atmosphäre lebt, die hier herrscht."[2])

Am 8. Juni 1907, anläßlich des vierzig-jährigen Krönungsjubiläums, weilte Müller-Guttenbrunn auch in Budapest. Während des Aufenthaltes in Ungarn sammelte er nicht

---

1) M. G.: N. W. Tageblatt vom 24. Mai 1907.
2) M. G.: N. W. Tageblatt vom 24. Mai 1907.

nur äußere Eindrücke, er wurde auch mit dem Geiste der breiten Masse, und dem der führenden Schicht vertraut. Er erkannte in der letzteren die falschen Götter, die in eitler Selbstüberhebung und im politischen Gauklertum auf Kosten des Volkes in Saus und Braus lebten.

Immer klarer wurde es ihm, wie sein Vaterland „sich von Europa entferne durch die schonungslose Verletzung aller natürlichen Volksüberlieferungen, durch die Züchtung einer theoretischen Nation, was direkt zu Hohn und Spott herausfordere.“[1])

Von allen Aufenthalten in der ungarischen Reichshauptstadt kehrte er immer reich an Eindrücken der „schönsten“ und „zwiespältigsten“ Art nach Weidling zurück. In dieser kleinen Welt hatte keiner eine Ahnung, womit sein Geist sich beschäftigte, . . . Niemand ahnte welch einen Einblick er in den wenigen Monaten in das Gefüge des ungarischen Staates gewonnen und aus welchen Quellen er seine Zukunftshoffnungen schöpfte.“[2])

Müller fuhr gewöhnlich mit dem Schiff auf der Donau nach Budapest und zurück. Ihr gehörte seine alte Liebe. Die Donau und ihre Umgebung wirkten immer mächtig auf ihn. Die Donaufahrt bis Peterwardein am 23. Juni 1907 unternahm er direkt mit der Absicht, die Umwelt des Stromes auf sich wirken zu lassen. Das Studium der Donau und ihrer Umwelt wurde dem Dichter zum Erlebnis. In seiner Heimat erfuhr er, daß das Bauernvolk massenhaft auswandere, weil es keinen Raum zur Entfaltung habe. Hier sah er, wie reich sein Vaterland an brachliegenden Schätzen war und wie wenig dieser Reichtum ausgenutzt wurde. Da lag ein Teil der wirtschaftlichen Zukunft des Landes. Hier mußte die Arbeit der Entsumpfung, Entwässerung und Flußregulierung im Interesse des Landes in Angriff genommen werden, Die Aufmerksamkeit der führenden Schichte nahmen freilich andere Ziele in Anspruch. Sie konzentrierte ihre Kräfte, um auf dem Gebiete der Madjarisierung rasche Erfolge zu erzielen. „Man ließ jährlich

---

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 103.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 163.

Hunderttausende auswandern, die sich nach einem Stück Grund und Boden sehnten und hier brauchte man zur Flüsse regulieren und Kanäle zu bauen und es gab Neuland in Hülle und Fülle."[1])

Aus dem öffentlichen Leben dieses Staates hafteten Müller-Guttenbrunn noch aus seiner Jugendzeit einige Bilder von den berühmten ugarischen Wahlen in der Phantasie. Im „Neuen Wiener Tagblatt" vom 7. Juni 1907 schrieb er über seine Erinnerungen an die Wahlen: „Aus meiner Jugendzeit haften die verschiedensten Wahlbilder in meinem Gedächtnis, heitere und ernste, und eine meiner allerersten Erinnerungen ist die, daß die schwäbischen Bauern von einer Wahl in Lippa mit blutigen Köpfen heimgekommen sind und daß sie dort mehrere Walachen in die Marosch getrieben und ertränkt haben. Das Jahr kann ich nicht feststellen, aber die Tatsache steht außer allem Zweifel; es gab zehn oder zwölf Tote bei jener Wahl und zahllose Verwundete. Und niemand wurde zur Rechenschaft gezogen, keinem wurde der Prozeß gemacht. Es war eben eine Wahlschlacht und das entschuldigte alles."

Zu den Eindrücken der eigenen Erfahrung in der Heimat, in Budapest und auf der Donau, zu den Jugenderlebnissen und zu den Beobachtungen des politischen Lebens kommen noch die gründlichen Studien der politischen Verhältnisse hinzu. Sie dürften für die Konzeptin der „Götzendämmerung" von entscheidender Bedeutung gewesen sein. Als Müller-Guttenbrunn 1907 in Ungarn weilte, waren bereits ein Jahr hindurch jene Männer am Ruder, die in der restlosen Madjarisierung aller Nationalitäten ihr Ziel sahen. Daß diese Regierungsmethode zum Untergange des Staates führen werde, dessen war sich Müller-Guttenbrunn stets gewiß. Er sprach es auch öfters in seinen Werken aus. Das unmittelbar vor dieser Regierung vom König ernannte Beamtenministerium hatte die Absicht alle sozialreformatorischen Ideen, die die Zeit beherrschten, die Durchführung des allgemeinen Wahlrechts, Berücksichtigung der Nationalitäten, Bodenreform usw., zu verwirklichen. In der Verwirklichung dieser Fragen sah auch Müller-Guttenbrunn die Lösung des ungarischen Problems, deshalb gewann diese Regierung schon

[1]) A. M. G., Götzendämmerung. S. 162.

von vornherein seine Sympathie. Im Laufe der Zeit machte er die Erfahrung, daß an die Durchführung dieses Programms nur die Leute im Beamtenministerium dachten, während die übrigen zu stark verhetzt waren, um die klägliche Lage des Staates nüchtern betrachten zu können. Müller-Guttenbrunn begann nun die Regierungszeit dieses Ministeriums eingehend zu studieren. Die ungarische Politik drehte sich um zwei große Fragen: um die sogenannten „nationale Forderungen" des Parlaments einerseits und um die Wünsche der Krone andererseits. Die Krone vermochte in ihrem eigensten und im Interesse der Gesamtmonarchie den Forderungen des ungarischen Parlaments, die ausschließliche magyarische Kommandosprache zur Ausbildung der Rekruten einzuführen, nicht stattzugeben. Durch die Einführung der magyarischen Kommandosprache sollte nämlich jene Verschmelzungspolitik restlos durchgeführt werden, die die Schulen nicht durchzuführen vermochten. Der Krone lag viel mehr an der Durchführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts, wie es in Oesterreich schon längst durchgeführt war, um auf diese Art die übrigen Nationalitäten und auch das magyarische Bürgertum und die Arbeiter für die Mitarbeit am Staate zu gewinnen. Das ungarische Parlament, das sich aus Grafen, Baronen und Advokaten zusammensetzte, wollte vom allgemeinen Wahlrecht nichts hören. Es sah immer das politische Moment, nie das soziale. Daher kommt der große Kampf und die ständige Spannung zwischen der Krone und dem Parlamente. Den Höhepunkt erreichte dieser Kampf im Jahre 1905, als die liberale Partei zurücktrat und der König die Regierungsgeschäfte der größten Partei im Parlamente übergeben wollte. Die Unabhängigkeitspartei lehnte rundweg ab. Daraufhin ernannte der König am 14. Juni 1905 das Beamtenministerium des Freiherrn Geza von Fejervary, das 10 Monate hindurch bis zum 8. April 1906 ohne Parlament regierte. Der Konflikt zwischen der Krone und dem Parlamente während der Regierungszeit des Beamtenministeriums regte die dichterische Einbildungskraft an. Die Seele dieses Ministeriums war der Innenmnister Dr. Josef von Kristoffy. Seine Programmrede, die am 9. September 1905 im Regierungsorgan

„Pester Lloyd“ veröffentlicht wurde, hat Müller-Guttenbrunn ohne Zweifel zur Gestaltung der „Götzendämmerung“ benutzt. Sie enthält nämlich fast alle Fragen, die das Herz des Dichters nach den mannigfaltigen Erfahrungen in Ungarn bewegten. Einzelne Teile der Rede, die im „Pester Lloyd“ veröffentlicht wurde, stimmen wörtlich mit dem Programm, das der Minister Dr. Deschöffy dem Ministerrate in der „Götzendämmerung entwickelt, überein. Auch ein kurzer Teil der Rede des Ministerpräsidenten Fehervary, die er am 14. Nov. vor einer Abordnung hauptstädtischer Wähler gehalten hat, stimmt mit der Rede des Baron Gömöry in der „Götzendämmerung“ überein.

Ich bringe einen Auszug der Rede des Innenministers Dr. Josef v. Kristoffy, weil alle Fragen, die der Minister in seiner Rede behandelt, auch von Müller-Guttenbrunn, ohne vielleicht vorher die Rede gekannt zu haben, im Interesse des Staats erkannt und in der „Götzendämmerung“ gestaltet wurden.

Das allgemeine Wahlrecht bilde ein sicheres Mittel, um eine endgiltige Lösung der Krise und eine Gegenregierung der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lage herbeizuführen. Die heutige Lage sei durch die allzugroße Beschränkung des Wahlrechts geschaffen; von 20 Millionen ungarischer Staatsbürger besitzen kaum eine Million das Wahlrecht. Je ausgedehnter aber der Kreis der Wahlberechtigten, desto geringer sei die Möglichkeit einer Obstruktion, denn wo hinter der Majorität des Parlaments die Majorität des Volkes stehe, dort könne die Opposition das Majoritätsprinzip nicht mißachten, da jede Ungerechtigkeit gegenüber der Majorität des Parlaments sich auch gegen die Majorität des Volkes richte und von dieser schwer gerächt werde. Im Parlament habe die Obstruktion gesiegt, weil die Majorität infolge der engen Begrenzung des Wahlrechts vom Volke vollständig isoliert sei. Wären die breiten Volksschichten im Parlament vertreten gewesen, so wäre das Abgeordnetenhaus niemals dazu gelangt die teure Zeit mit staatsrechtlichen Zwistigkeiten zu vertrödeln. Die staatsrechtlichen Ideen verlören überall an Bedeutung gegenüber den sozialen Ideen. In Ungarn aber würde der Begriff

Nation ein ganz andrer als der des Volkes, das Parlament verirre sich vollständig im Labyrinth staatsrechtlichen Haders, die großen Ideen die das Volk bewegen, blieben ihm völlig fremd, so die Auswanderungsfrage. „Hätten wir eine wirkliche Volksvertretung, so würde die klägliche Lage großer Volksmassen, die sie zur Auswanderung drängt, im Parlament zur Sprache kommen, so würden die Steuerreform, sowie Eisenbahn- und Kanalbauten begonnen werden. Die Volksvertretung würde sich mit der Förderung des Handels und der Industrie befaßen, demokratische Grundbesitzpolitik betreiben, kurzum das Parlament würde seine Ehre darin suchen, die Wohlfart der breiten Volksschichten zu fördern. Da jedoch das Parlament aus dem Kreise der geringen Zahl der Privilegierten hervorgeht, kümmert es sich nicht um diese hochwichtigen Streitfragen. Die Erscheinung neuer Elemente im Parlament, die das allgemeine Stimmrecht entsenden wird, wird zugleich neue Ideen in den Vordergrund stellen; die alten verbrauchten staatsrechtlichen Schlagworte werden in die Rumpelkammer kommen. Das ganze Land lechzt nach einer Entwirrung und wünscht eine endgültige friedliche Entwicklung. Das allgemeine Wahlrecht reinigt die politische Moral. Die häßlichen Seelenkäufe müssen aufhören."

Der Geist dieser Rede ist: Ablenkung der Nation von politischen Hetzereien; dafür Freiheit und Arbeit dem ganzen Volke.

Die von mir aufgezählten Erfahrungen, Beobachtungen und Erkenntnisse, die dem Dichter vielfach zu Erlebnissen wurden, setzten den schaffenden Geist Müller-Guttenbrunns in Bewegung.

„Der Plan reifte, gedrängt von glühender Liebe zu seinem Volksstamme." Aus dieser Spannung und Bewegung tauchte das Grundmotiv zur „Götzendämmerung" hervor, das Müller-Guttenbrunn uns in dem Vorwort der 3. Auflage selbst verrät: „Ein Banater Schwabe, der sich fern vom Dunstkreis des nationalen Götzendienstes, von dem Ungarn heute erfüllt ist, entwickelt hat, kehrt nach Jahren wieder heim und erlebt den ungarischen Staat mit all seinen Ungeheuerlichkeiten am eigenen Leibe. Liebe und Zorn, Schmerz und Enttäuschung erfül-

len seine Seele. Er möchte seinem Vaterlande dienen und kann es nicht — darf es nicht — weil er ein Deutscher ist und Deutscher bleiben will."

Georg Trauttmann, ein geborener Schwabe aus Rosenthal, der als Wasserbauingenieur in Amerika tätig gewesen ist, kehrt nach Jahren in sein Heimatsdorf zurück. In seiner Heimat erlebt er in der Familie, in der Schule und Kirche, in allen öffentlichen Aemtern den ungarischen Staat „mit allen seinen Ungeheuerlichkeiten". Trauttmann erkennt es sofort, daß die Nation von den politischen Hetzereien zu ernster Arbeit abgelenkt werden muß. Er will seinem Vaterlande helfen, nicht in der Politik, sondern auf seinem eigene Gebiete als Wasserbauingenieur. „Und ich habe hier eine große Aufgabe entdeckt. Ich fand blühende Dörfer, die in steter Todesgefahr sind und ich fand Ueberland für zwanzig neue Dörfer. Die ersteren lassen sich retten, mit den neuen bereichern Sie ihr Komitat und das Land."[1]) Um sein Heimatsrecht geltend zu machen, kommt Trauttmann mit den Behörden und zuletzt mit der Regierung in Berührung. Der Innenminister Dr. Dezsöffy, der Vertreter der neuen sozialen Ideen, der durch Arbeit den ungarischen Staat retten will, begrüßt den Plan Trautmanns und beauftragt ihn mit der Durchführung. Während seiner Vorstudien ändern sich die politischen Verhältnisse. Es kommen jene Leute ans Staatsruder, die einen jeden, der die Erhaltung seines eigenen Volkstums fördert, zu einem Staatsverräter stempeln, ohne zu berücksichtigen, ob er auch ein wertvolles und arbeitsames Glied im Staate ist. So wird auch Trauttmann zum Pangermann gestempelt. Die Regierung verwirft deshalb seinen Plan und seine Arbeit und entzieht ihm sein Heimatsrecht. „Er möchte seinem Vaterlande dienen und kann es nicht, darf es nicht, weil er ein Deutscher ist und Deutscher bleiben will." Trauttmann stand der brutalen Tatsache gegenüber, daß ein politisches Gauklertum sich als Sieger im Lande geberdete. So kam die Stunde der großen Verachtung über ihn, nach Nietzsche das Größte, das ein Mensch erleben kann. Trauttmann beschloß,

1) M.-G.: Götzendämmerung. S. 78.

seine Heimat zu verlassen. „In der linken Brusttasche seines Rockes trug Georg Trauttmann die Urkunde über das ihm geraubte Heimatsrecht. Darunter aber, in seinem Herzen, lebte ein Heimatsgefühl, das ihm niemand rauben konnte.“ [1])

Für Georg Trauttmann stand Müller-Guttenbrunn sich selbst Modell. Rosenthal ist das Heimatsdorf des Dichters Guttenbrunn. Im ersten Buch der „Götzendämmerung“ „Die Heimat als Fremde“, erzählt Müller die erwähnten eigensten schmerzhaften Erlebnisse im Banate. Die Heimat mit ihren Veränderungen, was nicht mehr ist, was sich als „patriotisch“ eingenistet und nur als bessere Mode fortgepflanzt wird, die geistige und völkische Versklavung des deutschen Volkes ist der Stoff, den er gestaltete. Georg Trauttmanns Heimkehr als Wasserbauingenieur, seine Unterredung mit dem Minister Dr. Dezsöffy, seine Tätigkeit im Ministerium, die Zerstreuung und Unterhaltung mit Hodossy, sein Unternehmen gegen den Pfarrer am Kirchweihsonntag, seine Teilnahme an einer Abordnung der Gemeinde Rosenthal vor dem Erzherzog Franz Ferdinand, ist Erfindung.

Dem zweiten Buche: „Rund um ein Ministerium“ liegen die Studien Müller-Guttenbrunns über die Regierungszeit des Beamtenministeriums Freiherr Geza von Fejervary, die politischen Eindrücke und Erlebnisse in Budapest zu Grunde. Der Ministerpräsident tritt uns in der „Götzendämmerung“ unter dem Namen Baron Gömöry, der Innenminister Dr. Josef von Kristoffy unter Dr. Dezsöffy, entgegen. Dr. Polonyi, durch seine gediegenen juristischen Kenntnisse und seinen geriebenen Geschäftssinn eine stadtbekannte Persönlichkeit, Justizminister im kossuthistischen Ministerium, tritt uns in der „Götzendämmerung“ unter dem Namen Dr. Boldog entgegen. Nelly Bardy ist die durch ihr politisches Intriguenspiel bekannte Baronin Schönberger. Geza von Hodossy ist ein typischer Vertreter der magyarischen Beamtenadeligen.

Im dritten Buche, „In deinem Lager . . .“ gestaltete der Dichter die Kaisermanöver, die im Jahre 1905 im Banat statt-

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 337.

gefunden hatten. Erzherzog Franz Ferdinand wohnte in einem Schloß bei Stamora. Im Armeebefehl von Chlopy (Galizien) verkündet der Kaiser nach dem Manöver im Jahre 1904, daß an den erprobten Grundlagen der gemeinsamen Armee, insofern sie die Kommando- und Dienstsprache betreffen, keine Aenderung eintreten wird. Sie, die einheitliche Armee, die eine Summe von Kraft, von Gehorsam und Pflichtgefühl vereinigte, hat die Monarchie noch zusammengehalten. „Diese Kette kann nicht reißen, dieser Anker hält."

„Die Saat von Czinkota" ist auf die Erlebnisse und Eindrücke Müller-Guttenbrunns in Budapest zurückzuführen. Dem fünften Buche „Wann steigt der Kaiser zu Pferde" liegen die Jugenderlebnisse Müller-Guttenbrunns bei den Wahlen, wie ich sie oben anführte, zu Grunde. In diesem Buche gestaltete der Dichter auch seine Erlebnisse am 8. Juni 1907, anläßlich des Krönungsjubiläums und seiner Besprechungen mit den sächsischen und rumänischen Abgeordneten. Die Schilderungen über die Donau und ihre Umgebung sind Erlebnisse des Dichters. Die Naturschönheiten, die Bauten und die besonderen Einrichtungen der Stadt Budapest sind treue Schilderungen nach den gewonnenen Eindrücken.

Bei der Gestaltung des rumänischen Abgeordneten Dr. Traian Pop dürfte dem Dichter der ihm sehr gut bekannte Verfasser von „Großösterreich" Dr. Aurel Popovici, Modell gestangestanden haben. Göbel ist der sächsische Abgeordnete Melzer.

b) Die Glocken der Heimat

Müller-Guttenbrunn hatte ursprünglich die Absicht, als Ergänzung zur „Götzendämmerung“ „Die verlorenen Söhne“ zu schreiben. Als er das Werk abschloß, schrieb er in seinem Tagebuche vom 31. Juli 1909: „Es sind nicht die „Verlorenen Söhne“ geworden, die ich nannte, aber das Thema ist darin.“ Es taucht ganz naturgemäß zunächst die Frage auf, welches „Thema“ eigentlich Müller-Guttenbrunn meint und wo es in den „Glocken der Heimat“ aufzufinden ist. Ich glaube den Keim entdeckt zu haben. Wir wissen es aus dem Tagebuche, daß der Dichter „Die verlorenen Söhne“ als Ergänzung zur „Götzendämmerung“ dachte. In der „Götzendämmerung“ selbst kommt schon die Tatsache zum Ausdruck, daß das deutsche Volk viele von seinen Söhnen an das magyarische Volk abgibt, sie sind also für das Deutschtum v e r l o r e n. Wir begegnen auch in der „Götzendämmerung“ Georg Trauttmann, der als Banater Schwabe zwar Deutscher geblieben ist, aber wegen der halbasiatischen Zustände seines Vaterlandes nicht dem eigenen Volksstamme dienen kann. Er ist im großen deutschen Volke geborgen, aber für die engere Heimat v e r l o r e n. Die traurige Tatsache also, daß dem deutschen Stamme in Ungarn im Laufe der Zeit sehr viele gediegene Persönlichkeiten verloren gingen, die, wenn sie im Lande geblieben, bezw. ihr Volkstum nicht aufgegeben hätten, zur Förderung der heimatlichen Kultur Unermeßliches hätten beitragen können, dürfte der Keim zu der ursprünglich geplanten Dichtung „Die verlorenen Söhne“ sein. In den „Glocken der Heimat“ findet dieses Motiv seine Verwirklichung in der Familie Heckmüller, deren beide Söhne der Heimat verloren gingen. Der ältere ist Assistent an der Technischen Hochschule in Zürich, der jüngere magyarasiert sich.

„Die uns nach außen verloren gehen, die wieder im großen deutschen Volk untertauchen, die sind geborgen. Aber die andern, die vielen andern . . . Und während Heckmüller dem seltsamen Problem nachhing, gliederte sich ihm dasselbe in drei Gruppen. Wir verlieren Zehntausende unserer Kinder, sagte er sich, an das Madjarentum durch Uebertritte, durch Entnationalisierung. Wir verlieren Tausende, die ihrer Heimat nützlich sein und zur Zierde gereichen könnten, an das Ausland, weil sie dem Vaterlande, das sie zur Verleugnung ihres Volkstums verleiten will, freiwillig oder gezwungen den Rücken kehren. Und wir verlieren ungezählte begabte Söhne, die künstlich in Unbildung und Niedrigkeit gehalten werden, weil man den zwei Millionen Deutschungarn auch nicht eine einzige deutsche Mittelschule gelassen hat, weil es im eigenen Volkstum keinen Weg mehr gibt zu höherer Bildung. Wie ein Moloch erschien dem friedlichen alten Seidenzüchter und Dorfschulmeister plötzlich dieser Staat, der seine anderssprachigen Söhne entweder zu Janitscharen oder zu Analphabeten macht. Wer sich über den Analphabeten erhebt, ohne ein Janitschar werden zu wollen, in dem sieht dieser Staat einen Feind, den stößt er ab.

Furchtbar war dem alten Mann diese Erkenntnis über sein Vaterland. In so scharfen Umrissen hatte er das Bild nie gesehen. Und er begriff jetzt auf einmal, warum die Kultur desselben soweit zurückstand: weil es freiwillig auf die Mitarbeit der größeren Hälfte seiner Söhne verzichtete.“[1])

Zu den Vorstellungen „Die verlorenen Söhne“ kam ein anderes Erlebnis hinzu. Müller-Guttenbrunn machte am 26. Juni auf seiner Donaufahrt von Peterwardein aus einen Ausflug nach Rudolfsgnad, das im Frühjahr 1907 durch den Ausbruch der Donau überschwemmt worden war. Er schreibt darüber am 4. Juli 1907 im „Neuen Wiener Tageblatt“: „Der Wächter der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft zeigte uns die Richtung, wo Rudolfsgnad lag, das von der Donau kürzlich überflutete blühende Schwabendorf. . . . Das Elend sei namenlos. Die Häuser eingestürzt, das Vieh ertrunken, die Felder

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 107.

verschlammt. Und keine Hilfe! Es bleibe den viertausend Bettlern nichts als die Auswanderung, heißt es. Auswandern? Die Schwaben? Einen zweihundertjährigen Besitz aufgeben? Warum nicht gar! Die werden ihre Heimat wieder aufbauen."

Ueber die Fahrt selbst schreibt er in demselben Aufsatz: „Welch eine Woche! Ich zähle sie nicht zu den verlorenen... Rudolfsgnad — Rudolfsgnad. Von der Theiß und der Donau bedroht. Kampf um die selbstgeschaffene Heimat.... Ein herrlicher Stoff. Solch einsame Tage sind Empfängniszeit für die dichterische Phantasie." Für Müller-Guttenbrunn gab es — wie schon erwähnt „einen kurzen Zeitabschnitt, in dem er die deutsche Sache in Ungarn für verloren hielt." „Der übermächtige ungarische Staat, der die ganze Verwaltung des Landes in den Dienst seiner chauvinistischen Politik gestellt hat, machte auch mich verzagt. Ich unterschätzte die Widerstandskraft und das Beharrungsvermögen unseres Volkes. Ein einziger Ausflug in die alte Heimat aber, die ich viele Jahre nicht gesehen hatte, genügte, um mich von meinem schweren Irrtum zu heilen. Ich fand das Deutschtum in Gefahr, in großer Gefahr, aber verloren fand ich es nicht. Im Gegenteil, ich witterte Morgenluft." 1) Müller-Guttenbrunn vernahm immer heller und lauter die Glocken seiner Heimat. In den Protesten und Kundgebungen seines Volkes läuteten sie. Er wollte der deutschen Oeffentlichkeit sein Volk von der Seite der Arbeit zeigen, worin man trotz allem die gesunde Lebenskraft wieder erkennen und eine sichere Bürgschaft für die Zukunft finden konnte. Die tüchtige Kraft des deutschen Siedlers und seine pflichttreue Arbeit standen ihm als Jugenderlebnis noch treu in Erinnerung. Daß sein Volk nicht wankt und nicht weicht, daß es nicht niederzuringen ist, weder durch die Menschen, noch durch die Elemente, das hat das Einzelschicksal der Gemeinde Rudolfsgnad bestätigt. Schon etwa 20 Jahre vor dem Erscheinen der „Glocken der Heimat" schrieb er: „Eines haben die Schwaben gemein: Die Liebe für ihre neue Heimat. Sie hängen mit einer Zähigkeit an der Scholle, auf der sie geboren sind, daß nichts sie hier entwurzeln

1) M. G.: Deutsche Sorgen. S. 121.

könnte. Sie haben sich ihre Heimat durch unendliche Mühsal erobert und sie sind an sie gekettet mit allen ihren Banden des Gemüts und der Sitte." [1]) Diese Erkenntnis war für Müller Guttenbrunn in seiner Jugend ein stündliches Erlebnis. Dieses Erlebnis dichterisch zu gestalten, war ihm jetzt ein heißes Bedürfnis. Der Kampf seines Volkes um die selbstgeschaffene Heimat, ihre Liebe zum Heimatsboden, ihr heldenhaftes Ausharren auf der Scholle der Väter trotz aller Unbilden, bestätigt am Einzelschicksal der Gemeinde Rudolfsgnad, setzten den Geist des Dichters in Bewegung. Aus dieser Spannung und Bewegung tauchte das Grundmotiv vom Leben in Karlsdorf auf, sein heldenhafter Kampf gegen die ausbrechenden Fluten, wie gegen die magyarische Anmaßung. Den menschlichen und nationalen Daseinskampf einer ganzen Gemeinschaft vermochte er nicht darzustellen, deshalb schildert er den Kampf einer Gemeinde, der aber von der ganzen Volksgemeinschaft in gleicher Weise geführt wird.

Müller-Guttenbrunn sah das Elend und den Jammer der Gemeinde Rudolfsgnad; er erlebte aber nicht unmittelbar ihren Kampf, er kannte nicht ihre Eigenart im Kampfe. Er schildert daher in den „Glocken der Heimat" nicht das Leben und Treiben, den Mut und die Ausdauer dieser Gemeinde, sondern er schiebt in seiner Phantasie seinen Heimatsort an die Stelle des vom schweren Schicksal heimgesuchten Rudolfsgnad und bezeichnet es als Karlsdorf. Für diese Tatsache spricht das vom Dichter beschriebene, mir persönlich sehr gut bekannte Volksleben seiner Heimatsgemeinde, die Ortsbezeichnung „Tal", „Grund", „Gässel" und noch so manches andere. Auf Schritt und Tritt begegnet man Erscheinungen, aus denen hervorgeht, daß im Brennpunkt der dichterischen Phantasie das eigene Heimatsdorf stand. Vieles von dem, was er in seiner Jugend in diesem Dorfe erlebte, gestaltete er: das Leben und Treiben der Bauern, die bäuerlichen Familienverhältnisse und ihre Sorgen. Jeder hat im Dorfe seine bestimmte Aufgabe, die er in Ruhe und Zufriedenheit mit redlichem Fleiß erfüllt. Droht nun dem Dorfe oder dem Gemeinschaftsleben Gefahr, dann

[1]) M. G.: Kulturbilder. S. 19.

greifen instinktiv alle zu. Sie schützen mit der größten Anspannung ihrer Kräfte, oft auch mit dem Einsatz ihres Lebens die eigene Scholle, die ihnen ein teueres Stück Erde geworden ist, das die Väter den Sümpfen und den großen Flüssen abgetrotzt haben. In der Stunde der Gefahr liegt dem deutschen Volke im Banat der Weg zur Kirche am nächsten. In ihr schöpfen sie Trost und Hoffnung. Das Schwabendorf bildet eine starke Einheit, bei der Arbeit, bei den Festen und in Gefahr. Bei dem Kolonistenvolke ist immer Krieg, und in diesem Ringen baut es nur auf seine eigenen Kräfte. „Inmitten der halborentalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu sinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben und durfte den Schwabentrotz und den Schwabenmut nicht sinken lassen.“ [1])

Ist das Dorf mal in Gefahr, das Leben im Dorfe in Verwirrung, dann hat der Richter, das Oberhaupt der Schwabengemeinde, das Wort, dessen Weisungen richtunggebend sind für alle. Für den in den „Glocken der Heimat“ gestalteten Dorfrichter „Klugsbaltzer“ lieh sicherlich der dem Dichter aus seiner Jugend noch sehr gut bekannte Richter seiner Heimatsgemeinde Christoph Luchhaup, dem wir auch in „Meister Jakob und seinen Kinder“ begegnen werden, manche Züge. In allen Banater Dörfern, die durchschnittlich 2—3000 Seelen umfassen, bildeten das Pfarrhaus, die Lehrer- und Notarsfamilien, die sogenannte Intelligenz, eine selbständige, sehr oft eine von dem Bauernvolke abgeschlossene Insel, auf der nur magyarisch gesprochen wurde. Diese Absonderung vom Bauerntume und die Geringschätzung ihrer eigenen Art ist ein Produkt der Entfremdung. Davon war in der Jugendzeit Müller-Guttenbrunns in seiner Heimat noch nichts zu merken. Diese Erfahrung dürfte er während seines Besuches gesammelt haben. Lebhaft stand ihm sein einstiger Lehrer Jakob Heckmüller vor dem geistigen Auge. Er liebte ihn, wie man nur einen Lehrer lieben konnte.

1) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 328.

Diese Liebe verewigte Müller-Guttenbrunn in der Gestalt des Nkolaus Heckmüller in den „Glocken der Heimat". Seine Erzählungen über die Geschichte der Urväter, über ihren Fleiß, ihre Tatkraft und ihren Stolz zündeten in Müller-Guttenbrunn die erste Liebe zum heimatlichen Boden. Jakob Heckmüllers Bemühungen für sein Volk in und außerhalb der Schule, namentlich auf dem Gebiete der Bienenzucht, Seidenraupenzucht, sein Wohlwollen und seine Liebe, sein mannhaftes Eintreten für die bedrohte deutsche Sache sind die Anregung zur Gestaltung dieser Persönlichkeit. Jakob Heckmüller weckte bei seinen Schülern das Interesse für die Seidenraupenzucht. Sie dürfte auch des Dichters Jugendbeschäftigung gewesen sein; daher kennt er so genau ihre Entwickelung vom Eierholen über das Ausbrüten und Ernähren mit Maulbeerblättern bis zum Abliefern der Kokons.

Müller-Guttenbrunn stellte seinem alten bewährten Lehrer den zur Zeit der Entstehung des Buches bereits seinem Volkstume entfremdeten Lehrer Alfred Halmos gegenüber. Halmos verkörpert die damalige Lehrergeneration. Ihre Eziehungsmethode läßt sich in drei Sätze zusammenfassen: „Ihr seid doch nur die Gäste Ungarns. Erst wenn ihr einst aufgegangen sein werdet in das edle magyarische Volk, erst dann seid ihr vollberechtigte Bürger dieses Landes, darum werdet Magyaren." [1])

„Die Ungläubigen müssen durch Ungläubige vernichtet werden, heißt es im Koran. Die Deutschen müssen durch ihre übergelaufenen Söhne magyarisiert werden, lautet ein ungeschriebenes Gesetz Ungarns." In diesem Sinne arbeitet der Pfarrer Horvat, der trotz seiner Gesinnung ein hohes Ansehen im Schwabendorfe genießt, der Lehrer Halmos und der Oberstuhlrichter. Ob Müller-Guttenbrunn zur Gestaltung dieser Personen ein Vorbild benutzt hat, ist mir unbekannt. Ich glaube, daß er sie sich in seiner Phantasie zurecht gelegt hat. In Gergely, Vilmos haben wir einen typischen Vertreter der entwurzelten ungarischen Beamtenadeligen. Eine ähnliche Gestalt ist in der „Götzendämmerung" Hodossy und Graf Pista.

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 41.

In der Person des Pater Istvan Michelbach gestaltete er den Kaplan, der in seiner Kindheit in Guttenbrunn tätig gewesen ist. In den Kulturbildern schreibt er über ihn: „Derselbe war ein weinfroher Mönch, ein Franziskaner, der erst kurze Zeit als Kaplan im Dorfe wirkte und sich die Gunst der Gassenjungen im Sturm erobert hatte, denn er verfertigte in seinen nüchternen Stunden mit Leidenschaft Papierdrachen und schenkte sie den Buben. Seine Leutseligkeit gefiel auch den Bauern und sie bewirteten ihn alle. Es gab keine Hochzeit ohne ihn, und wenn so ein Kind getauft oder eine ‚Metzelsuppe' gehalten wurde tat den ersten Trunk gewiß der Herr Kaplan.“ [1])

Das Motiv des in der Fremde magyarisierten Kindes, die Wirkung dieser Tatsache auf die Mutter, die ihre Sprache verloren hat, dürfte aus Müller-Guttenbrunns Phantasie stammen. Es ist eine unleugbare Tatsache, daß viele Schulen ihre Sendung in der Entfremdung vom eigenen Volkstume, in der Einimpfung eines fanatischen Dünkels in die Kinderseele sahen. Ob je solch ein geschilderter Fall vorkam, ist mir nicht bekannt, aber nicht ausgeschlossen. Das Motiv des unehelichen Kindes, das Schicksal der schönen Lißka, ihr Verhältnis zum Sohne des Richters, sowie zu Haffner und dem Pater Istvan, ihre Bußfahrt, ihre Tüchtigkeit und Redlichkeit haben ihren Keim in dem Schicksal der Mutter Müller-Guttenbrunns. Inwieweit dieses Motiv mit dem in „Meister Jakob und seinen Kindern“ übereinstimmt, werde ich im nächsten Kapitel untersuchen.

Die Geschichte der im Größenwahn lebenden Pfarrersjuliska, die ihr Dämon zum Theater treibt, dürfte Müller-Guttenbrunn erfunden haben. Die Anregung dazu kann meiner Ansicht nach die Tatsache gegeben haben, daß das ungarische Theater, dessen Aufgabe doch wäre, Kunst zu vermitteln im Dienste der Madjarisierung stand. „Eine Ehre ist es heute, ungarischer Schauspieler zu sein, denn wir dienen der Nation. Darum sorgt für uns schließlich auch der Staat. Wir stehen in seinem Dienste, so wie die Herren Beamten und die Herren Pfarrer, Wir müssen erobern, was noch uns gehört.“ [2])

---

1) Kulturbilder. S. 87.
2) Die Glocken der Heimat. S. 275.

c) Meister Jakob und seine Kinder

„Meister Jakob und seine Kinder" ist eine getreue Darstellung vom Hause meines Großvaters Jakob Müller. Leider ist darin nichts erfunden. Wer will, findet meine Mutter und mich auch darin. Habe alle Familiennamen geändert, nur den Namen Luchhaup nicht. Es ist der meine . . ." [1]) „Eine traurige Kindheit wirft tiefe Schatten in das Leben eines jeden, und mancher blutet noch in späten Tagen aus den Wunden, die ihm die harte Welt geschlagen, als er ein Kind gewesen." [2]) „Die Scheu, ein uneheliches Kind zu sein, verfolgt einen durch das ganze Leben, man wird sie als Großvater noch nicht los. Und dazu kam noch das Schicksal meiner Mutter! Wem konnte man so etwas erzählen? Jetzt tat ich es. Ich habe meinem ganzen Hause ein Denkmal gesetzt mit diesem Buche, gleichviel, ob es erkannt wird oder nicht." [3]) — Diese Bekenntnisse klären uns über die Anregungen und den Inhalt des Romans auf. Müller-Guttenbrunn gestaltete in „Meister Jakob und seinen Kindern" hauptsächlich seine Jugenderinnerungen an die zwei großen Schicksalsschläge seiner Mutter, die ich bereits im ersten Kapitel dargelegt habe. Meister Jakob ist im Roman der Großvater Müller-Guttenbrunns, Jakob Müller, die Frau Eva ist seine Großmutter, die Susi ist die Mutter und Christof ist Müller-Guttenbrunn selbst. Alt- und Neurosenthal ist Alt- und Neuguttenbrunn.

In „Meister Jakob und seinen Kindern" kann man von zwei Hauptmotiven reden, und zwar von dem Motiv des un-

[1]) M. G.: Tagebuch vom 6. September 1917.

[2]) M. G.: Literarisches Jahrbuch des deutschen Schulvereins. 1. Jahrg. S. 27. Wien 1888.

[3]) M. G.: Tagebuch vom 6. September 1917.

ehelichen Kindes und von der Vergiftung der Frau Wörle. An beiden Motiven ist die Heldin des Romans Susi Weidmann unmittelbar beteiligt. Müller-Guttenbrunn hat diese Motive öfters gestaltet. Zum ersten Male beschäftigte ihn dieser Stoff im Jahre 1887. Er veröffentlichte in diesem Jahre im „Literarischen Jahrbuch des Deutschen Schulvereins“ eine Erzählung mit dem Titel „Der Sohn seiner Mutter“. Er erzählt darin die Schicksalsschläge Susi Reiners und die düstere Lebensgeschichte ihres Sohnes Hannes Reiner. Die Erzählung ist eine Wiedergabe seiner Jugenderinnerungen an sein eigenes Schicksal und das seiner Mutter. Susi Reiner ist in „Dem Sohn seiner Mutter“ Müller-Guttenbrunns Mutter. Hannes Reiner ist er selbst. Das Motiv des unehelichen Kindes stimmt im wesentlichen mit dem in „Meister Jakob und seinen Kindern“ überein. Bei der Vergiftung der Frau Wörle ist Susi in „Der Sohn seiner Mutter“ mitschuldig, während sie in „Meister Jakob und seinen Kindern“ schuldlos leiden muß.

In beiden Schöpfungen besteht ein wesentlicher Unterschied. In „Dem Sohn seiner Mutter“ kam es Müller-Guttenbrunn hauptsächlich darauf an, darzustellen, wie Hannes Reiner trotz des tiefen Jammers, den seine Kindheit traf, ein ganzer Mann wurde und wie er auf dem Höhepunkt seines Lebens, „an jenem Frühreif, der sein Kinderherz versengte“, zugrunde ging. In „Meister Jakob und seinen Kindern“ dagegen schenkt Müller-Guttenbrunn dem Schicksale Susis und der ganzen Familie Weidmann größere Aufmerksamkeit.

Das Motiv des unehelichen Kindes streift er auch in der „Götzendämmerung“, im fünften Buche, wo die Tochter der Frau Margret Trautmann die „Schandtat“ ihrer Mutter erzählt.

In den „Glocken der Heimat“ gestaltete Müller-Guttenbrunn das gleiche Motiv in einer Nebenhandlung. Hier hat der Sohn des Dorfrichters Klug die Lißka, „das schönste Mädchen im Dorfe“, zu Fall gebracht. In „Meister Jakob und seinen Kindern“ hat er dieses Motiv der erreichten inneren Entwickelungsstufe gemäß am besten dargestellt. Wir finden dieses Motiv auch bei vielen anderen Dichtern. Müller-Gutten-

brunn hatte es nicht notwendig, das Motiv von einem anderen Dichter zu übernehmen. Er hat es selbst miterlebt und antwortet uns auf die Frage, warum es immer wieder seine Phantasie beschäftigte: „Die Scheu, ein uneheliches Kind zu sein, verfolgt einen durch das ganze Leben; man wird sie als Großvater noch nicht los." Müller-Guttenbrunn wollte durch die wiederholte Gestaltung des Motivs sich von dieser Scheu befreien und vermochte es nicht.

Während er in den „Glocken der Heimat" und auch in der „Götzendämmerung" nur teilweise den Stoff und Gehalt aus seinen Kindheitserlebnissen und Jugenderinnerungen schöpfte, tat er es in „Meister Jakob und seinen Kindern" durchweg. In den „Glocken der Heimat" zeigt Müller-Guttenbrunn das schwäbische Volk bei seiner Tüchtigkeit, in „Meister Jakob und seinen Kindern" zeigt er es in der Familie. Im 66. Lebensjahre zauberte sich Müller-Guttenbrunn noch einmal mit besonders leuchtenden Farben das traurige Schicksal seiner Mutter vor die Seele. Das Buch ist ein Beweis, daß die ältesten Erinnerungen Müller-Guttenbrunns die lebendigsten sind. Durch liebevolle Pietät bewahrt und gepflegt, leben die Erinnerungen an seine Urgroßmutter, Großmutter und Mutter, ihre Erlebnisse und Schicksale, ihre Eigenheiten in ihm fort. Den Stoff, den er hier zu gestalten hatte, kannte er in allen Tiefen und verborgensten Falten.

Außer dem Leben im Hause seines Großvaters gestaltete er auch das Leben im Dorfe, bei der Arbeit und bei den Festen. Wir begegnen in „Meister Jakob und seinen Kindern" den reizvollen Schilderungen über den Schnitt, die Kirchweih, Hochzeit und Spinnreihe. Müller-Guttenbrunn hat diese Hauptabschnitte im Dorfleben der Banater oft und in den verschiedensten Formen gestaltet. Als Feuilletonredakteur der „Deutschen Zeitung" begann er mit der Veröffentlichung seiner Schilderungen über das Banater Dorfleben. Wie ich schon bereits erwähnt habe, gab er diese Schilderungen in dem Buche „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn" im Jahre 1896 heraus. Mit einem warmen, zum Herzen sprechenden Ton erzählt er hier den chronologischen Vorgang der Arbeiten und der Feste. Müller-Guttenbrunn hat

seine Schilderungen in den Kulturbildern ohne Zweifel in „Meister Jakob und seinen Kindern“ verwertet. Wir finden nämlich hier einige wörtliche Anlehnungen. In der „Götzendämmerung“ streift er im ersten Buche den Schnitt, im dritten und fünften Buche schildert er die Kirchweih und die Hochzeit ausführlicher. Hier reiht er bereits die Kulturbilder in den Gang der Handlung ein.

Wenn wir nun zusammenfassend das dichterische Schaffen Müller-Guttenbrunns in seinen Heimatromanen überblicken, so bemerken wir, daß er hauptsächlich Selbsterlebnisse, und zwar Jugenderlebnisse und Jugenderinnerungen gestaltet hat. „Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uraltgeschichtlich Ueberliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt.“ [1]) Was Goethe hier sagt, trifft auch auf Müller-Guttenbrunn hinsichtlich seiner Heimaterlebnisse zu. Seine merkwürdig empfängliche Seele bewahrte die tausend Eindrücke seiner Kindheit auf, die ihm später in seinem hohen Alter wieder lebhaft im Lichte des Bewußtseins auftauchten.

Der Vorgang der Konzeption bei M.-G. ist zu erkennen aus der Entstehungsgeschichte seiner Werke und aus folgenden Aeußerungen. Als Müller-Guttenbrunn mit der Niederschrift der „Götzendämmerung“ begann, heißt es in seinem Tagebuch: „Ich bin voll bis an den Rand geladen mit kulturellem Stoff, fehlt nichts, als daß auch das Menschliche zuströme und gelinge.“ Es geht weiterhin aus den Tagebüchern hervor, daß er während der Niederschrift der „Götzendämmerung“ und den „Glocken der Heimat“ noch nicht bestimmt weiß, ob sie ein Roman oder nur ein Kulturbild werden. An einer anderen Stelle im Tagebuch heißt es: „Stoffe! Stoffe! Publizistisch veranlagte Schriftsteller notierten sich Themen, Dichter, Menschen und Handlungen. Ich finde lauter Themen.“ Nach diesen Bekenntnissen dürfte zunächst der Stoff die Phantasie Müller-Guttenbrunns nach einer bestimmten Richtung gedrängt haben. Es sind ihm nicht alle Hauptzüge seiner Werke mit einem Schlage

1) Goethes Werke, Weim. Ausgabe, 2 Abt. Bd. 11. S. 60.

vor das geistige Auge getreten, sondern die klaren Vorstellungen haben sich wahrscheinlich erst allmählich aus der Gärung heraus durchgerungen. Diese Tatsache trifft meiner Ansicht nach ganz bestimmt auf die „Götzendämmerung“ und die „Glocken der Heimat“ zu. In „Meister Jakob und seinen Kindern“, wo er einen bekannten und schon öfters gestalteten Stoff vor sich hatte, dürften ihm alle Hauptzüge seines Werkes schon von vornherein klar vor seinem inneren Auge gestanden haben.

Aus seinen Bekenntnissen können wir auch schließen, daß er in seinem Schaffen von einer ganz bestimmten Oertlichkeit ausging, dann strömten ihm die Gestalten hinzu und im letzten Stadium des Dichtungsprozesses verknüpfte er die Handlung.

Was Müller-Guttenbrunn in seinem Heimatroman gestaltete, war fast alles mit dem Auge seines Geistes erschaut. Die erste Forderung für den erzählenden Dichter, eine anschauliche Phantasie zu besitzen, war bei ihm erfüllt. Schwach entwickelt war seine kombinatorische Phantasie. Wir begegnen in seinen Romanen nur zwei originellen Verbindungen von Vorstellungen. In der „Götzendämmerung“, wo Müller-Guttenbrunn für seinen Helden Georg Trauttmann den Beruf eines Wasserbauingenieurs erfand, um mit seinem ausgedachten Donauprojekt als Amerikaner mit den Kreisen der Regierung und der Politik in Berührung zu kommen und in den „Glocken der Heimat“ des in der Fremde magyarisierten Kindes.

3.

Die Hauptzüge in Müller-Guttenbrunns Gefühls- und Lebensanschauung

Das Selbstgefühl

Bei Müller-Guttenbrunn war das Gefühl von dem eigenen Werte, der Kraft und Tüchtigkeit, sehr stark entwickelt. Es ist bei ihm an die Ausübung der Willenshandlung geknüpft. Bei der Darlegung des Lebens und Wirkens im ersten Kapitel sahen wir, daß es bei ihm an Aufgabenstellen und Pflichterfüllung nie mangelte. Er setzte das Leben gleich mit Arbeiten. Was er über den Inhalt des Lebens der Banater Schwaben sagt, trifft auch auf den Gehalt seines Lebens zu. Er beantwortet die Frage nach dem Inhalt ihres Lebens mit den Worten „Arbeit, Arbeit, Arbeit". Der Drang, sich zu betätigen, war stets groß in ihm. Wirken war immer sein Bestreben. „Das ist ein scheußliches Gefühl brachzuliegen in der besten Lebenszeit und seine Kräfte nicht entfalten zu können. Was ist vergänglicher wie die Arbeitskraft? Was nicht ausgenutzt wird, ist unwiderbringlich dahin.[1]) Wo die Sehnsucht nach der Entfaltung der Kräfte lebendig ist, dort sind auch naturgemäß Kräfte in reichem Maße vorhanden. Von dem Vorhandensein dieser Werte durchdrungen zu sein, ist jenes gesunde Kraftgefühl, welches wir bei Müller-Guttenbrunn finden. Vor jeder Aufgabe waren seine Losungsworte: „Auf niemand darf man bauen, als auf die eigene Kraft." Wie jede Persönlichkeit nur im Kampfe, nur in freier Wirksamkeit und Betätigung sich ihren Charakter erwirbt, so hat auch Müller-Guttenbrunn seinen Charakter im Kampf erworben. Das Element seiner Werke und seiner Weltanschauung ist Kampf. Dabei sei allerdings noch bemerkt, daß bei ihm Weltanschauung nicht nur eine Ansicht

1) M. G.: Tagebuch vom 10. September 1906.

war, sondern eine lebendige Kraft. Für ihn war es eine rein menschliche Ehrensache, mit den eigenen Kräften, ohne Beihilfe und ohne Krücke sich durch die Welt zu helfen, „daß man vor Gott und Menschen bestehen mag mit Ehren."

Dieses gesunde Kraftgefühl ist ein Vermögen, welches die Selbständigkeit des Menschen bedingt, es allein macht den Mann zum Manne, es allein gibt die Würde, mit Rat und Tat das allgemeine Wohl und Heil fördern zu dürfen. Wie bei jedem Dichter Dichtung und Leben nicht zu trennen sind, so kann auch Müller-Guttenbrunns Leben nicht von seinen Schöpfungen geschieden werden. Wir begegnen in seinen Romanen Gestalten, die ein gesund entwickeltes Selbstgefühl haben. Er hat uns sein eigenes aktives Selbstgefühl in den Gestalten Georg Trauttmanns in der „Götzendämmerung" und Jakob Heckmüllers in den „Glocken der Heimat" kundgegeben. Kaum ist Trauttmann in seinem Heimatsorte angekommen, so fragt er schon, „ob es da eine Aufgabe für ihn gebe". Nachdem er eine Aufgabe gefunden hat, arbeitet er mit einer staunenswerten Zähigkeit. „Trauttmann hatte einen arbeitsreichen, freudigen Winter hinter sich. So ganz erfüllt war er nie von einer Aufgabe wie von dieser. Mit der oft erprobten Zähigkeit, mit der vollen Kraft seines Wesens warf er sich auf den selbstgeschaffenen Wirkungskreis und es gelang ihm, alle Widerstände zu besiegen, alle Hindernisse zu nehmen."[1]) „An die Arbeit gehen und nicht links und nicht rechts schauen. Niemand fragen."[2]) Diese Aeußerungen entsprechen so recht der Natur Müller-Guttenbrunns. Was er in den „Glocken der Heimat" vom Lehrer Heckmüller sagt, ist eine Aeußerung über sein eigenes Kraftgefühl. „Er hatte wieder eine Aufgabe vor sich für die nächsten Monate, und das tat ihm wohl. Er konnte nicht leben, ohne irgendeine Aufgabe zu haben."[3])

„Eine Wandlung war mit Heckmüller vorgegangen in den letzten Wochen und Monaten. Wie eine Verklärung lag es über seinem inneren Menschen, eine stille, freudige Heiterkeit

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 277.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 291.
[3]) M. G.: Glocken der Heimat. S. 19.

leuchtete ihm aus den Augen. Wieder hatte er eine Aufgabe gefunden, aber welch eine edle große! Und sie ließ sich so harmlos, so ganz nebenher fördern und erfüllen." [1]) Ich könnte noch mehrere ähnliche Aeußerungen Müller-Guttenbrunns anführen. Sie alle sind ein Beweis für das Gefühl der eigenen Kraft und des eigenen Wertes.

Gemeinschaftsgefühl

Von allen Gefühlen war bei Müller-Guttenbrunn das Gemeinschaftsgefühl am stärksten entwickelt. Vom Jahre 1907 an, das, wie bereits erwähnt wurde, einen Wendepunkt in Müller-Guttenbrunns dichterischem Schaffen bedeutet, bis zu seinem Tode, schenkte er fast ausschließlich den nationalen und sozialen Fragen in Ungarn dichterischen Anteil. Seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf das ungarländische Deutschtum gerichtet. Das äußere Wohl eines Volkes im Staate hängt immer von der gerechten Lösung der nationalen und sozialen Fragen ab. Sie sind die Grundfragen des Gemeinschaftslebens. Von ihrer gerechten Durchführung hing auch das Wohl Ungarns und des ungarländischen Deutschtums ab. In Ungarn schöpften aber die verantwortlichen Staatslenker eher alle Irrtümer aus, bevor sie sich die politische Weisheit Müller-Guttenbrunns zu eigen gemacht hätten. „Die Welt steht eben nicht still, sie entwickelt sich beständig, und es ist Sache der Regierungen das zu sehen und dem guten neuen Platz zu schaffen, das Böse aber zu unterdrücken." [2])

„Es kommen manchmal Geschlechter, die vergessen, was früher mißraten ist und sie versuchen immer wieder dasselbe." [3])

Von den Gemeinschaftsgefühlen hat Müller-Guttenbrunn das Nationalgefühl mit starker Kraft und Klarheit ausgebildet. Das Nationalgefühl gibt sich bei ihm nach den verschiedenen Richtungen hin kund. Er fühlte während seines ganzen Lebens die seelische Verbundenheit mit der Scholle seiner Heimat. „Der Erdgeruch der Heimat wirkte Wunder. Er wußte gar

---

1) M. G.: Glocken der Heimat. S. 147.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 212.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 212.

nicht, wie sehr er dieses Land liebte, dem er so lange ferne geblieben.“ Er atmete „mit Behagen und in vollen Zügen wieder den würzigen Duft der heimatlichen Scholle. Und er war sich eines Gefühls bewußt, das die anderen nur dunkel in sich trugen, das sie nur offenbarten, wenn sie bedroht, wenn sie getreten wurden: Diese Scholle war ihm deutscher Boden. Hundert Dörfer, wie das seine, blühten heute in dem Neuland, das die kaiserlichen Heere einst den Türken abgenommen und durch eine Militärgrenze, wie durch einen Wall geschützt hatten. Wie oft aber setzte der schwarze Tod über diesen Wall und würgte die Kühnen, die in sein sumpfiges Gebiet vorzudringen wagten. Sie wichen nicht. Die Lücken, die die Pest und die Cholera in ihren Reihen gerissen, wurden immer wieder ausgefüllt. Und so siegten sie zuletzt. Mit dem Fleiß und dem Schweiß von Generationen deutscher Bauern einer Wildnis abgerungen, in Not und Tod verteidigt und behauptet — das war doch eine Heimat, auf die man stolz sein durfte.[1])

Mit welcher echter und reiner Liebe Müller-Guttenbrunn an dem Boden seiner Väter hing, kommt am ergreifendsten in seinem „Banater Schwabenlied“ zum Ausdruck:

Es brennt ein Weh, wie Kindertränen brennen,
Wenn Elternherzen hart und stiefgesinnt.
O, daß vom Mutterland uns Welten trennen
Und wir dem Vaterland nur Fremde sind.

Noch läuten uns der alten Heimat Glocken,
Die Glocken unsrer Väter treu und schlicht.
Doch frißt der Sturm ihr seliges Frohlocken,
Und Blitz auf Blitz verstört das Friedenslicht.

Von deutscher Erde sind wir abgeglitten
Auf diese Insel weit im Völkermeer.
Doch wo des Schwaben Pflug das Land durchschnitten,
Wird deutsch die Erde, und er weicht nicht mehr.

Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!

---

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 26.

Er hat geblutet in Prinz Eugens Heeren,
Vertrieb den Feind, der hier im Land gehaust.
Dein eigner König rief ihn einst in Ehren:
„Pflüg' mir den Boden, wackre Schwabenfaust!“

Aus einer Wüste ward ein blühend Eden,
Aus Sümpfen hob sich eine neue Welt.
Von diesem Land laßt deutsch und treu uns reden,
Verachten den, der's nicht in Ehren hält.

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väter Not,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod! [1])

Heimat war für Müller-Guttenbrunn nicht nur das Vaterhaus und die Vätererde, nicht nur die Natur, wie sie Gott dem Volke geschenkt hat, sondern der Begriff Heimat umfaßt bei ihm etwas mehr. Für ihn war Heimat auch das verstorbene und lebendige deutsche Volk. Das deutsche Volk schlechthin in seinem Leben und Ringen, Kämpfen und Leiden. Heimat war ihm auch die Verbindung zwischen dem lebendigen Volk und der Vätererde. Das geschichtlich Gewordene, das Geschaffene, was deutscher Menschengeist und Menschenhände im Laufe von zweihundert Jahren auf die Heimaterde hingestellt haben, was sie herausgerungen und herausgekämpft haben aus dem Boden, das war ihm alles Heimat. Heimat war ihm nicht zuletzt „der bewußte Zusammenhang mit dem großen deutschen Muttervolk.“ Also das ganze Volk, was deutsch ist und deutsch war.

Gleich groß und innig war Müller-Guttenbrunns Liebe zu seinem Banater Schwabenvolke. In der „Götzendämmerung“ sagt er von Georg Trauttmann, der als Ingenieur nach langjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückgekehrt ist: „Georg hatte das volle Gefühl des Bauernsohnes in sich, er nahm teil an allem, was in den Seelen der Seinen und seiner Volksgenossen vorging. Er wurde nicht verdrießlich, wenn ihm die Evi am Morgen meldete, daß die Schweine nicht fressen, die Bas' Margret am Abend, daß eine Kuh keine Milch mehr gebe. Und volles

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 146.

Verständnis bewies er für den Schmerz seiner Schwägerin darüber, daß die rote Henne all ihre Eier in die Scheuer des Nachbars Hellebrand lege.“ [1])

In „Meister Jakob und seinen Kindern“ heißt es: „Man muß zu seinem Volke stehen. Mir liegt die Zukunft der Schwaben in diesem Lande sehr am Herzen.“ In einer etwas scharfen Form gab Müller-Guttenbrunn seiner Liebe zum deutschen Volke gelegentlich eines Streites mit dem Temesvarer Bürgermeister Josef Geml, der magyarisierter Schwabe war, Ausdruck. Er sagte unter anderem: „Der Deutsche wird ein wertloser Waschlappen, wenn er etwas anderes sein will, als er ist.“

An einer schon im ersten Kapitel erwähnten Stelle heißt es im zweiten Jahrgang des „Schwäbischen Hausfreundes“: „Steh zu deinem Volke, was auch draus werde!“ hat ein großer deutscher Dichter gesagt. Das hat sich der Vetter Michel (so nannte sich Müller-Guttenbrunn im Hausfreund) schon als junger Mensch hinter die Ohren geschrieben und da steht's, jeder kann's lesen.“

Den vom Deutschtum Entfremdeten ruft er zu: „Wer“ vom deutschen Volkskörper „abfallen will, falle ab. Wer nicht fühlt, was es bedeutet, einem Hundertmillionenvolke anzugehören, der sinke ruhig hinab in den Schoß eines kleinen Volkes . . . Uns bekümmert bloß unser deutsches Volk von zweieinhalb Millionen, das in Ungarn lebt und das wir nimmermehr preisgeben werden.“ [2])

Die Entfremdung von dem eigenen Volkstume war für Müller-Guttenbrunn eine ungeheuerliche Lästerung an der Gottheit. Er sah in ihr die ganze Ursache menschlicher Entseelung und des geistigen Elends. Während die Staatsmänner für die Erfolge auf dem Gebiete der Entnationalisierung als innerpolitische „Erfolge“ buchten, war für Müller-Guttenbrunn dies keine Politik mehr, sondern ein Verbrechen an der Menschenseele. Im Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen verkündete er, daß es sich bei diesen menschlichen Ungeheuerlichkeiten nicht um politische „Erfolge“ handelt, sondern um die Zer

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 25.
[2]) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 141. Wien 1928.

tretung der Menschenwürde, um die Vernichtung der natürlichsten menschlichen Instinkte. „Wir Deutschen können nicht ferner der Mutterboden für eine Intelligenz bleiben, die beständiger Entnationalisierung unterworfen ist, wir dürfen nicht dauernd dazu verdammt werden, die Blüte unserer Kinder beständig an ein anderes Volk abzugeben. [1])

Für ihn war die Muttersprache der höchste und edelste Begriff. Die einzigartige Liebe, die das Kind mit der Mutter verbindet, verband Müller-Guttenbrunn mit seiner Muttersprache. „Die Alten schwäbelten mit den Kindern, sowie einst in fernen Jugendtagen. Das wieder zu hören tat ihm wohl." [2]) An einer anderen Stelle sagte er: „Es war mir ein wahres Labsal, ihre Mundart wieder zu hören. Sie tragen ihre Kopftücher noch wie im Schwarzwalde und sie schwäbeln noch so wie dort." [3]) Müller-Guttenbrunn wurde nicht müde zu verkünden: „Unser Herrgott will, daß jeder Mensch in seiner Muttersprache zu ihm bete." „Es ist eine verabscheuungswürdige Kulturpolitik, die heute betrieben wird, sie entfremdet die Kinder unseres Landvolkes sogar dem lieben Gott, da sie sie zwingt, in einer anderen Sprache zu beten, die ihnen unverständlich ist." [4]) Man muß sich immer wieder die kulturpolitische Lage der Auslandsdeutschen im allgmeinen und die der Deutschen in Ungarn im besonderen vergegenwärtigen, um die Tragweite solcher Worte ganz ermessen zu können.

Die Staatslenker wissen es sehr genau, welche außerordentliche Bedeutung die Muttersprache für das Geistesleben eines Volkes hat. Sie ist das Ausdrucksmittel für Seelenvorgänge und Seeleninhalte. Will man ein Minderheitenvolk im Staate in seiner Entwicklung hemmen und dem angestammten Volkstume allmählich entfremden, so untersagt man dem Volke die Pflege seiner Muttersprache. Dies war und ist der Fall in vielen europäischen Staaten. Daher kommt die von Müller-Guttenbrunn so stark betonte Anhänglichkeit zur deutschen Mutter-

---

1) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 157. Wien 1918.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 4.
3) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 82. Wien 1918.
4) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 161. Wien 1918.

sprache. Unser Dichter vertrat die Anschauung, daß nur die gottgegebene Muttersprache das Ausdrucksmittel sein kann für die dem deutschen Wesen treu gebliebenen Tugenden. Die deutschen dichterischen Erzeugnisse nennt er „Gottesgaben“ und betont, daß aus ihnen auch das Auslandsdeutschtum schöpfen muß, wenn seine Entwickelung in naturgemäßer Weise gefördert werden soll. Der Schlüssel zu den deutschen Geistesschätzen ist die deutsche Muttersprache; „sie schlingt ihr Band um alle Kinder des Volkes in Höhen und Tiefen.“ „Die einfache Tatsache, daß wir Deutsche sind, ist in der heutigen Welt kein selbstverständlicher Kulturtitel; wir müssen uns des deutschen Namens wert erweisen und nach mehr Bildung streben als die anderen. Sonst bleiben wir zurück! Die Bildung aber, die etwas wert sein soll, erwirbt man sich nur in seiner Muttersprache. Wer sie nicht beherrscht, wer auf diesen festen Untergrund nicht weiterbauen kann, aus diesem wird in seinem Leben nichts, weder ein guter Christ, noch ein für die Welt brauchbarer Mensch.“ [1])

Mit der Muttersprache vermögen wir das Gute im deutschen Volkstume zur Herrschaft zu bringen und überallhin zu verpflanzen. Mit ihrer Hilfe können wir das Wahre in unserem Wesen lebendig darstellen. Mit Recht betonte er: „Ein Volk, das seine Sprache verliert, verliert auch seinen Charakter.“ Müller-Guttenbrunn sagte, daß unsere Liebe zur Muttersprache gleich sein muß mit der unendlichen Liebe der Mutter zum Kinde. Wie das Kind innerlich unlößlich mit der Mutter verbunden ist, ebenso unlöslich muß jeder mit seiner Muttersprache verbunden sein. „Seine Muttersprache nicht achten, heißt, seine eigene Mutter verachten.“ „Wer an seiner Heimat festhält, der halte auch an seiner Muttersprache fest. Lieber eine Hand abhacken lassen, als ein Kind haben, das nicht mehr deutsch kann.“ [2]) „Noch gilt bei den Auslandsdeutschen das Wort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Aber die Schulen fehlen den Deutschen überall, die guten, alten, deutschen Volksschulen.“ Um

[1]) Müller-Guttenbrunn (Vetter Michel): Schwäbischer Hausfreund. 4. Jahrg. Temesvar 1915.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 198.

den geistigen Fortschritt der auslandsdeutschen Volksstämme zu sichern, soll nicht nur auf die Erhaltung der eigenen Sprache Wert gelegt werden, sondern auch auf die Erweiterung und Vertiefung. Müller-Guttenbrunn sah den eigentlichen Beschwerdepunkt der Deutschen in Ungarn in der Schulsache. Er wies nachdrücklich auf die Notwendigkeit und Bedeutug der Schulen hin und sagte immer wieder: „daß das Rückgrat eines jeden Volkes seine Schulen sind.“ In diesem Satze ist das Wort „seine“ betont. Müller-Guttenbrunn forderte für das Deutschtum Schulen, die einerseits dem Volke gehören, und in denen der Eigenart der deutschen Kinder gemäß das deutsche Kulturgut gepflegt wird, andererseits verlangte er solche Schulen, die auch wirkliche Charakterbildungsanstalten sind. Nicht solche, wo „die Staatssprache das Um und Auf des ganzen Unterrichts ist.“ Es sind das „Schulen, in denen unsere deutsche Jugend verdummt und unter die Kulturhöhe ihrer Eltern und Großeltern sinkt.“ [1]) „Warum tut man uns solche Schmach an in einem „freien“ Staat?“ rief Müller-Guttenbrunn unablässig in die Welt hinaus. „Es handelt sich“ in diesen Schulen „nicht bloß um die Erlernung der Staatssprache, es handelt sich um Gedeih und Verderb von Millionen deutscher Seelen. Man kann eine fremde Sprache lernen, ohne seinem Volkstume entfremdet zu werden. Die ungarische Staatsschule will aber diese Entfremdung.“ [2])

Dieser brutalen Tatsache stellt Müller-Guttenbrunn den Grundsatz gegenüber: „Veredelung des eigenen Volkstums und Pflege der Muttersprache ist das höchste Gebot so für jeden Einzelnen wir für die Gesamtheit.“ „Der Unterricht in der Mutter sprache ist hundertmal nützlicher, er kräftigt und macht froh, während der in einer nicht geläufigen Sprache ermüdet, verdummt und mehr Anstrengung erfordert als er sollte.“[3]) Wird die Muttersprache in den Schulen gar nicht oder nur mangelhaft gepflegt, so bleiben dem Volke die Wege verschlossen, seinen Geist auszubilden. Die Folge dieser geistigen Verarmung aber ist eine sittliche Verwahrlosung des Volkes.

---

1) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 158. Wien 1918.
2) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 160. Wien 1918.
3) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 158. Wien 1918.

Man hat in Ungarn vielfach die deutsche Bevölkerung durch fremde Volkselemente unterrichten, richten und verwalten lassen. Es klaffte naturgemäß immer eine Kluft zwischen der Bevölkerung und den Lehrern, Richtern und Beamten. Sie hatten keine unmittelbare Zuneigung zum Volke, und deshalb war ihnen auch das Gedeihen des Volkes gleichgültig. Durch die Gleichgültigkeit aber hemmten sie es in seiner Entwickelung. Müller-Guttenbrunn, dem das Wohl seines Volkes sehr am Herzen lag, meinte, daß das deutsche Volk im Banat nur von den eigenen Söhnen, die aus dem Volke hervorgegangen sind und die Volksseele genau kennen, unterrichtet und verwaltet werden dürfe. „Ein Schwabensohn, soll her, der ein Herz hat für sein Heimatdorf." [1]) „An deutsche Pharra müsse mer verlange; an deutsche Notari, an deutsche Ablegate müsse mer uns wähle un an deutsche Strominschener brauche mer z'allererscht. Und aa unsere Schule därfe mer nit hergäwe an den Staat. Sie müssa Gemeindeschule bleiwa, sunscht sin m'r nit mei die Herre im eigene Haus . . ." [2])

Von den Auslandsdeutschen, die in Deutschland studieren, sagt Müller-Guttenbrunn, daß sie unbedingt im Interesse des deutschen Volkstums in die auslandsdeutsche Heimat zurückkehren müssen. „Wir sind arm an Bildungsmenschen, er gehört in seine Heimat. Das taugt nichts, daß wir unsere Söhne immer an das Ausland abgeben . . . . Zusammenhalten müssen wir unsere Kräfte hier im Lande." [3])

Man hat bekanntlich in Ungarn alle deutschen Taufnamen von Amtswegen magyarisiert. Viele von den sogenannten Gebildeten haben auch ihren deutschen Eigennamen ohne besondere Bedenken für einen magyarischen eingetauscht. Wenige sind sich der Bedeutung der Namengebung bewußt. Viele lassen sich von den verschiedensten Beweggründen leiten, oft auch von der Mode oder gar der Laune. Müller-Guttenbrunn hat intensiv über die deutschen Namen und die Namengebung nachgedacht. Die Frage wie man den deutschen Namen wieder Geltung verschaffen

---

1) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 86.
2) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 181.
3) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 85.

könnte, beschäftigte ihn unablässig. „Ein Name ist nicht bloß ein Gewand, das man dem neuen Mitglied der menschlichen Gesellschaft anzieht, er ist berufen, das Kleid seiner Seele und seines Geistes zu werden und er wird einen wesentlichen Anteil haben an dem künftigen Bild des neuen Menschen. Was ist nicht ein Name? Alles Zarte und Holde, alles Herzliche und Gute, das wir beim Anblick unseres Kindes empfinden, fließt uns über die Lippen, wenn wir seinen Namen aussprechen. Und dieser Name wird, so lange es lebt, immer nur von denen ausgesprochen werden, die ihm gut sind, die es lieben. . . . Wenn es aber jemals wieder gelingen soll, das deutsche Volk mit der Gedanken- und Vorstellungswelt seiner Ahnen vertraut zu machen, dann müssen die Bestrebungen der Gelehrten und Dichter in die weitesten Kreise getragen werden, dann muß das Volk selbst mitarbeiten an einer nationalen Wiedergeburt. Ohne solche Arbeit schwebt die ganze deutschnationale Bewegung in der Luft. Und einen kleinen Beitrag zur Förderung dieser Arbeit kann jeder leisten, der in die Lage kommt, einem Kinde einen Namen zu geben. Fort mit dem fremden, unnatürlichen Gewand für deutsche Seelen! Hinweg mit allen welschen, slavischen, lateinischen oder griechischen Namen! Die Namen unserer Kinder werden in unsere Herzen geschrieben und in ihre eigenen, nichts ist uns so heilig, wie sie. Und diese Namen, die unsere Kleinen zuerst lallen lernen, die wir selbst immer auf der Zunge führen, sie sollten nicht deutsch sein müssen?“[1]) Denjenigen, die ihre deutschen Familiennamen magyarisierten, sagte er: „Die Auslandssucht, die sich als widerliche Mode in der Wahl unserer Taufnamen geltend macht, wird zu einer charakterlosen, ja völlig verwerflichen Erscheinung, wenn sie sich unserer Eigennamen bemächtigt, die wir von den Vätern ererbt. Der ehrliche Name unseres Vaters ist ein Teil unserer Ehre, und wer ihn antastet, der entehrt sich selbst.“ [2])

Die Widerstandskraft bei den deutschen Gebildeten in Ungarn gegenüber dem Magyarentum war nur deshalb so gering, weil die deutsche Jugend keine Ideale hatte. Ohne Ideale kann

---

[1]) M. G.: Literarisches Jahrbuch des Deutschen Schulvereins S. 59.
[2]) M. G.: Literarisches Jahrbuch des Deutschen Schulvereins S. 65.

die Jugend nicht leben, ohne Ausblick in die Zukunft kann sie nicht bestehen. Müller-Guttenbrunn trat auch als begeisterter Verkünder deutscher Ideale auf. „Die deutsche Jugend braucht deutsche Ideale; sie muß wissen, wofür sie lebt und was sie von der Zukunft zu erwarten hat. Worin können diese Ideale bestehen? Sie müssen bestehen in der Liebe zu Volkstum und Muttersprache und in dem Bewußtsein der Volkseinheit von mehr als zwei Millionen Deutsch-Ungarn. Sie müssen bestehen in dem Stolz, daß das Deutschtum dem ganzen ungarischen Staat seine Kultur gegeben und daß jedes große Werk in diesem Lande auf deutsche Arbeit und deutschen Fleiß zurückzuführen ist. Und als höchstes Ideal muß das Gefühl in jedem lebendig bleiben, daß er zu dem Hundertmillionenvolk der Deutschen gehört und einen unschätzbaren Besitz verteidigt, wenn er nicht zu einem kleinen Volke und zu einer kleineren Sprachgemeinschaft hinabsteigt. Er wird seinem Vaterland besser dienen können, wenn er sich den ideellen Reichtum als Deutscher, in dem er geboren ist, bewahrt, als wenn er ihn preisgibt durch Entnationalisierung.“ [1])

Vier Jahre vor seinem Tode offenbart uns Müller-Guttenbrunn in „Meister Jakob und seinen Kindern“ zusammenfassend seine Anschauungen über den Banater deutschen Volksstamm. Pfarrer Nowak sagt in der Kirchweihpredigt zu Neurosental: „Seit“ zweihundert „Jahren blüht hier deutsches Leben durch euch. Seid stolz darauf und dankt Gott für diese Gnade. Welche Summe von Fleiß und Arbeit habt ihr in dieser langen Zeit nicht an das Gedeihen eurer Gemeinde, eures Wohlstandes gewendet; wieviel Leid, wieviel Freud habt Ihr hier nicht erfahren. Die Fremde ist euch in dieser langen Zeit zur teuren Heimat geworden, Ihr wurzelt für ewig in dem Boden, in dem eure Vorfahren begraben liegen. Es gibt kein Zurück mehr für euch oder eure Kinder in das große deutsche Reich, aus dem ihr stammt, ihr habt euer Volkstum hierher verpflanzt, wie eure Saaten, und es gedeiht in dieser Erde so gut wie im Mutterboden. Das zu sehen und zu erfahren erfreut auch mein Herz.

[1]) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 127. Wien 1918.

Ich fand überall im Banat das gleiche. Ihr haltet etwas auf eure schwäbischen Sitten und Bräuche, ihr feiert eure Feste hier sowie von je, und ihr dient Gott in eurer schönen Kirche, die ihr euch selber gebaut. Es kann euch und euren Kindern nicht fehlen, wenn ihr so treu an deutscher Zucht und Sitte festhaltet wie bisher. Aber ihr sollt euch auch dessen bewußt sein, daß ihr als Deutsche nicht allein seid in diesem Lande, in dem ihr so vielen anderen begegnet. Ihr überseht von hier aus kaum ein Dutzend deutscher Gemeinden, aber es sind ihrer weit über hundert, und sie bilden alle eine große Familie. Oder sollten sie bilden. Vergeßt das nicht. Wenn ihr zusammenhaltet, einander sucht und euch immer aufs neue anfreundet, seid ihr stark und ihr werdet niemals untergehen. Die Völker, die euch umwohnen, sind um hundert Jahre hinter euch zurück, nie werden sie euch einholen, wenn ihr wie bisher eure guten deutschen Schulen pflegt und euch eine Itelligenz aus eigenem Blut schafft. Laßt nicht alle Söhne Bauern werden oder Handwerker, schickt immer einen auf höhere Schulen. . . . Ihr wedet künftig in allen Aemtern deutsche Männer aus eurer Mitte brauchen. Mit Freude sehe ich unter euch heute auch andere deutschen Trachten, ihr habt also gute Nachbarn und Freunde, ihr pflegt den Zusammenhang mit eurem Volke, sowie ich es von meiner eigenen Gemeinde immer verlange. Das erleichtert vieles im öffentlichen Leben des Landes. Kümmert euch um dieses. Ich spreche zu euch und euren Gästen: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und verlangt für euch, was euch gebührt. Gott will nicht Herren und Knechte, Gott will, daß alle seine Geschöpfe teilhaben an seinem großen Werke. Er hat euch als Deutsche erschaffen und ihr seid es ihm schuldig, einst als Deutsche vor seinem Richterstuhl zu erscheinen. Denn er redet mit seinen Kindern in ihrer Muttersprache. Ihr wart einst in Gefahr, eingegliedert zu werden in die ungarische Nation. . . . Ganz außer Gefahr werdet ihr nie sein in diesem Lande, denn vom Süden her fordern es die Serben, vom Norden die Walachen. Wenn sie euch einholen in ihrer Entwickelung, ehe ihr ein einheitlicher fester Volkskörper geworden seid, dann werden

sie euch einst verschlingen, denn sie sind die Mehreren. Darum, geliebte Schwaben, arbeitet an euch selbst und an eurer Einigung und Verschmelzung, denn einzelne Gemeinden kann ein anderes Volk verschlingen, hundert, die ein Ganzes bilden, nicht. Da ihr heute Kirchweih feiert und auch in tausend Jahren hier noch fröhlich sein wollt, so glaubte ich euch das an diesem hohen Gedenktag sagen zu sollen. Es klingt recht weltlich. Aber ich sage euch, was man für sein Volk tut, ist Gottesdienst." [1])

Religiöse Gefühle

Müller-Guttenbrunn verbrachte seine Kinderjahre im Hause seiner Großmutter, die, wie alle Schwabenmütter, streng katholisch war. Ihre naive Religiosität hat mit allen ihren Elementen die Phantasie des Kindes lange genährt. „Ich war unter den Händen meiner Großmutter (die jede Woche beichtete und an einem Freitag nie etwas aß, eh' nicht die Sterne am Himmel standen) zu einem gläubigen Gemüte geworden. Ich konnte mit tiefer Inbrunst beten und beneide meine Kindheit noch heute um die glückseligen Stunden, die ich stets nach einer Beichte und Kommunion durchlebte." [2]) Es gehörte zu den religiösen Sitten seines Großvaterhauses, an Allerheiligen und Allerseelen in Gegenwart aller Familienmitglieder und Hausgenossen vier Stunden hindurch laut zu beten. Wie gegen jeden Zwang, hatte Müller-Guttenbrunn als Kind auch gegen diesen Betzwang eine starke Abneigung. „Ich haßte und verabscheute mit bubenhafter Wildheit die religiöse Tyrannei, die in dem Betzwange jener zwei Tage lag." [3])

Müller-Guttenbrunn sollte nach dem Willen seiner Großmutter Pfarrer werden. In Temesvar und Hermannstadt, wo der mütterliche Einfluß aufhörte, jauchzte er an diesen Tagen auf in dem Gefühle seiner persönlichen Freiheit. „Mutter und Großmutter hatten mir geschrieben, ich solle wie immer beten in

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 99.
[2]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 111. Leipzig 1896.
[3]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 111. Leipzig 1896.

den vier Stunden und der lieben Verstorbenen gedenken. Ich saß über ihre treuherzigen Briefe gebeugt und weinte, ich hörte das Glockengeläute auch in der Stadt, aber ich betete nicht. Und ich habe es früh ganz verlernt.“ [1])

Müller-Guttenbrunn fing an zu zweifeln. Er rang mit den religiösen Problemen und fing allmählich an zu leugnen „was man die Macht des Katholizismus über die Gemüter der Menschen nennt.“ Er stählte seinen Geist mit den Ideen der größten Zweifler und sagte sich los von der katholischen Kirche. Er zählte sich mit Bewußtsein zu keiner religiösen Gemeinde mehr. Er fühlte aber, daß er zur religiösen Gefühlswelt seines Volkes ein inniges Verhältnis hatte. „Die Kinder, die du mir gabst, Herr! sind deine Geschenke. Laß mich ihr Herz zur Güte und Menschlichkeit bilden, vergönne mir, daß ich gute Menschen aus ihnen erziehe. Herr! Gib ihnen Verstand, Erkenntnis und guten Willen; um dieses bitte ich dich. Ich bitte nicht um Reichtum für sie, o Herr! sondern gib ihnen nur gerade Glieder und Arbeitsamkeit; besonders aber gib ihnen eine edle und feste Denkart, die kein Sturm des Lebens beugt. Gib ihnen helle Augen, die Wahrheit zu sehen, damit sie der falsche Schimmer der Welt nicht blende.“ [2]) Nach der Darstellung in der „Götzendämmerung“ fand Georg Trauttmann dies Gebet in dem Gebetbuche seiner Mutter. Müller-Guttenbrunn hat dieses Gebet selbst zusammengestellt. Es offenbart uns seine religiöse Gefühlswelt.

Im Jahre 1881 kehrte er nach zehnjähriger Abwesenheit in sein Großvaterhaus zurück. Während seines Aufenthaltes in Guttenbrunn entstand folgendes Gedicht:

Bitt' um ein Vaterunser!

Am Wege nach meinem Heimatsort,
Da ragt ein Stein aus entschwundener Zeit,
Den man einem armen Sünder geweiht;
D'rauf schrieben sie gläubigen Sinn's das Wort:
„Bitt' um ein Vaterunser!“

1) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 112.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 56.

Einst hat das Wort auf dem alten Stein
Niemals vergebens zum Knaben gefleht,
Und ging wer vorbei und sprach kein Gebet
Da schnitt es mir stets ins Herz hinein:
Der hat kein Vaterunser!

Ich zog in die Welt. Heut' setz' den Fuß
Auf Heimatserde ich wieder als Mann,
Und denkend der Kindheit, die längst zerrann,
Trifft hier mich der Heimat erster Gruß:
„Bitt' um ein Vaterunser!"

Mein Herz erbebt und es trübt mein Blick
Sich bei dem Anblick der mahnenden Schrift —
Den Glauben zerfraß mir des Zweifels Gift,
Treulos verließ mich der Kindheit Glück —
Ich hab' kein Vaterunser . . .[1])

An Allerheiligen kommt die ganze Religiosität der Banater Schwaben mit erschütternder Gewalt zum Ausdruck. Die folgenden Bekenntnisse sind sowohl für die religiösen Anschauungen Müller-Guttenbrunns als auch für die seiner Landsleute sehr charakteristisch: „Im ganzen Dorfe herrschte ein Ernst und eine Feierlichkeit, die mich, den in der Heimat zum Fremdling Gewordenen, gar seltsam berührten. Kaum dachte ich noch daran, was dieser Tag dem Volke bedeutete. Erst als die Mutter mich fragte, ob ich am Nachmittag ebenfalls mit der Prozession nach dem Friedhofe gehe, erinnerte ich mich dessen. Seit meiner Knabenzeit hatte ich keiner kirchlichen Handlung mehr beigewohnt, und da hier eine solche bevorstand, sagte ich nein. „Ob ich denn nicht an Großvaters und Bärbels Grab beten wolle?" fragte die alte Frau und ihre Stimme zitterte. „Gewiß," sagte ich, „aber in meiner Art, morgen, allein." Die Leute gingen vormittags in die Kirche, still und ernst kamen sie heim, aßen fast nichts und um 2 Uhr begann neuerdings die Wanderung zum Gotteshaus. Und welch eine Wanderung war das! Das ganze Dorf, mehr als viertausend Menschen: Männer, Weiber, Kinder und Greise versammelten sich in und vor der Kirche, alles in tiefes Schwarz gekleidet, ernst und stumm, in

[1]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 114.

den Händen ein Gebetbuch und den Rosenkranz. Um 3 Uhr begannen alle Glocken zu läuten und der Priester, in den Händen das Hochwürdigste, erschien auf der Schwelle der Kirche. Langsam, feierlich schritt er durch die Menge, die Ministranten mit Rauchfaß und Meßbuch folgten ihm, und der endlose Zug setzte sich unter den ernsten Klängen eines Trauermarsches und dem imposanten Glockengeläute gegen den Friedhof in Bewegung. Mich litt es nicht zu Hause, von ferne folgte ich dem Zuge und schlenderte durch das Dorf. Nirgends war eine Menschenseele zu sehen. . . . Ich war allein! Wohin ich den Fuß auch hätte lenken mögen, ich würde Niemanden gesehen haben; wen immer von den Viertausend, die sonst zankten, rauften und miteinander prozessierten, ich hätte sprechen wollen, ich hätte ihn heute auf dem Friedhofe suchen müssen. Alle waren sie darin einig, nur ich . . . Mich überkam ein Gefühl der Unruhe, der peinlichsten Niedergeschlagenheit und ich schritt gedankenvoll weiter. Plötzlich stand ich vor dem Hause der Großmutter, trat ein und ging in den Garten. Vor meinen Augen ausgebreitet lag der schlichte Gottesacker, überflutet von Menschen, die zwischen den Grabhügeln ihrer Lieben knieten und den Worten des Priesters lauschten. Sanfte Trauermusik erklang und lautes, herzbrechendes Schluchzen drang bis zu mir herüber. . . . Vor meines Großvaters und meiner schönen jungen Base Grab, da knieten die Meinen und weinten und beteten. Und ich? Schwere Tränen entstürzten meinen Augen, und obwohl ich mich einig wußte mit dem Schmerz und der Trauer der Meinen, kam ich mir doch wie ein Ausgestoßener vor, wie ein Elender, der jede Fühlung verloren mit dem Gemütsleben seiner Lieben. Es war eine schwere Stunde für den Jüngling, in der für einen Augenblick alles, was er sich geistig errungen, ins Wanken kam." Abends, als alle beteten, „schritt ich in den dunkeln Novemberabend hinaus, wieder war ich allein, ganz allein in den Straßen des Dorfes, aber diesmal drang aus jedem Hause das rührende Gebet aller Kinderstimmen zu mir. Erhobenen Hauptes wandelte ich unter dem freien Sternenhimmel dahin und meinem Blicke erschloß sich die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, die erschütternde Größe und

Erhabenheit des Weltgebäudes, das regiert und erhalten wird von jener Kraft, über deren Namen bloß die Menschen sich nicht einigen können, deren Dasein aber alle empfinden. Immer weiter und lichter wurde es in meinem Innern, immer höher, immer stolzer erhob sich vor meinem Geiste das Gebäude einer Weltanschauung, die frei ist von Uebersinnlichkeit, die den Himmel zwtr entgöttert, aber auch die Flammen des Fegfeuers und der Hölle verlöscht, die die Lebenden als organische Leben vergehen und die Toten tot sein läßt.

Aufs neue gefestigt in meiner mühsam errungenen Weltanschauung, kehrte ich heim, als die Betstunde längst vorbei war und die erste Frage meiner alten Großmutter war die, ob auch ich gebetet hätte. „Ja!" sagte ich, und ich fühlte, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ich hatte an diesem Abend inbrünstiger gebetet, als in den Tagen meiner Kindheit, und geläutert ging ich aus den schweren Kämpfen hervor, die mir die Stunden bereiteten, in denen das, was ich war, mit dem, was ich geworden, so erschütternd zusammenprallte. Nie wieder habe ich gelächelt über die Macht des Katholizismus, nie wieder gespottet, wo ich nicht begriff, und ich sah fortan in allen religiösen Verschiedenheiten der Menschen stets nur einen anderen Ausdruck für das Eine, das uns allen gemeinsam — für jenen geheimnisvollen Zug nach dem Schönen, Erhabenen, dem Göttlichen. „Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist," sagt Faust, „und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist, nenn' es dann wie du willst, nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott! Ich habe keinen Namen dafür! Gefühl ist alles." [1])

Natur und Landschaft

Bei Müller-Guttenbrunn verbindet sich das Naturgefühl eng mit dem religiösen Gefühl. Ihm ist die Natur die sichtbare Offenbarung Gottes.

Müller-Guttenbrunns Naturgefühl erwachte, als man ihn nach Hermannstadt brachte. „Es wurde immer romantischer, schöner und wilder, und ich war wie erstarrt. Die esten Berge!

[1]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 114.

Es war ein unsagbarer Zauber über alles gebreitet, was ich zu sehen bekam. So bedrückt fühlte ich mich im Anfang, so klein, aber das änderte sich bald, und ich stieg vom Wagen und lief weit voraus, wie ein vergnügter, junger Hund. Nie hatte ich früher begriffen, daß man sich für die Natur, die uns umgibt, erwärmen oder überhaupt interessieren könne. Jetzt verstand ich es." [1])

In den Sommermonaten, die Müller-Guttenbrunn im Banat verbrachte, versenkte er sich mit dem bereits erwachten Naturgefühl in die Natur seiner Heimat. Sein tiefes und starkes Naturgefühl hat einen fruchtbaren Nährboden in dem von Naturschönheiten sehr reichen Oesterreich gefunden. Es erklärt sich aus dieser Tatsache auch, daß wir in den Schöpfungen Müller-Guttenbrunns, deren Schauplatz in Oesterreich liegt, ausgedehntere Naturschilderungen finden als in den Banater Romanen. In seinen Heimatromanen ist die Natur zwar immer gegenwärtig, aber er gibt uns keine ausführlichen Gemälde der Banater Landschaft. Die Natur wird selten um ihrer selbst willen geschildert. Sie tritt nur hervor, um einer Handlung Farbe und Relief zu geben.

Müller-Guttenbrunn hegt eine ausgesprochene Vorliebe für den Frühling und den Frühsommer. Sie sind die Jahreszeiten, während deren man auch in der Banater Landschaft Schönheiten findet. Während der langen eintönigen Wintermonate lebt in den Herzen aller Banater Menschen eine heiße Sehnsucht nach der Zeit, wo „die große Arbeit des Jahres" wieder beginnt. Wenn die Erde nach langem Winterschlaf ihre Kräfte wiederfindet und ihr Erwachen sich im ganzen Lande verkündet, dann geht auch ein tiefes Aufatmen durch das Banater Volk.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt er dem Gewitter. In seinem Gedächtnis haben sich alle einzelnen Züge und Handlungen des Gewitters doppelt eingeprägt. Müller-Guttenbrunn, der unter einem Bauernvolke aufgewachsen ist, dessen Wohl sehr oft in den Wolken hängt, lernte schon sehr früh die Untaten des Gewitters ermessen. „Jede Wolke, die am Himmel erscheint,

---

[1]) M. G.: Der kleine Schwab.' S. 25.

bildet ... einen Gegenstand der Sorge, jeder ferne Donnerschlag wirkt wie ein Signal, das den Feind in friedliches Land lockt. Nur kein böses Wetter, nur kein Hagelschlag, nur drei Wochen Sonnenschein! Die ganze Religiosität, die im Gemüte des deutschen Volkes lebt, drängt sich in diese Wünsche zusammen." [1])

---

[1]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 28. Leipzig 1896.

4.

Das Nationalitätenproblem und Müller-Guttenbrunn

Unterziehen wir die Geschichte einer Analyse, so nehmen wir wahr, daß in jedem Jahrhundert gewisse Ideen auf die gesamte Welt einen Einfluß ausgeübt haben. Wir bemerken auch weiterhin, daß die Entwicklung der Kultur eine Folge der Einwirkung dieser Ideen gewesen ist. Einer der größten Ideen, die jemals ein Zeitalter beherrscht haben, ist die Nationalitätsidee.

Seit der französischen Revolution beherrscht der nationale Gedanke die europäische Entwickelung. Die Völker Europas sind sich ihrer inneren geistigen Gemeinschaft, ihrer Verschiedenheit gegenüber den Fremden bewußt geworden. Mit diesem Bewußtwerden ist notwendig der Wille verknüpft, die selbständige Eigenart zu bewahren, zu vertiefen und zu entfalten. Eine natürliche Folge dieser Entwickelung war der Nationalstaatsgedanke, d. h. die innigste Durchdringung von Staat und Volkstum. Ungeachtet dessen, ob der Staat von einem einheitlichen Volk beherrscht ist, oder von einem Konglomerat verschiedener Völker, war das Bestreben der herrschenden Völker, den Nationalstaat zu verwirklichen. In den Nationalitätenstaaten begann das herrschende Volk zunächst mit dem Versuch, die übrigen im Staate lebenden Völkergruppen zu assimilieren und sie ihres ursprünglichen Volkstums bewußt und planmäßig zu entkleiden. Daß vielen Völkern dieser Versuch gelungen ist und daß vielfach das deutsche Volk das Opfer dieser Experimente war, dafür liefert die Geschichte unzählige Beweise. Die Entnationalisierungsbestrebungen sind nicht nur menschenunwürdig, sondern sie schaden auch demjenigen Kultur-

zweige, auf welchen sie sich beziehen — und sie müssen ihm schaden, weil ihr Vorgehen einen Frevel gegen die geistige Ordnung der Völker enthält. Der Grund der Entfremdungsversuche liegt teils in der eitlen Ueberhebung eines Volkes gegenüber den Angehörigen eines anderen Volkes, teils in dem Gefühl des eigenen Kulturmangels. Aus diesem Gefühl heraus wird die höhere Bildung einer Volksgruppe absichtlich verhindert und zurückgedrängt.

Parallel mit der nationalen Vergewaltigung und brutalen Unterdrückung entstand die sogenannte Nationalitätenbewegung. Die Nationalitätenbewegung war und ist nur ein Teil jener großen Freiheisbewegung, welche seit einem Jahrhundert alle Verhältnisse der Völker Europas umgestaltet hat. Die Freiheits- und Gleichheitsideale der französischen Revolution wurden anfangs zumeist nur auf die Individuen bezogen. Doch bald wurden sie auch auf soziale Gruppen übertragen. Der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit folgte die Proklamierung der diesmal geläuterten und dauerhaften Religionsfreiheit und die Gleichstellung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, die Befreiung der Leibeigenen von den Fesseln des Feudalismus usw. In weiterer naturgemäßer Differenzierung dieser allgemeinen Freiheits- und Gleichheitsideale kam das Nationalitätenprinzip zum Vorschein. Wenn es allen Völkern gelang, den monarchistischen Absolutismus durch ihr Selbstbestimmungsrecht und ihre Macht zu ersetzen, warum sollten andere Völker und Volksgruppen nicht das Recht haben, sich vom Rassenabsolutismus irgend eines sie bevormundenden Volkes loszulösen?

Wir leben seit über hundert Jahren in einem Zeitalter, in dem man täglich von der Souveränität des Volkes von Demokratie und Dezentralisation der Staatsgewalt, vom allgemeinen Stimmrecht spricht und die Verwirklichung all dieser Prinzipien ungestüm anstrebt. In einem solchen Zeitalter ist es natürlich, daß die verschiedenen Volkspersönlichkeiten leichter als sonst zum Bewußtsein ihrer Existenz und ihrer Kraft gelangten. Alle diese Begriffe wurden selbst den bis in die jüngste Zeit verschollen gewesenen Volksgruppen geläufig und mußten naturgemäß

namentlich den unterdrüten Völkern und Volksgruppen die Bedeutung der kulturellen Autonomie für ihre Existenz und Entwickelung klar erscheinen zu lassen.

Der Grundgedanke des Nationalitätenproblems ist von niemanden so klar formuliert worden, wie von Kant, als er sagte: „Der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauch für diesen oder jenen Willen.“

Die Nationalitätenbewegung fordert nichts geringeres als die Zertrümmerung jener Schranken, wodurch einzelne Völkergruppen im Bereich eines Staates vom „herrschenden“ Volke in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt werden. Sie ist kein Kampf für theoretische Grundsätze, sondern eine notwendige Folge unserer bisherigen Entwickelung. Das Ziel der ganzen Bewegung ist und bleibt die Anwendung des Prinzipes der individuellen Freiheit im Bereiche der Nationalitäten. Weil das Prinzip der individuellen Freiheit die Grundlage aller Kultur ist, so kann ein Fortschritt innerhalb der Menschheit nur mit der Anwendung dieses Prinzips bei den Völkern und Volksgruppen erzielt werden. Das Wesen der Nationalitätenfrage beruht auf der Forderung der staatlichen Anerkennung jeder Volkspersönlichkeit und der nationalkulturellen Selbstbestimmung.

Die Volksgruppen müssen nach Bismarcks Ausdruck atmen und ihre Glieder bewegen können, damit sie leben. Darauf beruht das heilige Recht der Nationen, sagt Bluntschli ergänzend, sich zu gestalten und Organe zu bilden, mit denen sich ihr Gesamtleben bewegen und äußern kann: „ein Recht, das heiliger ist als alle anderen.“ „Eine Idee, die so lange, so nachhaltig und so ungestüm nach Verwirklichung drängt, muß als eine politisch durchaus berechtigte und soziologisch tief begründete erachtet werden. Gegen eine solche politische Naturidee kann man wohl Prozesse führen, aber die Prozesse gewinnt doch die mächtigere Natur.“ [1])

Wir Deutschen sind insbesondere an der Verwirklichung

---

[1]) Popovici: Großösterreich. S. 240. Leipzig 1906.

dieser Ideen interessiert, weil augenblicklich ungefähr dreißig Millionen unserer Volksgenossen unter fremden uns abgeneigten Völkern schmachten, in denen der unruhige Trieb lebendig ist, sich auf unsere Kosten zu vergrößern.

Müller-Guttenbrunn hat sich eingehend mit dem Nationalitätenproblem beschäftigt. Er leitete die sittliche Berechtigung der Nationalitätenfrage von der Erkenntnis ab, daß die nationale Kultur des Menschen einen lebenswichtigen Gehalt seiner Persönlichkeit, seiner geistigen Entwickelung ausmacht, daß ihre Unterdrückung eine Unterdrückung seiner geistigen Existenz überhaupt bedeutet. Müller-Guttenbrunn war lebhaft von der Anschauung durchdrungen, daß jedes Volk eine vom Schöpfer in die Welt gesetzte Lebensgemeinschaft ist. Er vertrat den schon von Wilhelm Heinrich Riehl geäußerten Standpunkt: „Gottes Wille hat die Völker geschieden und ihnen den Grundcharakter ihres persönlichen Daseins als eine Naturgabe eingebunden, aber der Völker freier Wille hält diesen Charakter bewußt und freudig fest, er entwickelt und steigert ihn und macht ihn zum Quell alles höheren freien Gemeinlebens.“ [1])

Nach Müller-Guttenbrunn sind alle Völker freie Kinder Gottes. Jedes Volk besitzt eine gottgegebene Eigenart und gottgegebene Rechte zur Entfaltung dieser Eigenart. Keinem Volke ist die ihm eigentümliche Geistesgabe zum Zwecke der Unterdrückung anderer verliehen und keinem kann diese Unterdrückung wahren Nutzen bringen. Der Staat hat anzuerkennen, daß es heilige und unantastbare Volksgüter gibt, die er sich nicht unterwerfen darf. Wie Pflanzen und Tiere nach Verwandtschaft und Verschiedenheit zusammengehören und sich absondern, so gruppieren sich auch die Menschen; in Natur und Leben herrscht eine Art Formbildung, gibt es eine unendliche Anzahl von Gewächsen, Individualitäten, von denen jedes sich seiner Natur nach durchsetzen will, sich Rechte zu erkämpfen und zu erhalten sucht. Müller-Guttenbrunn hält jede völkische Einheit für eine göttliche Kraft, welche die Einzelgebilde durchdringt und von innen heraus miteinander verbindet, keine Einrichtung zur

---

[1]) W. H.: Riehl: Die deutsche Arbeit. S. 25. Stuttgart 1861.

Einigung von außen, keine Organisation. Wie sich Gott in jeder Einzelpersönlichkeit offenbart, so offenbart er sich auch in jeder Volkspersönlichkeit. „Ich sage euch, was man für sein Volk tut, ist Gottesdienst.“ Wird der köstlichste Schatz eines Volkes, das Volkstum, von den menschlichen Einrichtungen ausgeschaltet, so schaltet man damit auch das Göttliche aus. Das Wesen moderner Staatspolitik besteht demnach in der Erblindung für das Göttliche. Jeder Staat begeht nach Müller-Guttenbrunn eine Sünde wider den göttlichen Willen, wenn er einen Volksstamm in seinem Leben nicht nach seinen inneren Notwendigkeiten, nach den gottgewollten Lebensgesetzen entwickeln läßt.

„Das angeborene Recht eines Menschen, seinen Gedanken und Gefühlen durch die Sprache Ausdruck zu geben, ist ein absolutes und darf nicht der Kompetenz irgend einer menschlichen Gesetzgebung der Welt unterstehen, sowie es nicht zu deren Kompetenz gehört, dem Winde das Rauschen und Brausen, dem Ochsen das Brüllen, dem Wolfe das Heulen, dem Vogel das Singen zu verbieten. Daher ist und bleibt jedes Attentat, ein Volk im freiesten Gebrauch seiner Sprache zu hemmen oder ihm dieselbe gar zu verbieten, ein Akt der Tyrannei. Die Völker wie die einzelnen Individuen, haben ihr eigenes, individuelles Leben, mit seinen guten oder schlimmen Eigentümlichkeiten, den ersten aber ist die beste und schätzbarste, unleugbar die Sprache, der Ausdruck seines Seelenlebens. Haben nun die einzelnen Individuen ein Recht auf ihr individuelles Leben, und werden dejenigen, welche Individuen töten, seitens der menschlichen Gesellschaft als Mörder, Räuber und Meuchler, oder in gewissen Fällen als verabscheuungswerte Tyrannen verurteilt, um wie viel mehr verdienen diesen Namen alle jene, welche ein Attentat begehen auf das Seelenleben eines Volkes!“ [1])

Müller-Guttenbrunn verstand unter Volkstum, was Jahn, Chamberlain, Richard Wagner, Paul de Lagarde und andere verstanden. „Volkstum ist“ nach Jahn „das Gemeinsame des Volkes, sein innewohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit.“ „Es

[1]) M. G.: Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. S. 143. Leipzig 1896.

waltet in allen Volksgliedern ein volkstümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Leiden und Handeln, Entbehren und Sehnen, Ahnen und Glauben.“ [1]) „Nicht der Umstand ist das Wesentliche, daß wir den Staat gemeinsam haben, auch nicht etwa die wirtschaftliche Gemeinschaft des Handelns ist entscheidend, sondern die geistige Gemeinschaft, die wir Deutsche unter uns bilden, die uns allüberall verbindet, ganz gleichgültig, wo wir wohnen und wann wir leben oder gelebt haben — sie ist das Ausschlaggebende.“ [2])

Müller-Guttenbrunn betrachtete den Staat nur als eine von Menschen geschaffene Zweckeinrichtung. Er soll eine rechtliche Zusammenfassung der auf einem bestimmten Gebiete wohnenden Völkergruppen sein. Ist ein Staat, wie Ungarn, ein ausgesprochener „Völkerstaat“, so muß jede Volksgruppe, die ihrer Eigenart und völkischer Zusammengehörigkeit bewußt ist und den festen Willen zur Selbstbestimmung hat, vom Staate als eine lebensvolle Volkspersönlichkeit anerkannt werden. Er war der Meinung, daß über den Volkspersönlichkeiten das gleiche Gesetz waltet, wie über den Einzelpersönlichkeiten. Was Goethe von den Einzelpersönlichkeiten sagt, gilt auch von der Volkspersönlichkeit: „Ueber allen Tugenden steht eins: das beständige Streben nach oben, das Ringen mit sich selbst, das unersättliche Verlangen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und Liebe.“ Volkspersönlichkeit heißt nach Meinecke nicht nur möglichste Autonomie, sondern auch möglichste Autarkie und harmonische Einheit und Ausbildung aller inneren Kräfte und Anlagen. „Diese Autarkie und Harmonie, diese Selbstbestimmung herzustellen, ist der Zweck, dem das Mittel Staat dient.“ Müller-Guttenbrunn vertrat weiter die Anschauung, daß alle Volkspersönlichkeien im Staate „gleiche Pflichten in Not und Tod, gleiche Rechte in Gemeinde und Komitat, in Schule und Kirche“ haben müssen.

Nur so kann ein Völkerstaat auf die Dauer bestehen und dem Fortschritt der Menschheit dienen. Jede Volkspersönlichkeit im

---

[1]) F. L. Jahn: Deutsches Volkstum. S. 77. Leipzig Reclam.
[2]) Spann: Was ist deutsch? S. 8. Eger 1921

Staate hat das Recht auf Leben, und zwar auf ein Leben in Freiheit und Menschenwürde. „Sollen wir an einem Staate mitarbeiten und ihn lieben, müssen wir uns voll Stolz als Deutsche bekennen dürfen.“ [1]) „Mich dünkt, wir Schwaben hätten uns im Kriege auch unsere Menschenrechte erstritten. Rasch würden sich alle Wunden, die uns geschlagen worden sind, schließen, wenn das Vaterland einen solchen Lohn für uns bereit hätte.“ [2]) Müller-Guttenbrunn forderte in Ungarn die Anerkennung der Zugehörigkeit jedes Deutschen zum großen deutschen Volkskörper, damit auch jedem Volksgliede, welchem die äußere Verbindung mit dem deutschen Mutterlande abgeht, doch die geistige Verbindung mit der großen Gesamtheit gesichert sei, von welcher er seiner eigenen Natur nach selbst ein Teil ist. Die Aktivität jeder Volkspersönlichkeit hat nach Müller-Guttenbrunn zu ruhen in dem Bestreben nach volkheitlicher Selbstbestimmung. Nach dem göttlichen Willen hat jede Volkspersönlichkeit und nur sie allein, das Recht, aus eigener Initiative in der Welt zu handeln.

Was Kant und andere Größen des deutschen Geisteslebens im Hinblick auf die gesamte menschliche Kulturarbeit im allgemeinen sagten, wollte Müller-Guttenbrunn vom ungarischen Staate anerkannt und durchgeführt wissen. Seiner Anschauung nach kann das Ganze der Kurlturarbeit im ungarischen Staate nur dann einen positiven Fortschritt erzielen, wenn sie auf die Freiheit der eigenen angeborenen Gesetze der im Lande lebenden Völkergruppen gestellt ist. „Wir verlangen Vertrauen in all unseren völkischen Angelegenheiten und volle Freiheit in unserer Entfaltung.“ Die Rettung des ungarischen Staats sah er nur in der Verwirklichung des Grundgedankens aller Kultur, des Gedankens der freien Selbstbestimmung. Die Tugenden, die der Schöpfer jedem Volke eingepflanzt hat, können sich nur bei der Gewährung der vollen Freiheit entfalten. Mit der Freiheit und der Gleichheit würden die natürlichen guten Instinkte zur Blume der Rechtschaffenheit erblühen und die Früchte brüderlicher Zuneigung tragen. Die Völker in Ungarn würden für

[1]) A. Müller-Guttenbrunn: Schwäbischer Hausfreund. 6. Jahrg. 1917.
[2]) A. Müller-Guttenbrunn: Schwäbischer Hausfreund. 6. Jahrg. 1917.

den Staat arbeiten; nicht nur weil sie sich ihrer eigenen Freiheit erfreuen wollten, sondern weil sie auch die Wohlfahrt der anderen wünschten. Nur durch die Freiheit erhält jedes Gebiet im Volksleben sein eigenes Recht und selbständige Würde. Müller-Guttenbrunns Grundforderung war, daß im Staate kein vorherrschendes Volk geben darf, das „mehr“ oder „besser“ ist. Die nationale Freiheit für jede Volkspersönlichkeit im Staate kann erst dann als gesichert angesehen werden, wenn der Begriff einer staatlichen Nationalität, eines Staatsvolkes praktisch eliminiert ist.

Müller-Guttenbrunn mußte ganz unwillkürlich mit der magyarischen Politik feindlich zusammenstoßen, denn die war eigentlich keine Politik, sondern eine eigene magyarische Lebens- und Weltanschauung. Zwischen ihm und der offziellen ungarischen Politik handelte es sich also nicht um verschiedene politische Richtungen, sondern um ganz entgegengesetzte Weltanschauungen.

Was Müller-Guttenbrunn in unzähligen Zeitungsaufsätzen in der „Götzendämmerung“ und in den „Glocken der Heimat“ schon vor Jahren behandelte, offenbart sich heute als ein großes gesamteuropäisches Problem. „Die Erkenntnis, daß der Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern hauptsächlich für die Volkspersönlichkeiten in die Welt gekommen sei, sie muß sich Bahn „brechen“. [1])

Nach Müller-Guttenbrunns Ansicht ist die Freiheit der Kulturentwickelung nur auf dem Wege einer Befreiung des Staats von den Aufgaben der Kulturpflege und der Gewährung von Autonomien für die Differenzierung des geistigen Lebens zu erreichen. Er sah in der Nichteinmischung der staatlichen Autorität und in der ungehemmten Durchsetzung des kulturellen Willens der Volksgruppen eine Annäherung zur Lösung des Nationalitätenproblems. Das Recht auf gesondertes national-kulturelles Gemeinschaftsdasein gliedert das Individuum zunächst dem Volksstamme ein und erst durch diese mittelbar dem

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 38.

Staate. Die Völkergruppen sind Kollektivganze mit eigenen geistigen Interessen. Sie stehen als solche im Völkerstaate einander gegenüber und bilden in ihrer Vereinigung erst den Gesamtstaat. In Ungarn wird nach der Auffassung Müller-Guttenbrunns das Nationalitätenproblem erst nach der restlosen Demokratisierung des Staates gelöst. Er glaubte, daß der Geist der Demokratie das Gefühl der volkspersönlichen Unabhängigkeit fördern und sich in dem Sinne als tolerant erweisen werde, daß er jedermann nach seiner Fasson selig werden läßt. Nur in einem demokratischen Staat, wo — um mit Treitschke zu reden — das sittliche Bewußtsein eines Volkes die letzte rechtliche Grundlage des Staates bilden soll, erhebt sich von den Volksgruppen selbst das Verlangen nach kultureller Selbstbestimmung. Weil die ganze Zukunft der Menschheit auf der Tüchtigkeit der einzelnen Volkspersönlichkeiten ruht, so meint Müller-Guttenbrunn, daß nur jene Wirksamkeit der Staatslenker von Segen sein kann, welche die Selbsttätigkeit der Volkspersönlichkeiten hervorruft, fördert und läutert. Zwingt dagegen der Staat die Volksstämme ihre eigene Natur, ihr Volkstum zu verleugnen, guillotiniert er die Glieder der Volksgruppen, sobald sie dieser Willkür trotzen, so ist das die Knechtschaft im vollsten Sinne des Wortes.

3. Kapitel

Würdigung

1.

Gedankengehalt

a) Götzendämmerung

Sowohl das nationale als auch das soziale Leben in allen seinen Formen und Erscheinungen beschäftigte Müller-Guttenbrunn unausgesetzt. Wie er in seinem Leben stets für Volksaufklärung und geistige wie soziale Hebung der unterdrückten Volksstämme innerhalb eines Staates eintrat, wie er sich gegen die ihm ungerecht dünkenden Vorrechte des Mehrheitsvolkes oder „Staatsvolkes" erklärte, mit offenem Freimut seine Meinung vertrat, so ist auch seine „Götzendämmerung" ein mutiger Appell, der mit feinster Ironie und bitterstem Zorne sich gegen die Sünden der verantwortungslosen Staatslenker in Ungarn wendet. Er zeigt uns mit einer gewissen pathetischen Schärfe, aber versöhnlichen Gesinnung die Torheiten der politischen Welt in dem Spiegel der Dichtung. Er begnügt sich nicht, die Dinge hinzunehmen, wie sie nun einmal sind, er tritt ihnen auch wertend gegenüber. Müller-Guttenbrunn war es klar geworden, daß von den Mächten, die der Menschheit Wohlfahrt bedingen, keine stärker ist als das angestammte Volkstum, und daß die Idee eines zufriedenen ungarischen Staates einer Verwirklichung nur dann entgegenreifen kann, wenn die Eigenheit der Volksstämme vorerst anerkannt, kräftig gewahrt und entwickelt wird.

Noch lebten viele seiner Volksgenossen in fremden Träumen befangen dahin, da gestaltete er seine „Götzendämmerung" und ward dadurch zum Führer und Befreier seines noch im Dunkeln tastenden Volksstammes. In Müller-Guttenbrunns „Götzendämmerung" brechen zum ersten Male schlagende Worte

hervor, Worte stolzer Empörung und heiligen Zornes, die mit Wucht an den verschütteten Quellen nationalen Empfindens pochen und einen angeblich verlorenen Volksstamm zum Gefühle seiner Kraft und Würde wieder aufrichten. Müller-Guttenbrunn hat von seiner freien Warte herab der Befangenheit seiner Landsleute mit Recht manche bittere Worte des Tadels gesagt.

Bei der Gestaltung der „Götzendämmerung" stand im Brennpunkte der Phantasie des Dichters das ungarische Problem. Es ist der Gehalt der „Götzendämmerung". Müller-Guttenbrunn hat nach eingehendem Studium den Keim der fünfzigjährigen ungarischen Staatskrise klar erkannt. Er erblickte in dieser Erkenntnis eine von einer höheren Macht auferlegte Verantwortung. Deshalb gestaltete er dieses Buch.

Er gibt uns in der „Götzendämmerung" seine Gedanken über die Lösung des ungarischen Staatsproblemes wieder. Er hoffte dadurch vor allen Dingen dem ungarländischen Deutschtume helfen zu können. Zwei Millionen deutscher Seelen will Müller-Guttenbrunn für den großen deutschen Volkskörper retten. Ihre Rettung sieht er in der Verwirklichung des Grundgedankens aller Kultur, des Gedankens der freien Selbstbestimmung. „Die Erkenntnis, daß der Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nicht nur für die einzelnen Menschen, sondern hauptsächlich für die Volkspersönlichkeiten in die Welt gekommen sei, sie muß sich Bahn brechen. Was die größten Männer der Magyaren selbst erkannt und ausgesprochen haben, daß Ungarn nur ein Völkerstaat, nicht aber ein Nationalstaat sein kann, das haben wir uns zu eigen gemacht und davon lassen wir nicht." [1])

In der „Götzendämmerung" kämpft „eine dem Untergang geweihte Schicht ihren letzten Kampf gegen das demokratische Zeitalter, hier tobte sich das Zerrbild einer „politisch einheitlichen, aber vielsprachigen Nation" aus gegenüber dem machtvollen, unwiderstehlichen Naturrecht der Völker." [2]) Für Müller-Guttenbrunn gab es in Ungarn zwei Freiheitsfragen zu lösen

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 38.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 209.

— die der unterdrückten Stände, und die der Nationalitäten. In der Anerkennung der freien Slebstbestimmung jeder Volkspersönlichkeit einerseits und der sozialen Gerechtigkeit andrerseits erblickt er eine Annäherung zur Lösung des ungarischen Problems. Ueberall in der „Götzendämmerung" treffen wir auf politische Wahrheiten, nicht in Form von Lehrsätzen, sondern von Szenen, Vorgängen und Bildern. Die verschiedenen Volksstämme Ungarns wurden lange gewaltsam in Unmündigkeit erhalten. Aber auch sie erwachten und sahen, daß sie keinen Anteil haben an dem Staat, der ihr Vaterland ist, denn alle öffentlichen Stellen gehören der magyrischen Intelligenz und im Reichstag sind sie, die die Mehrheit im Lande bilden, kaum vertreten. Auf Schritt und Tritt hatten die Nationalitäen die schmerzliche Erfahrung zu machen, daß sie an die Macht und die Willkür der Magyaren ausgeliefert sind.

Neunzig Prozent des ungarischen Bodens gehört den Adeligen. „Das Volk kam bei der Verteilung der ungarischen Erde zu spät." Es ist darauf angewiesen, auf den großen Gütern der Adeligen im Tagelohn zu arbeiten. Und man duldete nicht, daß die Millionen sich über „das Existenzminimum erheben, nur damit ein paar Tausend Menschen im Lande im Ueberfluß leben und die Herren spielen können." Das Grundübel, weshalb der ungarische Staat nicht gedeihen konnte, erkannte Müller-Guttenbrunn in den stark zurückgebliebenen sozialen Zuständen des Landes. „Man wird eines Tages erkennen, daß das ungarische Problem gar kein politisches, sondern ein soziales ist. Und an dem Tage beginnt die „Götzendämmerung".[1]) Während man in allen europäischen Staaten die herrschenden Ideen von Freiheit und Gleichheit zu verwirklichen bestrebt war, blieb Ungarn sozial ein mittelalterliches Gebilde. Die herrschende Macht des Staates liegt fast ausschließlich in den Händen einer durch Geburt und Besitz bevorrechteten Klasse.

In Anbetracht solcher Zustände sieht Dr. Dezsöffy in der Demokratisierung Ungarns die höchste politische Notwendigkeit. Demokratie im Sinne der Herrschaft des Volkes, bezw der in

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 209.

Ungarn lebenden verschiedenen Volksstämme *im ganzen*, die ihren unumschränkten Willen durch Abstimmung zum Ausdruck bringen. Unter Recht auf Leben versteht Müller-Guttenbrunn ein Recht auf geistig kulturelles Leben. Freiheit ist ihm gleich Selbstbestimmung und Gleichheit gleich Unabhängigkeit. Die Unterwerfung eines Volksstammes unter die Laune und Willkür eines anderen, verstößt gegen die Natur. „Die Natur soll man nicht durch politische Kunststücke ändern wollen. Es gelingt ja doch nicht.“ „Die natürlichen Verhältnisse waren immer stärker als die Politiker.“ Die Menschen schlossen sich zu politischen Gemeinschaften d. h. zu Staaten zusammen, um durch die Staaten ihre natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte zu sichern. Wie daher Pflicht eines jeden Staates ist, so ist es auch Pflicht des ungarischen Staates schon auf Grund des Naturgesetzes, das keine „Paragraphen“ hat, sondern im Herzen der Menschen geschrieben steht die natürlichen Menschenrechte seiner Untertanen anzuerkennen. Der ungarische Staat hat die sittliche Pflicht alles zu fördern, was der Ausbildung seiner Untertanen dient. Seine Fürsorge hat *das gesamte Volksleben zu umfassen*. Er muß es seinen Volksstämmen ermöglichen, daß sie ihr Leben, ihr Wachstum, ihre Kultur voll entfalten können. Weil die einzelnen Volkspersönlichkeiten ihre eigenen Interessen am besten beurteilen können, und daher am besten wissen, welche Regierung und welche Gesetze diesen Interessen förderlich sind, muß man allen Volksstämmen des ungarischen Staates die Möglichkeit zur Ausübung ihres natürlichen Rechtes, durch ihre Vertreter an der Schaffung des Gesetzes mitzuwirken, bieten. Nur eine wirkliche Volksherrschaft vermag die zwei Hauptziele aller Regierungen Gerechtigkeit und Glück am besten zu sichern. Gerechtigkeit, weil kein Mensch, keine Klasse, kein Volk zur Benachteiligung anderer stark genug ist, Glück weil jede Volkspersönlichkeit ihre eigene Wohlfahrt am besten selbst beurteilen kann und jede Möglichkeit hat sie zu erreichen. Die Ungleichheit und die Bedrückung der Volksstämme durch das sogenannte Staatsvolk erzeugt sowohl bei dem „Staatsvolke“ als auch bei den unterdrückten Volksstämmen eine Reihe von Lastern, Selbstsucht und Gewaltsamkeit, Haß,

Treulosigkeit und Rachsucht. Die Ungleichheit zwischen den im Staate lebenden Völkern erregt auch Neid und Eifersucht und ruft dadurch Unzufriedenheit hervor. Die erbitterte Unzufriedenheit der bedrückten Völker stört aber die Harmonie einer Gemeinschaft und zieht einen ständigen unerbittlichen Kampf nach sich.

Das Ministerium des Freiherrn von Gömöry in der „Götzendämmerung" sieht seine Hauptaufgabe in der reinen Durchführung des Grundsatzes der sozialen und nationalen Gleichberechtigung. „Wir streben dahin, den demokratischen Fortschritt und die soziale Gerechtigkeit mit dem nationalen Ideale in Einklang zu bringen. Indem wir den Fahneneid auf diese politische Richtung leisten, kehren wir zu den ruhmreichsten Traditionen der nationalen Politik zurück: zu Stephan Szechenyi und Franz Deak. Es gibt keinen anderen Ausweg aus den Wirrnissen des Tages als diese Rückkehr. Denn es gibt keine nationale Größe ohne demokratischen und sozialen Fortschritt und es gibt keine soziale und demokratische Entwicklung ohne die kluge und opferfreudige Entfaltung der nationalen Kräfte. Auf den Pfeilern dieser beiden Wahrheiten ruht unser Programm. . . . Machen wir das Stimmrecht zum Gemeingut des ganzen Volkes und verschmelzen wir die widerstrebenden Interessen jener die den alten Staat negieren als einen Hort des Unrechtes, und jener, die der Nation nur um ihrer selbstsüchtigen Interesse willen schmeicheln und sie mit Weihrauch benebeln. Führen wir auch sie zur Erkenntnis, daß eine neue Zeitepoche angebrochen ist in der Welt und daß das Verfügungsrecht über die Schicksale des Landes nicht länger ihnen allein gehören kann. Nur auf diesem Wege liegt das Heil, liegt die Harmonie der gesamten Nation."[1]) Das Ziel des Ministeriums ist weiterhin die Rettung Ungarns für die europäische Kultur. Um dieses Ziel zu erreichen, will es die brachliegenden Millionen Völker des Landes in den Dienst des Staates stellen und die Magyaren im Wettbewerb mit ihnen zu europäischer Arbeit erziehen. „Man muß die ausschließlich der Politik lebende magyarische Intelligenz mit fester Hand vor ein inneres Sedan

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 124.

stellen und die Adelsherrschaft im Lande auf ein natürliches Maß einschränken."[1])

Alle Maßregeln zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens, zur Kärftigung der Staatsgewalt halten nur für den Augenblick wider, sofern sie nicht von dem Grundsatz ausgehen, daß der Bauer die konservative Macht im Staate sei, daß darum vor allen Dingen seine Wucht erhöht, seines Charakters Eigenart gefestigt, seine Bedürfnisse beachtet werden müssen. Trauttmann und Minister Dezsöffy lassen sich von diesen Grundwahrheiten leiten und sehen ihre Bestimmung „den arbeitsamen Bauern . . . einen Anteil geben am Vaterlande!

Die Lösung des ungarischen Nationalitätenproblems sieht Müller-Guttenbrunn in der restlosen Verwirklichung des einfachen Satzes: „Jedem Volke seine selbstverständliche Freiheit in Schule, Kirche und Gemeinde". „Frei soll jede Volkspersönlichkeit über sich selbst bestimmen können". Dieser nationale Freiheitsgedanke durchweht das ganze Buch. Müller-Guttenbrunn zeigt uns weiter in der „Götzendämmerung", wie wenig die herrschenden Kreise Ungarns sich zur wahren Volksfreiheit, zur völkischen Selbstdisziplin, zur Demokratie der Einordnung und des Gehorsams emporgerungen haben. Der völkische Selbstkult ist ihnen eine nationale Aufgabe. Die Ueberwertung des magyarischen Volkes ist ihm eine nationale Selbstverständlichkeit. Geringschätzung und Mißachtung anderer Volksstämme werden als Ausdruck nationaler Tüchtigkeit gewertet. In krankhafter Eigenliebe und in blindem Eifer befangen, leugnet man die Lebensberechtigung und das Dasein anderer Volksstämme. Ich verweise nur auf die Anschauungen Hodossys: „Solange die Nationalitäten ungarisches Brot essen, gehören sie zu uns. . . . . . Die Nationalitäten müssen uns folgen! Und es gibt überhaupt keine Nationalitäten, wir sind eine einzige Nation. Wer anders denkt, der ist ein Staatsverbrecher." [2])

Hemmungslosigkeit und Ungebundenheit in nationalen Dingen erscheint den herrschenden Kreisen Ungarns als der Begriff völkischer Freiheit. Nach Müller-Guttenbrunns

[1]) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 175.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 247.

Anschauungen ist das die magyarisch-nationale Scheinfreiheit. Oder ist es vielleicht Freiheit, wenn eine Nation überall und ausschließlich nur den Gebrauch ihrer Sprache duldet und ihn allen Anderssprechenden in ihrem Staate selbst mit brutaler Gewalt aufzuzwängen versucht? Ist es Freiheit, wenn man schuldlosen Kindern die Erlernung ihrer Muttersprache vorenthält, wenn man den Kinderglauben an Eltern und Vorfahren deshalb untergräbt, weil diese Eltern und Vorfahren Angehörige eines anderen Volkes sind? Ist es Freiheit, wenn eine Staatsnation ihre völkischen Minderheiten mit allen Mitteln gewaltsamer Unterdrückung bedrängt, während sie selbst in nationaler Vergötzung erstarrt und durch ihre nationale Unduldsamkeit und Gehässigkeit ihr wahres Volkstum preisgibt? Es kennzeichnet die politische Unfähigkeit der Staatsleistung, wenn sie in demselben Staate für das eine vorherrschende Volk Nationalisierung als das höchste Ziel, für das andere beherrschte und wehrlose Minderheitsvolk Entnationalisierung als letzte und wichtigste Aufgabe staatlicher Tätigkeit hinstellt. Man entfernt sich in Europa „durch die schonungslose Verletzung aller natürlichen Volksüberlieferungen, durch die Züchtung einer theoretischen Nation, was direkt zu Hohn und Spott herausfordere. Die Sprachenfrage sollte überhaupt kein Politikum sein. Man müßte sie ausschalten aus dem Tageskampf, sowie man die Religion ausgeschaltet habe. Eines der abscheulichsten mittelalterlichen Fürstenrechte war, daß die Herrscher die Religion ihrer Untertanen bestimmen durften. Das seien wir los. Aber ein so äußerlicher, mechanischer Staat wie Ungarn, beanspruche das Recht, die Muttersprache von zehn Millionen seiner Bewohner auszurotten? Das sei wohl einzig in der Welt. . . . Meines Erachtens müßten in Ungarn wohl alle Funktionäre des Staates, nicht alle Völker doppelsprachig gemacht werden.“ [1]) Die Sprachenfrage hat im völkischen Kampfe immer eine zentrale Bedeutung. Man ist sich dessen gewiß, daß nicht nur das Volkstum in der Sprache zum Ausdruck kommt, sondern daß die Muttersprache auch einen tiefen Gemütswert im Volksempfinden erhält. Das chauvinistische

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 103.

Ziel der herrschenden Völker scheint dann erreicht zu sein, wenn diese Wurzel der Minderheiten vernichtet ist.

In der „Götzendämmerung“ kommt es immer wieder zum Ausdruck, daß in der Nationalitätenfrage alles darauf ankommt, ob die für die Geschicke des Staates Verantwortlichen die Kraft und den Mut haben, sich offen, zielsicher, ohne Umschweife und ohne Zugeständnisse zu dem einfach gegebenen Lebensprinzip eines Nationalitätenstaates zu bekennen und danach mit eiserner Folgerichtigkeit auch zu handeln.

Müller-Guttenbrunn wurde ob seiner Anschauungen in der „Götzendämmerung“ von den Magyaren und auch von vielen Gebildeten seiner Landsleute als der größte Feind Ungarns hingestellt. Auf diese Anschuldigungen hat er folgendes geantwortet: „Vor allem muß ich mich mit Entschiedenheit dagegen verwahren, daß ich ein Feind meines eigenen Vaterlandes bin und die ungarische Nation hasse, weil ich mich offen als einen Gegner der heutigen Zustände in Ungarn bekenne. Selbst die offiziellen Patrioten im Banat hätten vielleicht doch schon merken können, daß Heimatliebe und nicht Haß meine Feder führt. Unwillkommene Heimatliebe, da sie voll Schmerz die verheerenden Wandlungen bucht, die sich dort vollzogen haben. Aber das sind die großen Gebärden, die man im neuen Ungarn liebt. In keinem Lande der Welt gibt es mehr Vaterlandsverräter. Wer nicht mit den Wölfen heult, die gerade an der Krippe sind, der ist entweder ein pangermanischer Agitator oder eine katilinarische Existenz und verdient totgeschlagen zu werden. Das kennen wir! Nun, die Nachwelt wird darüber richten, wer seinem Vaterland größere Dienste geleistet und ihm mehr Ehre gemacht hat, Sie oder ich. Und sie wird darüber richten, ob diejenigen ungarischen Deutschen, die das Ungeheuerliche der heutigen Schulzustände ihres Vaterlandes in seiner ganzen Schmach empfunden und angeklagt haben, dieses mehr liebten, oder die, die diese Zustände billigten und verteidigten. Es muß viel faul sein in einem Staate, in dem man sich über den Elementarbegriff des Patriotismus nicht verständigen kann. Ich selbst weiß mich einig mit den großen Madjaren von Stephan dem Heiligen

bis Stephan Szechenyi und Franz Deak, wenn ich Ungarn als einen Völkerstaat ansehe und die Erfindung des einheitlichen Nationalstaates verwerfe. Auch weiß ich mich frei von jeglichem Rassenhaß. Ich verfolge keine Personen, ich vertrete einen Gedanken, wenn ich Gerechtigkeit fordere und freie völkische Entwickelung der Deutschen in Ungarn auch unter madjarischer Führung. Ich und meine Freunde in Ungarn anerkennen die Hegemonie, nicht aber die Suprematie der Madjaren. Das auszusprechen gilt heute vor den übermütig gewordenen Erben Franz Deaks als ein Verbrechen. Aber die Zeit wird kommen, wo dieser Gedanke und diese Forderung sich erlösend durchsetzen werden." [1])

---

[1]) M. G.: Deutsche Sorgen in Ungarn. S. 155.

b) Die Glocken der Heimat

Ich wies schon in der Einleitung darauf hin, daß der nationalgefährdete Auslandsdeutsche eine ganz andere Einstellung hat und haben muß als der Reichsdeutsche. Er muß bei allem, was ihm geboten wird, scharf und gewissenhaft unterscheiden, ob es seiner Deutscherhaltung dienlich oder abträglich ist. Er lebt mit einem Worte in einer ganz anderen Wertordnung der Dinge. Diese Einstellung kommt naturgemäß auch in der Dichtung zum Ausdruck. In Müller-Guttenbrunns Romanen kommt die nationalpolitische Einstellung, die bei den Deutschen im Auslande alles bestimmt und bestimmen muß, am besten in den „Glocken der Heimat" zum Ausdruck.

In den „Glocken der Heimat" begegnen wir hauptsächlich der Gedankenwelt, die sich um die Begriffe Heimat, Volk und Volkstum bewegt. Der Dichter zeigt uns in diesem Buche vor allem einen großen Schatz, der seinem Volke eigen ist: es ist dies das geschlossene, in sich ruhende Heimatgefühl. Die Karlsdorfer hängen mit wirklich echter Liebe, mit schlechthin triebhaftem, nach keinerlei Nebenzweck schielendem Gemeinschaftsgefühl am ererbten Hausrat. Bei ihnen haben wir die triebhaft-unbewußte, als natürliches Bedürfnis befriedigte Gemeinschaft mit der Scholle und deren Kultur, wie sie die Ahnen in innigem Verbande mit der ererbten Scholle schufen. Es prägt sich bei ihnen das Festhalten an der heimischen Scholle als ein Bewußtsein aus von der Mühe und Arbeit, welche die Väter und sie selbst an ihr mit saurem Schweiße vollbracht haben. Sie lieben das teuere Stück Erde nicht als toten Besitz, sondern weil sie ihm durch lebendige Arbeit verbunden sind. Sie bestellen den Acker, den schon die Väter und Großväter bestellt haben. Unter ihrem Dache hat sich das Schicksal ihrer Vorfahren abgespielt, die Bil-

der an ihren Wänden sind stumme Zeugen der Geschichte ihrer Familien und ihrer Geschicke. Arbeit und Leben, Lebensschicksal und Lebensgeschichte bindet durch Generationen hindurch in Liebe die Karlsdorfer sichtbar an das von ihnen bestellte Land und unsichtbar an die Lieben, die es vor ihnen bestellt haben und nach ihnen bestellen werden. Darum lieben sie ihr Land, und darum ist es ihnen nicht gleichgültiges, einfach veräußerliches Objekt. Weil sie ihr Land so sehr lieben, deshalb verteidigen sie es auch. Mit Todesverachtung stürzen sie sich an der ausbrechenden Donau in die Lücke und bieten dem Wasser die Brust. „Männer und Buben . . . bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer und füllten die Lücke mit ihren Leibern.“ [1])

Nachdem alles verloren war und viele umsonst gestorben waren, löste sich zwar die Gemeinde auf, aber von der Scholle wichen sie nicht. „Nach Amerika wollte keiner, dem noch ein Stück Feld gehörte unter dem Schlamm der Theiß. Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preis gab er es nicht. Als Knechte und Mägde mußten sich viele verdingen, als Schnitter in die großen Schwabendörfer gehen, um sich das Brot zu verdienen für dieses verlorene Jahr. Dann aber, wenn die Wasser dieser Sintflut wieder abgelaufen waren, dann wollten sie alle, alle wiederkommen und ihr Lebenswerk von vorne beginnen. Sie waren nicht niederzuringen, die Schwaben von Karlsdorf, weder durch die Menschen noch durch die Elemente.“ [2])

Und ehe sie auseinander gingen, sangen sie noch einmal alle tief erschüttert:

O Heimat, deutschen Schweißes stolze Blüte,
Du Zeugin mancher herben Väternot,
Wir segnen dich, auf daß dich Gott behüte,
Wir stehn getreu zu dir in Not und Tod.

Und nie war ihnen ihr blühendes Dorf so teuer wie das vielgeprüfte, das zerstörte.

1) M. G.: Glocken der Heimat. S. 316.
2) M. G.: Glocken der Heimat. S. 330.

Müller-Guttenbrunn gibt seine Liebe zu seinem Schwabenvolke in den „Glocken der Heimat" durch Lehrer Heckmüller kund. Heckmüllers Liebe tritt nicht von außen an das Volk heran, um ihre Ueberlegenheit an ihm zu zeigen, sie stellt keine Versuche mit ihm an und benutzt es nicht zu irgend welchen Zwecken. Das Volk selbst, sein Wohl und gottgewolltes Leben ist ihr der einzig würdige Zweck ihres Handelns. Sie sieht in jeder einzelnen die nach Gottes Bild geschaffene Seele und in der Volksseele ein Heiligtum, das der Höchste sich zu einer Stätte seiner Offenbarung erkoren hat. Sie hat einen offenen Sinn für alles Hohe und Ehrwürdige, das im Leben des Volkes zur Erscheinung kommt, für alle göttlichen Kräfte, die darin walten, für alle Aeußerungen echten Empfindens und tüchtigen Wollens, das hier aus unerschöpflichen Tiefen immer neu und frisch hervorquillt. Sie sondert sich nicht ab, sondern schließt sich in das Volk ein, sie steigt nicht zu ihm hinunter, sondern ist in ihm daheim, empfindet sein Glück und sein Leid als ihr eigenes, fühlt den Pulsschlag seines Lebens und teilt es mit ihm. Darum schont sie die Heiligtümer des Volkes und trägt eine zarte Rücksicht in allem, was demselben ans Herz gewachsen ist. Wo sie einen Irrweg sieht, geht sie nicht mit und ein ungebührliches Zurückbleiben läßt sie nicht zu. Sie ruft die Trägen heran und weckt die Schlummernden auf. Das alles tut sie in der Ueberzeugung, daß der Weg, auf welchen Gott die Menschen gewiesen hat, immerdar aufwärts führt, und in dem achtungsvollen Vertrauen auf den gesunden Sinn des Volkes, das auch im Banne der Sitte nach Licht und Leben verlangt und denen dankbar ist, die seinem Drange entgegenkommen.

Müller-Guttenbrunn war, was jeder Dichter eben durch sein Dichtertum ist, wenn auch oft nur unbewußt, mit vollem Bewußtsein: ein Volkserzieher. Seine Romane stehen im Dienste des Volkstumskampfes. Sie wollen nicht bloß darstellen, sie wollen auch wirken. Sie wollen vor allem auf den Banater deutschen Volksstamm wirken. Wir finden in den „Glocken der Heimat" allerlei kleine, aber wichtige Winke, die eine Waffe im nationalen Widerstande der Deutschen bilden können. Müller-Guttenbrunn vermochte sein besonderes Haupt-

motiv: bleibt deutsch! nicht immer und immer wiederholen. Er hat es, um anschaulich zu werden, in eine Anzahl Einzelmotive zerlegt. Denn der Leser, der hellhörig wird, will ja wissen: wie macht man das? wie kann ich ein Deutscher bleiben? Wie kann ich meine Kinder trotz der großen Hindernisse — als deutsche Menschen heranwachsen lassen? Der Dichter muß da für die mannigfaltigen Zustände und Verhältnisse, die hier in Betracht kommen, die nötigen Lehren einflechten oder vielmehr, um das bloß Lehrhafte zu überwinden, die Lehren gleich in Handlungen umsetzen. Das hat er in den „Glocken der Heimat" in weitem Umfange getan. So wächst z. B. der Gedanke an die deutschen Vornamen und die Notwendigkeit ihrer systematischen Verbreitung aus der Handlung des Romans von selbst hervor. Lehrer Heckmüller hat den kleinen Bauernsohn Haffner, der in der magyarischen Schule die deutsche Sprache verlernt hatte, wieder zum Deutschen gemacht und damit den Eltern einen wertvollen Dienst erwiesen. Zum Dank wird nun seine Frau als Patin zur Taufe einer Enkelin eingeladen. Sie sollte den Namen bestimmen. So wird auch er mit der Namenwahl befaßt. Er erkennt die grundsätzliche Bedeutung der Frage und sorgt künftig, soweit sein Einfluß reicht, daß die Eltern ihren Kindern nur deutsche Namen geben.

Es finden sich in den „Glocken der Heimat" noch mehrere solche Winke. Sie wachsen aber alle aus der Handlung des Buches hervor. So z. B. wie der Geschichtsunterricht erteilt werden soll, wie die Akademiker nicht entfremdet werden können, wie eine deutsche Gemeinde ihre deutsche Protokollsprache im Gemeindehause wieder erlangen kann, das und wie die alten Volkslieder gesammelt werden müssen, usw. . . .

c) Meister Jakob und seine Kinder

In diesem Roman ist alles volkskundliche Beiwerk, die ganze Schilderung des Zuständlichen überhaupt, nur Hintergrund und Kulisse für ein Spiel von menschlich tief ergreifendem, zeitlosem Gehalt: die Liebe zweier Menschen. Susis Liebe zu Christof Luckhaup ist der Mittelpunkt des gedanklichen Gehalts, ihn völlig durchdringend und beherrschend. Es ist aber nicht so, daß der Gehalt der Dichtung lediglich in der Liebe Susis zu Christof Luckhaup und ihrem leidvollen Ausgang läge. Sie ist nur der Hauptfaden des Gobelins, aber nicht das ganze Gewebe. Müller-Guttenbrunn hat, glaube ich, in keinem seiner Werke das Liebesgefühl, so tief und alles durchdringend erfaßt und gestaltet wie hier. In seinen übrigen Werken tritt die Liebe nur selten stark hervor. Sie spielt nur mit hinein, aber sie ist nicht wie in „Meister Jakob und seinen Kindern" der mit tiefer Anteilnahme des Dichters gestaltete und alles bewegende Grundzug. Da stellt sich uns die Frage: wie kam Müller-Guttenbrunn als 66jähriger dazu, eine Liebesgeschichte zu schreiben, in seinem hohen Alter ein Werk zu gestalten, das aus der Reihe seiner Schöpfungen durch die Bewegtheit des Liebesgefühls hervorragt? Ich glaube die Antwort auf diese Frage gefunden zu haben. In „Meister Jakob und seinen Kindern" ist, wie ich bereits nachgewiesen habe, Susi Weidmann die Mutter Müller-Guttenbrunns. Des Dichters Mutter wurde früh das Opfer eines reichen Bauernsohnes. Sie war lange Jahre „ausgestoßen aus der Gemeinschaft des rauhen Kolonistenvolkes, das den Fehltritt eines Mädchens von jeher mit unerbittlicher Strenge richtete." [1]) Ihre Zuflucht in das Vaterhaus wurde ihr vergällt durch unaufhörlichen Zank und Streit mit den Ihren, die alle

[1]) Literarisches Jahrbuch. 1. Jahrg. S. 28. Wien 1887.

zu leiden hatten unter Susis Schande. „Nie schied sie anders als weinend, gedemütigt, fast verzweifelt aus dem Hause, das ihr Liebstes barg.“ [1])

Müller-Guttenbrunn hat dieses Elend in seinen jungen Jahren unmittelbar miterlebt. „Auch schonten ihn die Gassenbuben in keiner Weise und höhnten ihn mit der Schande und den Greueltaten seiner Mutter.“ In das jugendliche Herz Müller-Guttenbrunns verpflanzte sich ein starkes Vorurteil gegen seine eigene Mutter. Die wirkliche Mutterliebe konnte in seinem Herzen nicht Platz greifen. Noch in seinem 35. Lebensjahre schreibt er von Hannes Reiner in der Erzählung „Der Sohn seiner Mutter“: „Eine Seite seines Gemütslebens war zerrissen — er achtete seine Mutter nicht und konnte ihre Nähe nicht ertragen. Er unterstützte sie reichlich, aber er vermochte sie nicht sehen und nur in Zwischenräumen von Jahren besuchte er sie in seinem Heimatsdorfe, wo sie bei der Großmutter lebte, an der allein er mit Zärtlichkeit hing.“ [2])

Müller-Guttenbrunn lebte im Banne der landläufigen Vorstellungen von der Sittlichkeit und verurteilte deshalb mit seinen Heimatsgenossen den Fehltritt seiner Mutter. Er konnte aber in seinem Leben den Gedanken über das Schicksal seiner Mutter nicht los werden. Er beschäftigte ihn ständig. Er fragte sich immer wieder, ob denn seine Mutter durch ihren Fehltritt wirklich eine so harte Strafe verdient habe. Und er rang sich allmählich zu einer Anschauung durch, die in dieser Frage von den Grundsätzen der christlichen Ethik abweicht. Er brach mit den landläufigen Vorstellungen von der Sittlichkeit und vertrat die Anschauung, daß nichts eine Sünde sein kann, was „vor der Natur nur die Erfüllung einer Bestimmung“ ist. Nachdem Müller-Guttenbrunn sich von den Vorurteilen befreit hat und zu dieser Anschauung gekommen war, schrieb er: „O du goldenes, sehnsuchtsvolles Mutterherz! Und ich bin nicht mehr gekommen, dich zu sehen, dir die Augen zuzudrücken, wie oft du auch nach mir gerufen haben magst.“ [3])

---

1) Literarisches Jahrbuch. 1. Jahrg. S. 28. Wien 1887.
2) Literarisches Jahrbuch. 1. Jahrg. S. 32. Wien 1887.
3) M. G.: Götzendämmerung. S. 56.

Müller-Guttenbrunns Liebe zu seiner Mutter kam bei ihm erst einige Jahre vor seinem Tode klar zum Durchbruch. Um gewissermaßen den Flecken auf seinem Herzen wegzuwaschen, setzte er in „Meister Jakob und seinen Kindern" seiner Mutter ein Denkmal, in deren Herz er seine ganze, reine Mutterliebe versenkte. In Müller-Guttenbrunns Augen ist die Liebe ein tiefes, schlichtes Lebensgefühl, das nichts gemein hat mit Sentimentalität, nichts mit Leidenschaft. Liebe ist ihm Herzensliebe, die aus der natürlichen Gatten-, Kindes-, Eltern- und Geschwisterliebe emporwächst, sich zur Treue verewigt und zu Gottes- und Nächstenliebe verklärt.

In den einfachen Gemütern der Gestalten Müller-Guttenbrunns entsteht die Liebe plötzlich, ohne Schmerz, noch Verstörung. „Wie ein Rausch war es" beim Sonntagstanz im Wirtshause „über sie gekommen".[1]) Liebe ist seinen Personen etwas Heiliges, worüber sie nur selten sprechen. Sie gehört in das innerste Herzkämmerlein. Christof gibt seiner Liebe zur Susi nicht in Worten Ausdruck, sondern mit einem Handdruck. „Christof sagte kein Wort, aber sie verstand den festen Druck seiner Hand."[2]) Susis Liebe ist reine und lautere Mutterliebe. Wie die Mutterliebe mit Sorgen verbunden ist, so ist auch Susis Liebe gleich von Beginn mit großen Sorgen und Qualen verbunden. „Sie war voll Scham und voll Qual darüber, daß sie sich an jenem Tanzabend trotz aller guten Vorsätze hatte überrumpeln lassen von dem Christof."[3])

Susi bewahrt bei der größten Sehnsucht eine gewisse Zurückhaltung, die sie zuweilen fast kühl erscheinen läßt. Es ist die Kühle eines lauteren Herzens. Sie bleibt immer aufrecht, voll natürlicher Würde, und wenn das Herz auch einmal weich und schwach werden will, so führt es doch nie zum Sinken, zu qualvollen Kämpfen, es ist mehr nur ein schönes Zeichen des warmen Blutes, das in ihr fließt. Susis Liebe ist jene Treue, die nicht nach Wert und Unwert des Geliebten fragt. Sie ist auch nicht abhängig vom Besitz. Auch Christofs Liebe beruht

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 36.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 35.
[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 64.

auf Treue und fragt nicht nach dem Besitz, aber die von Natur für einander bestimmten harmonischen Seelen trennt die strenge Dorfsitte. „Ein Luckhaup (ein Bauernsohn) könne nur eine Bauerntochter heiraten. Er könne doch kein Taglöhner werden wegen eines Mädels.“ [1])

Im Zusammenhange mit Susis unschuldigem und qualvollem Leiden im Kerker zu Temesvar macht Müller-Guttenbrunn einige Betrachtungen über die Gerechtigkeit. „Gerechtigkeit, was bedeutest du noch, wenn du Jahre brauchst, um deinen Spruch zu fällen? Wenn deine Diener Menschenherzen brechen, reine Seelen beschmutzen und niedertreten, so daß auch du sie nicht wieder ganz aufrichten kannst? Du bist blind, sagen sie. Aber du bist oft auch taub. Und wenn der Richter am jüngsten Tage keine feinere Wage in Händen hielte als du, dann wäre es nicht der Mühe wert ein Mensch zu sein. Wo wohnst du, wo findet man dich? Die dich so eifrig in den Gesetzbüchern suchen, sie finden dich so selten. Wohnst du am Ende gar nicht in diesen Büchern? Wohnst du in den Seelen, in den Menschenherzen? Die Kunst, darin zu lesen, lehrt kein Paragraph. Diese Wissenschaft prüft kein Professor, und blindgeborene Richter suchen und suchen, was ihnen zu finden ewig versagt bleibt.“ [2])

---

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 120.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 301.

2.

Charaktere

Die Heimatromane Müller-Guttenbrunns bieten eine Fülle von scharf, wenn auch manchmal grob umrissenen Charakteren. Müller-Guttenbrunn hat die Menschengestalten, die er in seinen Dichtungen schuf, aus den eigenartigen Verhältnissen seiner Heimat entnommen. Seine Charaktere können meiner Ansicht nach nur von dem ganz verstanden werden, der die Menschen in Müller-Guttenbrunns Heimat genau kennt und die dortigen Verhältnisse bereits miterlebt hat. Er verwendet alle Sorgfalt, um seine Personen mit all ihren kleinen und großen, inneren und äußeren Eigenschaften anschaulich zu zeichnen. Die technischen Mittel der Charakterzeichnung sind zumeist die gebräuchlichen. Er verwendet oft die direkte Charakteristik. Damit verbindet sich dann die Selbstcharakteristik, sei es durch die Handlungen, sei es durch die Bekenntnisse der Personen und schließlich die Zeichnung durch die Erzählung und das Urteil anderer Personen des Romans.

Müller-Guttenbrunn hat seine Personen aus innerstem Erleben heraus und mit innigster Anteilnahme geschildert. Ihm mangelte es nicht an Fähigkeit, seine Gestalten zu individualisieren. Einige Gestalten, namentlich in „Meister Jakob und seinen Kindern" sind ganz individuell durchseelt. Sie heben sich in ziemlicher Klarheit vom Hintergrunde des Geschehens ab. Den Charakteren in der „Götzendämmerung" mangelt es nicht an Lebenswahrheit und Naturtreue. Sie sind so, wie man sie im Leben findet. Jede Gestalt ist mit besonderen Zügen ausgestattet. Die Reflexionen des Helden in der „Götzendämmerung" nehmen leider oft eine übermäßige und ermüdende Länge an, besonders im dritten und fünften Buche, wo Trautt-

mann oft nur das Gefäß für die Gedanken und Anschauungen des Verfassers bildet. Während die Charaktere in der „Götzendämmerung“ der frischen Lebendigkeit nicht entbehren, so sind sie in den „Glocken der Heimat“ in einer leisen Unbestimmtheit gehalten. Es muß allerdings in Betracht gezogen werden, daß es Müller-Guttenbrunn in den „Glocken der Heimat“ vor allem darauf ankam zu zeigen, wie das Volk, die Dorfbevölkerung ist und nicht einige besonders eigenartige Charaktere herauszubilden. Mehr als das Unterscheidende und Trennende, das Individuelle wird das Gemeinsame und Verbindende, das Typische betont. Die Gestalten in „Meister Jakob und seinen Kindern“ hat Müller-Guttenbrunn dem wirklichen Bauernleben entnommen. Es sind das einfache, gesunde und urwüchsige Bauernnaturen, die aus sich heraus durchaus auf Lebensbejahng gestellt sind und nur durch von außen an sie herantretende Schicksale das Schmerzhafte des Lebens empfinden. Ihnen ist das Leben etwas Einfaches, selbstverständlich Gegebenes, an dem sie sich freuen, in dem sie ihre Kräfte auswirken, das als schweres Schicksal über sie kommt, wenn es ihrem persönlichen Glückverlangen entgegentritt, und das sie, wenn es über ihre Kräfte geht, zerbricht, nicht aber sie von innen her zerstört. Diese gewissermaßen naive Einstellung dem Leben gegenüber gibt den Bauerngestalten Müller-Guttenbrunns ihr Gepräge. Einfachheit und Reflexionslosigkeit verleiht ihnen einen besonderen Reiz. Ihr Lebensinhalt ist die Arbeit. In der Arbeitsliebe konzentrieren sich alle Kräfte ihres Wesens.

a) Götzendämmerung

Georg Trauttmann

Ich wies schon in der Entstehungsgeschichte darauf hin, daß für Georg Trauttmann Müller-Guttenbrunn sich selbst Modell stand. In Trauttmanns Gesinnung und Wollen offenbart sich Müller-Guttenbrunns Tatendrang, seine ungestüme Willenskraft und sein tiefes und reines Nationalgefühl. Trauttmanns Herz schlägt für sein Volk und Vaterland. Die Pflicht ruft ihn aus Amerika heim. „Nur sein altes Vaterhaus wollte er einst in guten Händen wissen." Georg ist lange von seiner Heimat fort und gerade darum sieht er die neuen Zustände schärfer und klarer. Auf dem Wege vom Bahnhofe gegen das Heimatsdorf schöpft er sich mit seinem Taschenbecher aus der Quelle, am Fuße der Anhöhe, einen Labetrunk. „Ah, das schmeckte gut! Ihm war, als hätte er in der ganzen weiten Welt nie solch einen Trunk getan." Das Wasser, das aus dem Boden der Vätererde hervorquillt, wirkt Wunder in Georg Trauttmann. Er sieht den Ort, wo seine Wiege stand, und wo er in jugendlicher Ungebundenheit mit seinen Kameraden spielte, wieder mit heimatlichen Augen an. Von der Anhöhe weidet er sich an dem entzückenden heimatlichen Landschaftsbild. „Hier durfte man Gott bitten um seinen Segen." Georg ist innig mit dem Boden und dem heimatlichen Landschaftsbilde verbunden. Im Dorfe kennt er jedes Haus und weiß noch ganz genau, wer darin wohnt. „Er freute sich des schönen deutschen Dorfes. Auf dem weiten Wege hierher hatte er kein gleiches gesehen." Georg Trauttmann tut besonders wohl wieder zu hören, wie „die Alten mit den Kindern schwäbelten". Es ist ihm auch eine herzliche Freude zu sehen, daß sein Vaterhaus dem Wandel der Zeiten aufrecht ge-

trotzt hatte. Gelassen und freundlich tritt er dem „barschen Benehmen“ der Frau Margret entgegen. Er kennt den Grund des tief in der Seele wurzelnden bäuerlichen Mißtrauens. Er weiß es auch, daß dieser mißtrauische Ton sehr bald der weitbekannten Banater schwäbischen Gastfreundschaft weichen wird. Deshalb nimmt er das Benehmen der Frau Margret nicht übel. Im Hause seiner Eltern und Großeltern fühlt er sich recht heimisch. Er vermißt nur die Bilder, die schon Generationen hindurch die Stube schmückten. Seine Augen suchen sie ganz unwillkürlich, denn er hängt an ihnen wie an den alten Möbelstücken. „Wie ein blutiger Hohn kam ihm vor, was er da sah.“ Georg sitzt tief verdrossen an dem Tisch seines Vaterhauses. Das kurze Tischgebet, welches Evi in magyarischer Sprache „äußerlich“, „leer“, „ohne jegliches Verständnis“ sprach, hat Georg den Appetit gründlich verdorben. „Er blieb wortkarg und aß fast nichts.“ Der Evi sagte er aber: „Morgen, liebes Kind, werden wir einmal deutsch miteinander reden.... Die Knechte, mein Kind, müssen die Sprache ihrer Herren lernen, nicht umgekehrt. Du hast ein Gebet gesprochen, von dem deine Mutter und ich nicht einmal eine Silbe verstanden haben. . . . Unser Herrgott will, daß jeder Mensch in seiner Muttersprache zu ihm bete.“

Georg will nicht untätig die Tage in seiner Heimat verbringen. Er sucht sich eine Aufgabe. Immer eine Aufgabe zu haben, ist sein ständiger Wunsch. Der Drang, sich zu betätigen, ist sehr groß in ihm. Im Dorfe tritt er unentwegt für die bedrohte deutsche Sache ein. In den Gesprächen mit den Nachbarn über „ernsthafte heimatliche Angelegenheiten“ kommt Trauttmanns Nationalgefühl zum Ausdruck. Das Nationalgefühl ist für ihn etwas Natürliches, deshalb heilig und selbstverständlich. Wer es verletzt, begeht eine Sünde wider die natürliche Weltordnung. Seine Liebe zur deutschen Sprache und seine Anteilnahme an dem Schicksal seiner Landsleute ist groß in ihm. Sein Rechtsgefühl sträubt sich gegen jede Ungerechtigkeit. „Ihr seid viertausend,“ sprach Trauttmann. „Der Mensch ist nur um euretwillen da. Und ihr alle sollt seine Sprache lernen, wenn ihr die Bahn benützen wollt! Das ist gegen Recht

und Gesetz und ihr dürft euch das nicht gefallen lassen. Jeder Beamte muß die ortsübliche Sprache erlernen und mit euch so reden, wie ihr es gewohnt seid." [1])

Georg ist tief und innig mit seinem Volke verbunden. Er nimmt teil an allem, „was in den Seelen der Seinen und seiner Volksgenossen" vorgeht. Die aufrichtigste Freude empfindet er über das Gewoge der Weizen- und Kornfelder. Er atmet „mit Behagen und in vollen Zügen den würzigen Duft der heimatlichen Scholle". „Er wußte gar nicht, wie sehr er dieses Land liebte." Auf das Banat, das nur durch den Schweiß deutscher Bauern zu einer blühenden Landschaft wurde, ist Trauttmann sehr stolz. Er empfindet eine tiefe Genugtuung, diesen Stolz bei seinen Landsleuten zu wecken und zu schüren. Selbstbewußt und seiner Sache sicher tritt er den schändlichen Zumutungen des Dorfnotärs entgegen. Georg erklärt dem Vertreter des Staates: „Er sei ein Rosenthaler Bauernsohn und verlange, daß man in der ortsüblichen Sprache mit ihm rede." Der nationalen Rücksgratslosigkeit einerseits, dem Dünkel, der Eitelkeit und der Großmannssucht andererseits stellt Trauttmann sein nationales Selbstgefühl entgegen.

Pfarrer und Lehrer werden wegen Unkenntnis der Staatssprache von ihrem Amte enthoben. Beide nehmen an einem Sonntage in der Kirche von der Gemeinde Abschied. Der Pfarrer von der Kanzel, der Lehrer von der Orgel. Auch Georg sitzt mitten unter den festtäglich gestimmten Volksgenossen. Er weint mit ihnen, als der Seelsorger seine Abschiedsworte spricht. Die Worte des Pfarrers erschüttern Georg bis ins Innerste. Er fühlt es, daß der Priester als Stellvertreter Gottes angesehen werden darf, der unmittelbar zum Gemüte des Volkes spricht, der von dem spricht, was die Volksseele am meisten schmerzt und der bestrebt ist, den Schmerz des Volkes durch seine Worte zu lindern. Kolonisten, die sich in einem brandenden Völkermeer behaupten wollen, können nur einen solchen Seelenhirten brauchen. Nachdem Trauttmann in den wenigen Monaten seines Aufenthaltes in Rosenthal einen tiefen Einblick in

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 22.

alle Fragen des öffentlichen Lebens gewonnen hat, gelobt er sich „festen Sinnes“, „hell“, „wahrheitsfreudig“ und „kampfesmutig“ für seine Heimat sein zu wollen.

Georgs Wissensdurst ist groß. Er ist sehr begierig zu sehen, ob es denn im Banat überall so ist wie in Rosenthal und der Umgebung. Er macht sich auf den Weg, um seine weitere Heimat kennen zu lernen. Ueberall im Banate findet er Deutsche. „Er suchte nirgends ein politisches Gespräch, aber es kam ihm überall von selbst entgegen und es blieb überall gleich... Eine blühende Welt deutschen Lebens, eine Million deutscher Herzen, die da auf einem nicht ganz geschlossenen, aber leicht abzugrenzenden Sprachgebiet schlagen, von Siebenbürgen über das Banat bis mitten nach Slawonien hinein. Und sie soll allmählich untergehen, diese Welt in einem anderen Volkstum? Gewaltsam riß Georg sich immer wieder von diesen unerträglichen Betrachtungen.“ [1])

Georg hat auf seiner Studienreise eine große Aufgabe gefunden. In Ungarn ist „das Politisieren“ geradezu eine Sucht. Jeder glaubt nur auf dem Gebiete der Politik etwas Positives leisten zu können. Trauttmann stellt der herrschenden Ansicht eine andere entgegen, indem er sagt: „Ich bin Wasserbauingenieur und kein Politiker. Ich glaube meinem Vaterlande auf meinem eigensten Gebiet nützlicher sein zu können als in der Politik.“ Trauttmann sucht seinen Ruhm nicht in der Politik, sondern er findet ihn in der Achtung jedes Menschen, und in der Erkenntnis des Adels der Arbeit, jeglicher ehrlicher Arbeit. Ihm steht die sittliche Hoheit der deutschen Arbeitsidee recht lebendig vor der Seele. Trauttmann will mit seinem Fleiße die Wildnis lichten, die Einöden urbar machen, die Sümpfe trocknen und dem jungfräulichen Boden tausendfache Frucht abringen. Er will die brachliegenden Schätze, an denen sein Vaterland so reich ist, zum Wohle des Volkes ausnützen. Indem der Staat dem Landvolke Grund und Boden zuteilt, hofft er den Zug nach Amerika zu unterbinden. Georg stellte sich mit seiner ganzen Kraft uneigennützig in den Dienst seines

---

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 75.

Landes. Er durchforscht die Donaubuchtungen und die versumpften Theißgebiete. Er schafft sich selbst einen Wirkungskreis. Das Wesentliche in Georgs Tatendrang ist, daß er aus sittlichen Motiven entspringt und nach durchaus sittlichen Zielen ringt. Den Nutzen seiner Arbeit will er nicht für sich, sondern für die Gemeinschaft verwenden.

Um sein Heimatsrecht wieder zu erwerben, kommt er zum Minister des Innern Dr. Dezsöffy. Durchdrungen von der Werthaftigkeit seiner Anschauungen, offenbart er sie dem Minister. Er gibt dem Minister auch seine Entdeckung bekannt, die er im Süden des Landes gemacht hat. Trauttmann erhält auf sein ehrliches Gesicht hin von der Regierung, der das Projekt sehr willkommen ist, eine eigene Kanzlei. Er beginnt sofort mit den Vorarbeiten und nützt die Zeit redlich aus. Für ihn gibt es nur mehr die Losung: „Arbeiten!"

In der Heimat soll Trauttmann zur Kirchweih in der Kirche die Orgel spielen. Der alte Pfarrer wurde entlassen und es kam ein neuer, ein „patriotischer". Der junge Priester zählt zu den Geistlichen in Ungarn, die nicht an die Seele der Gläubigen denken, sondern an die magyarische Staatsidee. Georg kennt seine Bauern und weiß, daß ihr Gemüt zur Kirchweih offen steht. Sie warten bei festlichen Gelegenheiten auf den guten Samen, den der Hirte ausströmen soll. Der Pfarrer aber betet und predigt magyarisch. „Er beugte sich seitwärts vor und horchte atemlos. Sein gesundes Herz — das er nicht oft im Leben schlagen gehört hatte, pochte ihm bis in die Kehle. . . ." Georg unterbricht den Pfarrer in seiner Predigt mit der Orgel. Der Pfarrer ist gezwungen, die Kanzel zu verlassen. Für diese Tat, „die wie aus dem Unbewußten hervorbrach, die er unter einer plötzlichen Zwangsvorstellung vollführte", zollen ihm seine Landsleute große Anerkennung.

In seinem Heimatsdorfe nimmt er auch heftig Stellung gegen die Auswanderung. „Wir brauchen hier Unzufriedene, gegen die heutigen Zustände ankämpfende Leute." Den Sommer über arbeitet Georg an seinen Plänen. Er hat eine starke, gesunde, vor keiner Arbeit zurückschreckende Natur. Wie jeder wahrhaft gebildete und sittliche Mensch ein Bedürfnis nach

Arbeit hat, so hat auch Trauttmann immer ein heißes Verlangen nach Betätigungsmöglichkeiten. Es ist ihm eine Ehre und Freude zu arbeiten. Im Oktober trägt er dem Minister seine ausgearbeiteten Pläne vor und verpfändet seine Ehre für das Gelingen seines Werkes. Indem man ihm die Möglichkeit gibt, Tatsachen, sichtbare Werke der Volkswohlfahrt zu schaffen, hofft er dem Staate und dem Volke große Dienste leisten zu können.

Georg wird vom Ministerium beauftragt, seinen großzügigen Plan auch praktisch durchzuführen. Er zieht Arbeiter und Hilfskräfte heran, bestellt Maschinen und Dampfpumpen. Von den politischen Zänkereien des Landes läßt er sich nicht beeinflussen. Er arbeitet unbehelligt. An die Stelle des Beamtenministeriums kam ein „kossuthistisches" Ministerium. Trauttmann hatte die Natur, nicht rechts und nicht links zu schauen, sondern zu arbeiten. Von dem politischen Erdbeben merkt man in seiner Kanzlei nichts. Er und seine Leute arbeiten, als ob noch alles im alten Geleise wäre. Die neue Regierung lehnt es aber ab, Verpflichtungen zu erfüllen, die die alte eingegangen war. Trauttmann steht der brutalen Tatsache gegenüber, „daß ein politisches Gauklertum sich als Sieger im Lande gebärdete". Er hat ein volles Lebensjahr uneigennützig, aus lauteren und sittlichen Absichten seinem Vaterlande gewidmet. Dieses Lebensjahr „war mit einem Federzuge ausgestrichen, sein Inhalt war weggeschüttet worden". Ueber Georg ist die Stunde der Verachtung gekommen. In seiner großen Erbitterung trägt er sich ernstlich mit dem Entschlusse, die Heimat zu verlassen. Indessen erscheinen bei ihm mehrere Bauern, die ihn ersuchen, sich bei den bevorstehenden Wahlen um das Rosenthaler Mandat zu bewerben. Georg freut sich über das Vertrauen seiner Landsleute und entschließt sich zu kandidieren. Aber er ist entschieden gegen eine landesübliche Wahl, bei welcher man mit großem Pomp auftritt. Sein Gegenkandidat hat bereits die Losung ausgegeben: „Geld spiele keine Rolle". Georg aber sagt festen Tones: „Der Kampf, der hier ausgetragen werden muß, darf sich nicht zwischen einer Pester Getreidefirma und meinen mühselig erworbenen Dollars abspielen. Das wäre mir doch zu verächtlich." [1]) Weil nun

[1]) M. G.:: Götzendämmerung. S. 300.

einmal in Ungarn eine Wahl ohne Geld nicht zu machen ist, hinterlegt Georg einen Betrag und sagt: „Er gehört, ob ich gewählt werde oder nicht, dem Schulfond aller Gemeinden unseres Wahlkreises. Aber für meine Wahl darf nicht ein Kreuzer ausgegeben werden. Nicht ein Heller!“ [1]) Das Vertrauen seiner Landsleute stärkt Georgs Glauben an die staatserhaltende Sache der Nationalitäten. Unermüdlich und siegessicher zieht er von Dorf zu Dorf und klärt sein Volk auf. Einfach, schlicht und heimatlich redet er zu ihnen. Er gewinnt die Herzen seiner Landsleute und seine Gegner verstummen. Einige Tage vor der Wahl trifft ihn aber ein heimtückischer Schlag. Die Behörde entzieht ihm sein Heimatsrecht. Georg zieht wieder von Dorf zu Dorf und erzählt in brennender Entrüstung, was ihm, dem treuen Sohne des Banates, passiert ist. So hat man Georg die Heimat verleidet. „Er war nicht der Mann in einer Lage zu verharren, die ihm nicht gefiel.“ Während seines Aufenthaltes im Lande handelt Trauttmann unentwegt nach seiner ehrlichen Ueberzeugung. Der Tücke und Gewalt trotzt er. „Mit der trostlosen Gegenwart, die er tiefer erfasse als seine bäuerlichen Freunde, wollte er nichts mehr zu schaffen haben.“ Nachdem er sein deutsches Vaterhaus in gute Hände gebracht hat, nimmt er von seiner schwäbischen Heimat Abschied. „Vielleicht für immer. Er machte die Runde im Hause, in Stall und Garten; von jedem Möbelstück, jedem Tier, jedem Baume nahm er Abschied. Zärtlich strich seine Hand über die alte Schwarzwälderuhr, die seit hundertfünfzig Jahren jede glückliche, jede leidvolle Stunde in diesem Hause angezeigt. Fünf Generationen hat sie begraben und jetzt schlägt die Scheidestunde auch ihm ...“ [2]) „In der linken Brusttasche seines Rockes trug Georg Trauttmann die Urkunde über das ihm geraubte Heimatrecht, darunter aber, in seinem Herzen, lebte ein Heimatgefühl, das ihm niemand rauben konnte.“ [3])

---

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 299.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 333.
[3]) M. G.: Götzendämmerung. S. 337.

Dr. Dezsöffy

In Dr. Dezsöffy zeichnet uns Müller-Guttenbrunn einen weitausschauenden Staatsmann und vor allem einen Mann der Tat. Er steht auf dem Boden der Wirklichkeit. Er erkennt, daß das Interesse des allgemeinen Fortschrittes in Ungarn es verlangt, die herrschenden Ideen des Zeitalters zu verwirklichen Die Demokratisierung des magyarischen Adelsstaates ist für ihn die höchste politische Notwendigkeit. Er ist von der Anschauung durchdrungen, daß man in Ungarn den demokratischen Fortschritt und die soziale Gerechtigkeit mit dem nationalen Ideale in Einklang bringen muß. Dezsöffys erstes Ziel ist, das allgemeine Stimmrecht zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen. Die Einführung des allgemeinen und geheimen Wahlrechts ist für ihn mehr eine soziale als politische Notwendigkeit. Er sieht das Grundübel der staatlichen Verhältnisse in der Tatsache, daß in dem Zwanzigmillionenstaate das Wahlrecht nicht einer einzigen Million die Fähigkeit zuspricht, in öffentlichen Angelegenheiten mitzureden. „Wir wollen die Fehlenden aufrufen zum sozialen Ausbau dieses Staates, an dem bisher immer nur national ausgebaut worden ist.“ [1])

In der Nationalitätenfrage teilt er nicht die Ansicht jener, die in ihr nur Gefahren erblicken. Er ist davon überzeugt, daß die günstige Lösung dieser Frage die sicherste Gewähr für die Freiheit Ungarns bietet.

Dr. Dezsöffy fühlt sich stark genug, die sozialen und nationalen Fragen in Ungarn zu lösen. In den unfruchtbaren Streitigkeiten um die Machtfrage eines Stammes erblickt er den Untergang des ungarischen Staates. Er hat sich die Regierungsmaxime: „unus linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est“ (Dekret. lib. I. Cap. 6 § 3) von Stephan dem Heiligen zu eigen gemacht. Das Volkstum ist wie die Religion Sache des Gemütes und gehört daher unter jene Gegenstände, welche nicht durch einen Machtspruch der Mehrheit, sondern nur durch gegenseitiges Einvernehmen endgültig entschieden werden kann. Als kluger Staatsmann ist Dezsöffy mit der

---

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 97.

geschichtlichen Wahrheit, daß man Ideen, welche bereits Gemeingut eines Volkes geworden sind, nicht unmöglich machen kann, sehr gut vertraut. Wie jede herrschende Idee sich allmählich durchsetzt, so wird sich auch der Nationalitätengedanke durchsetzen. Die geschichtliche Entwicklung zu verhindern, ist keine irdische Macht im Stande. Dezsöffy sieht deshalb nicht die Zweckmäßigkeit der fünfzigjährigen Bekämpfung dieser Idee in Ungarn ein. Er billigt den unnötigen Kampf nicht. Er glaubt eher durch eine friedliche Arbeit seinem Staate dienen zu können . Seine Losung ist: durch rastlose Arbeit seine Ideen zu verwirklichen. Auf die Frage, ob seine Regierung dieser geschichtlichen Aufgabe gewachsen sein wird, antwortet er: „Wenn wir den Stein nur ins Rollen bringen, ist unser Verdienst nicht gering. Aufzuhalten wird er nicht mehr sein.“ [1])

Gleich Trauttmann hofft er durch den Bau neuer Kanäle, der Entwässerung fruchtbare Landstriche und der Regulierung des Stromsystems Arbeitsmöglichkeiten zu finden für die zahlreichen Auswanderer. Ueber die Pläne Trauttmanns freut er sich sehr. Er weiß den Wert der Pläne zu schätzen und fördert deshalb eifrig Trauttmanns Sache. Dezsöffy ist von den Parteien, die sich nicht von staatsmännischer Klugheit, Einsicht und Verantwortung leiten lassen, sondern mehr vom Fanatismus, Dünkel und tollwütigem Chauvinismus, unerhörten Angriffen ausgesetzt. Er ist eine starke Persönlichkeit. Er trotzt mutig den niedrigen Angriffen seiner Gegner. Er ist sich dessen gewiß, daß er in Ungarn eine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen hat, und das bietet ihm den nötigen Halt. Wenn er auch die Demokratisierung Ungarns nicht restlos verwirklichen konnte, so sprach er sie doch als eine Grundforderung für den Bestand des Staates aus. In dieser Tatsache liegt der Wert seiner Ministertätigkeit.

Der Widerstand des Parlaments ist unüberwindlich. Dezsöffy hält mutig durch. Während seine Ministerfreunde einen Ausweg suchen, will er den Kampf. Auf dem Wege der Demokratisierung der alten Adelsrepublik gibt es für ihn kein

[1]) M. G.: Götzendämmerung.. S. 97.

Kompromiß. Durchhalten ist sein neues Losungswort. Im Kampfe ist er voll Zuversicht und Kraftgefühl. „Er hätte ganz gerne ein paar Jahre für die zukünftigen Interessen seines Landes gekämpft, aber seine Freunde haben nicht mitgetan." Der arbeitsame und kluge Staatsmann muß dem unfruchtbaren Politiker Platz machen. „Es gereicht mir zur Genugtuung, daß diejenigen, die mich bekämpft haben, mein Programm werden durchführen müssen. Oder sie werden fallen, unrühmlicher als ich." [1])

Hodossy

In Hodossy zeichnete Müller-Guttenbrunn den Typus der entwurzelten magyarischen Beamtenadeligen. Er gehört zu denjenigen in Ungarn, die fünfzig Jahre hindurch gegen den Lauf der Weltgeschichte einen Prozeß führten. Hodossy ist als Hilfskraft Trautmann zur Verfügung gestellt worden. Trauttmann ist ein Arbeitsmensch. Hodossy will dagegen von der Arbeit nichts wissen. Er murrt, weil Trauttmann ihn Tag für Tag tüchtig in Anspruch nehmen will. Er fängt nun an zu streiken und erscheint überhaupt nicht oder sehr spät. „Er hatte sein Amt nur erhalten, damit er den Anspruch auf irgend einen geringfügigen Gehalt, ein staatliches Taschengeld, besaß. Im Amte frühstückte er, rauchte, machte Besuche in Nebenkanzleien oder empfing solche bei sich, angenehme und unangenehme, vor denen er sich verbarg. . . . Von einer Arbeit war nichts bei ihm zu merken, sein Leben schien sich nur immer zwischen hübschen Weibern und Geldverleihern abzuspielen." [2]) Was nicht in seinen Kram hineinpaßt und seiner politischen Anschauung widerspricht, kann seiner Anschauung nach nicht im Interesse des Staates liegen. Die von Dezsöffy angekündigte Demokratisierung Ungarns ist für ihn ein rotes Tuch. In seinem jugendlichen Fanatismus und maßlosen Ehrgeiz gebärdet er sich „wie ein Kurucze aus den Tagen des Rakoczy". Am Tage der Beeidigung des Beamtenministeriums läßt er sich während der

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 291.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 121.

Amtsstunde ein Glas Wein nach dem andern holen, um seinen patriotischen Schmerz zu vergessen.

Sein eigentliches Betätigungsfeld liegt in Ofen zwischen der Schwurbrücke und der Kettenbrücke auf dem sogenannten Korso (Spazierplatz), im Landeskasino, im Theater usw. Elegant bis auf die Fingernägel flirtet er hier mit den Damen. Die Nacht verbringt er mit den verschiedensten Lustbarkeiten und sagt, „das ist der Stil, in dem man bei uns leben muß, wenn man zur Gesellschaft gehören will". Die Kosten bezahlt natürlich der Vater, „denn er hat ja auch so gelebt". Hodossys einziges Lebensziel ist ein Mandat zu erhaschen und von der Politik zu leben. „Wenn einer von uns früher ein Mandat erwischt, ist es freilich besser. . . . Dann zahlen unsere Schulden die, denen wir als Abgeordnete Gefälligkeiten erweisen." [1])

Hodossys Stellung zur sozialen Frage des Landes kommt in folgenden Aeußerungen zum Ausdruck: „Soll unser Adel zugrunde gehen an den Forderungen des Proletariats? Wir können keine höhere Löhne zahlen, als sie in Ungarn üblich sind. Lieber sollen alle Unzufriedenen auswandern. Wir holen uns chinesische Arbeiter." [2]) Diese Anschauungen sind für ihn Dogmen, die nicht widerlegt werden können noch dürfen. In bezug auf die nationale Frage gibt es für ihn und seine Freunde nur ein Losungswort: „Los von Oesterreich", d. h. mit anderen Worten die Verwirklichung des magyarischen Nationalstaates. Auf die Einwendung, daß die Nationalitäten den Magyaren auf diesem Wege nicht folgen werden, hat Hodossy immer nur eine Antwort, und die lautet: „Sie müssen! Solange sie ungarisches Brot essen, gehören sie zu uns. Sie müssen! Und es gibt überhaupt keine Nationalitäten, wir sind eine einzige Nation. Wer anders denkt, der ist ein Staatsverbrecher." [3])

---

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 131.
[2]) M. G.: Götzendämmerung. S. 146.
[3]) M. G.: Götzendämmerung. S. 247.

Dr. Boldog.

Er ist ungarischer Advokat und Politiker zugleich. Er verknüpft also seine eigenen Geschäftsinteressen mit den Staatsinteressen. Dr. Boldog ist bestrebt, in der Oeffentlichkeit die Staatsinteressen zu vertreten. Er tut dies aber nur deshalb, um unter diesem Deckmantel seine privaten Geschäfte machen zu können. Müller-Guttenbrunn stellt in Dr. Boldog einen von den vielen in Ungarn dar, die nur ihrer selbstsüchtigen Interessen willen so sehr auf ihren Patriotismus pochen. Von einer ernsten Liebe und von einer zweckfreien und unbedingten Hingabe an das Ganze kann bei dieser Sorte von Menschen nicht die Rede sein.

In seiner Kanzlei geht es sehr lebhaft zu. „Wer seine privaten Interessen bei uns wirksam vertreten will, der schützt am besten immer das Vaterland vor." Nach diesem Grundsatze handelt er. Wenn jemand sein Unternehmen bedroht sieht, kommt er zu Dr. Boldog um Hilfe. „Er kannte alle Wege, die gemacht, alle Hände, die gedrückt sein wollten in solchen Fällen." Als Parteichef nimmt er öffentlich Stellung gegen irgend eine „unpatriotische" Gesellschaft. Er tut dies mit dem Hintergedanken, die Gesellschaf werde dann seine Advokatendienste in Anspruch nehmen. „Dreimal hatte er in der Stadt-Vertretung gegen diese Gesellschaft gesprochen und der Direktor war nicht zu ihm gekommen. Was mußte das für ein weltkundiger Mann sein? So ließ er ihm indirekt nahelegen, diesen Gang zu machen. . . . Das endlich wirkte." [1]) Seine Geschäftsmaxime ist: „Ich trage in jede Angelegenheit das patriotische Moment hinein. Damit setzt man bei uns alles durch." Als Parteichef pflegt er auch Verhandlungen mit dem neuernannten Ministerium. Die Minister kannten Dr. Boldog sehr gut und meinten: „Wenn wir ihm einen fetten Defraudanten, den er verteidigt, freigeben, oder ein Industrieunternehmen gut unterstützen, ist ihm das allgemeine Wahlrecht gänzlich gleichgültig." [2])

---

1) M. G. Götzendämmerung. S. 113.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 98.

b) Die Glocken der Heimat

Oberlehrer Heckmüller.

In der Gestalt des Oberlehrer Heckmüller stellte Müller-Guttenbrunn einen Volkserzieher dar, wie ihn deutsche Kolonisten im Auslande brauchen. Heckmüller zeichnet sich nicht durch sein großes Wissen aus, sondern mehr durch die Festigkeit und Kraft seines pädagogischen Charakters. Güte, Wohlwollen, Liebe zu allem Volkstümlichen und Arbeitsfreude sind die Hauptzüge seines Charakters. Er ist „der friedliche alte Seidenzüchter und Dorfschulmeister". Sein Leben spielt sich in Aufgabenstellen und Aufgabenverrichten ab. Dabei ist es nicht so wichtig, was er arbeitet, sondern vielmehr, wie er arbeitet. Die Triebkraft seines Handelns entspringt aus sittlichen Motiven und ringt immer nach durchaus sittlichen Zielen. Und darin liegt der hohe Wert seines Charakters. „Er konnte nicht leben ohne irgend eine Aufgabe zu haben." Vom Werte der Seidenraupenzucht für das Volk und das Land durchdrungen, bemüht er sich im Dorfe um ihre Einführung. Nach jahrelanger, selbstloser und zäher Arbeit gelingt es ihm, mit Hilfe der Schulkinder die Seidenzucht im Dorfe zu verbreiten. Sein Bestreben ist, durch die Seidenzucht Geld unter die kleinen Leute des Dorfes zu bringen. Er will den Wohlstand des Volkes mehren. Wo das nötige Verständnis für die Pflege der Raupen noch nicht vorhanden ist, erteilt er Belehrungen. Er besucht pflichteifrig Tag für Tag seine Züchter. „Er kannte kein lieberes Geschäft als seine Raupenzucht, die ihn zum Wohltäter machte für so manches Haus im Dorfe."

In der Schule ist er nicht nur Lehrer, sondern auch Erzieher. Der beste Gradmesser für den Wert einer Lehrerpersönlichkeit ist die Liebe, mit welcher die Kinder am Lehrer hängen.

An Heckmüller hängen die Dorfkinder sehr. Seine Unterrichtsmethode unterscheidet sich wesentlich von der seines Kollegen Halmos. Das Ziel seines Wirkens ist das geistige Leben seiner Schüler, die kindliche Seele zu heben und zu veredeln und ihr sittliches Wollen zu kräftigen. Er hat einen scharfen Blick für die Eigenart der Kinderwelt und eine natürliche Gabe, ihre besonderen Interessen und Neigungen zu erkennen und zu würdigen. Heckmüller kommt es bei seinen Kindern auf die Seele an. Ihm ist die Schule nur Mittel, die Persönlichkeit aber Zweck. Er weiß es, daß er in seinen Kindern die Zukunft seines Volkes zu verteidigen hat. Er duldet deshalb nicht, daß sie dem Moloch einer falschen Bildung zum Opfer gebracht werden. Er fügt sich nicht den staatlichen Anordnungen, „weil er seine Kinder nicht verkrüppeln, verbilden und quälen will“. Er will kein „Schänder“ seines Volkstums sein. Solange der eingeborene Erdcharakter des Volkes gepflegt und erhalten wird, wird auch dieses selbst gedeihen. Diesem Grundsatz gemäß handelt Heckmüller in der Schule. Der Geschichtsunterricht aus den Quellen des heimatlichen Dorfes und seiner Schicksale hat für ihn einen hohen Wert. Die Heldentaten der Väter, ihre Gesinnung, ihre Schicksale und Leiden erzählt er in der Schule anschaulich, spannend und mit inniger Anteilnahme des Gemütes. „Jedes Wort fiel in die Herzen, wie ein Samenkorn in die Ackerfurche.“ Durch den Geschichtsunterricht will er die Liebe zu Heimat und Volkstum wecken.

„Der alte Lehrer hatte Ferien, aber er gab sie gerne hin für die Aufgabe, die ihm da gestellt war.“ Er sollte den kleinen Philipp, dem man in der Fremde einen fanatischen Dünkel eingeimpft hatte, wieder für die schwäbische Sache gewinnen. Heckmüller, „dem erprobten Menschenkenner und Erzieher gelingt es allmählich den in der jungen Kinderseele angerichteten Schaden gutzumachen. Durch seine Erziehungskunst gewann er den kleinen Philipp Schritt für Schritt wieder für das deutsche Vaterhaus.

Heckmüller betätigt sich auch als Wiedererwecker des deutschen Volksgesanges in seinem Heimatdorfe. Er belebt seinen Kirchengesangverein und stellt ihn vor weltliche, vor nationale

Aufgaben. Die schönen alten Lieder sind in großer Gefahr. Heckmüller erkennt diese Gefahr und fordert seine Landsleute auf, die alten Lieder, die noch vorhanden sind, niederzuschreiben und ihm zur Einsicht zu geben. So stark wie aus den herrlichen Liedern wehte den alten Dorfschulmeister der deutsche Geist noch niemals an. „Fast wehmütig stimmten ihn all die stolzen Nationalgesänge." Er erkennt im deutschen Lied einen teueren Schatz, mit dem man das Deutschtum in der Fremde verjüngen kann. Diese Verjüngung und Wiedererweckung seiner Volksgenossen war nun seine Aufgabe. „Eine Wandlung war mit Heckmüller vorgegangen in den letzten Wochen und Monaten. Wie eine Verklärung lag es über seinem inneren Menschen; eine stille, freudige Heiterkeit leuchtete ihm aus den Augen. Wieder hatte er eine Aufgabe gefunden, aber welch eine edle große. Und sie ließ sich so harmlos, so ganz nebenher fördern und erfüllen. Niemand merkte, daß er darin die Krönung seines Lebens sah, daß er ihr noch den Rest seiner Jahre ganz und gar widmen wollte. Es klang und sang in ihm, und immer läuteten in weiter Ferne die festlichen Glocken." [1])

Die Erkenntnis, daß das Banater deutsche Volk Tausende von gebildeten Söhnen verliert, ist für Heckmüller furchtbar. Noch trauriger stimmt ihn die Tatsache, daß sein eigener Sohn sich magyarisieren ließ. Er gelobt sich: „Wir wollen Buße tun für den Gyuri. Hundert deutsche Namen sollen gerettet werden für den einen, der uns verloren ging."

Heckmüller wird wegen seiner Gesinnung und seinen nationalen Taten in der Schule und im Dorfe vom Kaplan bei der Schulbehörde angeschwärzt und fällt in Ugnade. Der Schulinspektor besucht seine Klasse und stellt fest, daß seine Schüler nicht die genügende Reife in der Staatssprache besitzen. „Die Völkerschaften Ungarns, die alle zusammen die ungarische Nation bilden, sollen in einer fernen Zukunft eine einheitliche Sprache reden, und nur, wer dieses Ziel zu fördern versteht, darf heute auf die Anerkennung seiner Oberbehörde rechnen." [2])
„Die magyarische Nation wünscht es heiß, daß ihre Gastvölker-

---

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 147.
[2]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 266.

endlich das volle Heimatsrecht hier erwerben, daß sie sich ihr assimilieren.“ [1]) Auf diese schändliche Zumutung hin faßt Heckmüller, der bleich, am ganzen Körper bebend in seiner Klasse steht, rasch den Entschluß, dem „Patrioten“ auf seine Worte eine Antwort zu geben. Er gibt sie ihm durch seine Kinder, indem er sie singen läßt:

„Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
Hier saß vor ihm der Türke, der Tartar.
Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
Ist Bürger hier und nicht dein Gast, Madjar!“

Dies ist Heckmüllers letzte Handlung in der Schule. Er wurde seines Amtes enthoben. „Nikolaus Heckmüller fühlte sich nur als einen bescheidenen Mitarbeiter an der nationalen Erweckung seines Volkes, und er besaß nicht die Veranlagung zu einem Märtyrer.... Um zu kämpfen, war er zu alt geworden. Aber ganz unterkriegen sollten sie ihn doch nicht. Er wird noch manches anregen und ausführen können in der Gemeinde, wenn er im Ruhestand ist. Dann erst recht.“ [2])

Beim Ausbruch der Donau hat er wieder seine Aufgabe gefunden. Durch seine Schanzarbeit hat er eine gleiche Schicksalslinie hergestellt zwischen den Reichen und den Armen.

Frau Haffner.

In Frau Haffner tirtt uns eine schlichte deutsche Bauernmutter entgegen, deren Liebe zu ihrem Kinde so groß ist, wie ihre Liebe zum Leben. Frau Haffners Liebe ist wirkliche Mutterliebe, die tief in das menschliche Herz geschlossen ist und sie an das Kind mit tausend unsichtbaren Fäden kettet. Irgendwelche Zärtlichkeiten oder Worte über ihre Liebe sind Frau Haffner fremd. Wie eine Mutter mit unendlicher Liebe sich zum Säugling hinabneigt und nicht müde wird, sich für ihn zu opfern, so wachen Frau Haffners treue Augen auch über dem ihrer unmittelbaren Einwirkung bereits Entzogenem. Am Weihnachtstage, an dem Feste der Liebe, besucht sie ihren Lieb-

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 266.
[2]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 269.

ling, der fern vom Heimatsdorfe in Szegedin in die Schule geht. Ihre Liebe trifft ein schwerer Schlag. Ihr Kind, das doch ein Teil von ihr selbst ist, kann nicht mehr mit ihr in der Sprache reden, die sie ihn lehrte. Die furchtbare Entfremdung des Knaben wirkt so stark auf ihr Gemüt, daß sie die Macht über ihre Zunge verloren hat. Diesem schmerzlichen Erlebnis ist ihr Inneres nicht gewachsen. Weinend und wimmernd steht sie in verzerrten Zügen vor ihm und ist keines Wortes mächtig. Sie kehrt heim und lebt in tiefer seelischer Einsamkeit. Nur die Nachricht, daß ihr Kind nach Hause kommen soll, vermag ihr Gemüt wieder aufheitern und freudig zu stimmen. „Sie richtete in der vorderen Stube ein Bett für ihren Liebling. Sie begann Kuchen zu backen, als ob sie Kirchweihgäste erwartet." [1] Am Tage der Ankunft steht Frau Haffner harrend und bangend am Fenster. „Als sie den Wagen jetzt erblickte, und den dunklen kleinen Schatten auf dem Rücksitz, wollte sie hinauseilen, ihrem Einzigen entgegen; aber die Füße versagten ihr den Dienst, sie mußte sich setzen. . . . Das Herz wollte ihr zerspringen, so übervoll war es; aufschreien hätte sie mögen vor Freude, daß er nur wieder da war, ihr kleiner Philipp, ihr Lippl, ihr Einziger." [2]) Frau Haffner drückt ihren Liebling an ihr Herz und weint vor Freude und Glückseligkeit. In der großen Freude, daß sie ihren „g'schtohlenen" Sohn wieder in ihrem eigenen Hause hatte, hat sie ihre Sprache wieder gefunden. Sie bringt ihn zu Bett, „als wäre er wieder vier Jahre alt und nie aus dem Elternhause fortgewesen. Sie setzte sich an sein Lager, nahm seine Hände in die ihren und hielt sie, bis er tief und fest eingeschlafen war. So hatte er es immer haben wollen, als er noch klein war; und stets verlangte er das Lied von ihr: „O Straßburg, o Straßburg". Wie gern hätte sie es ihm auch heute gesungen; aber ihre Zunge war zu schwer, und er hätte es wohl nimmer verstanden, das Lied seiner ersten Kindheit. . . ." [3])

Unendlich groß ist ihre Freude, als der Zauber des Dorfes, die Heimat und das Vaterhaus ihr Kind wiedererobert haben.

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 92.
[2]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 98.
[3]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 101.

Balthasar Klug.

In Balthasar Klug gestaltete Müller-Guttenbrunn einen lebenswahren, schwäbischen Dorfrichter, wie wir ihn fast in jeder Banater schwäbischen Gemeinde finden. Er ist der von dem Volke gewählte Richter und Anwalt des Dorfes. Klug ist ein einfacher rechtschaffener und biederer Bauer. Eine ernste und kernige Gestalt. Er tritt nicht mit großen Worten, sondern mit selbstlosen, männlichen Taten für die Gemeindeinteressen ein. Das viele Gerede ist ihm zuwider. In seinem Wesen ist er ruhig und gelassen. Er hat einen stark ausgeprägten Sinn für Recht und Gerechtigkeit. Als Oberhaupt der Dorfgemeinschaft ist ihm stets bewußt, welch hohe Verantwortung er trägt. Sein stark entwickeltes männliches Selbstgefühl ist auf Wahrheit gebaut. Er ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß er als Mensch und Vertreter einer Gemeinde Rechte hat, und er läßt sich diese Rechte nicht von irgend einer Behörde einschränken. Sein Selbstgefühl läßt jedem anderen seine Rechte. Er tritt aber auch mit einer besonderen Entschiedenheit für die Rechte seiner eigenen Person und für die der Gemeinde ein. Im Dorfe genießt er ob seines lauteren Charakters und seiner bäuerlichen Tüchtigkeit ein hohes Ansehen. Er gilt als ein kräftiger Anwalt der Dorfinteressen. Wenn die Ordnung in der Gemeinde gestört ist, dann sind seine Weisungen richtunggebend für alle. Sein erster Schritt als Richter ist eine Tat. Er setzte es mit Nachdruck und Bescheidenheit durch, daß das Komitat das Recht der Gemeinde anerkennt, in der Muttersprache seiner Bewohner zu amtieren. „Das dankte man diesem schlichten deutschen Bauern. . . . Alles hörte auf ihn, alles glaubte an ihn.“ Die von ihm im Interesse der Gemeinde erteilten Befehle müssen pünktlich ausgeführt werden, „denn der Klugsbaltzer war gar ein gestrenger Dorfschulz“. Die Verantwortung des Dorfrichters zu Karlsdorf ist gößer als in den übrigen schwäbischen Gemeinden. Weil Karlsdorf der ständigen Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt ist, hat der Richter mit dem Stromingenieur dafür Sorge zu tragen, daß die Gemeinde von der Ueberschwemmung verschont bleibt. Der Stromingenieur taugt

nichts, und so ruht die ganze Verantwortung auf Klug. Weil Gergely sich sehr wenig um die Dämme kümmert, läßt Klug die „große Kommission“ kommen.

Er ist über die Zukunft des Dorfes sehr besorgt. Er hofft nun alles von der „großen Kommission“. In bezug auf die Ausbesserung der Dämme, was und wie gearbeitet werden soll, ist Klug unermüdlich in seinen Vorschlägen. „Die Herren hörten ihn aber nicht an.“ Klugs Erbitterung über die Geringschätzung seiner wohldurchdachten Vorschläge und über die Oberflächlichkeit ihrer Untersuchung ist groß. „Ihm stand der Schweiß auf der Stirne.“ Er will seiner Gemeinde helfen, kann es aber nicht, weil er „nur“ ein Bauer ist, dessen Meinung von den „Herren“ nicht ernst genommen wird. Statt alle billigen Wünsche der Gemeinde für ihren Bestand zu erfüllen, verdächtigt der Oberstuhlrichter sie des „Pangermanismus“. Das Protokoll über die Untersuchungen wird in magyarischer Sprache abgefaßt. Klug verlangt, daß es auch deutsch abgefaßt wird. Weil man seinem Verlangen nicht stattgegeben hat, versagt er seine Unterschrift. Die von ihm geltend gemachten Wünsche der Gemeinde sind im Protokoll nicht aufgenommen worden. Er ruht nicht. Er will völlige Sicherheit für die Gemeinde. Zum Warten, „Petitionieren“ und „Prozessieren“ ist keine Zet. Die harten Erfahrungen lehrten das Kolonistenvolk, daß es nur auf seine eigenen Kräfte bauen darf. Nur durch sie vermag es seine wirtschaftlichen und geistigen Schätze zu vermehren. Auf Klugs Antrag hin entschließt sich die Gemeinde, auf eigene Faust ein Dammsystem nach neuen Grundsätzen zu schaffen, einen eigenen Ingenieur zu berufen und alle Arbeitskräfte selbst zu stellen.

Klug hat während des Faschings, als alle Welt guter Dinge war, und der Frohmut des Dorfes schier überschäumte, schlaflose Nächte. Sein unverfälschter Gerechtigkeitssinn, der ihm noch im Instinkt liegt, kann es ihm nicht erklären, warum man der Gemeinde die Bewegungsfreiheit in bezug auf die Ausgestaltung der Dämme nicht gönnt. Der Notär und die übrigen „herrischen“ Würdenträger nehmen sehr wenig Anteil an den Sorgen des Gemeindeoberhauptes. Bei dem Kampfe gegen die Fluten steht Klug an der Spitze. Unter seiner Führung haben

die Karlsdorfer die Arbeit auf den Dämmen in Angriff genommen. An den praktischen Hinweisen Trauttmanns hält er zäh fest. Mit seinen Vorschlägen stößt er überall nur auf Trägheit und bösen Willen. Nur beim Vizegespann findet er ein offenes Ohr für seine gerechte Klage. Dies hebt seine Stimmung, und er kehrt mit einem Gefühl der Zuversicht und Festigkeit heim. Klug ist nicht leicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, aber das Ersuchen des Ingenieurs, noch tausend Männer herbeizuschaffen, „packte ihn bei einer empfindlichen Stelle". „Wie, sie sollten nicht mehr allein im Stande sein, sich zu behaupten? Das Dorf habe sich immer selbst geholfen!" [1])

Bei der Arbeit am Donaudamm spornt Klug seine Leute an und flößt ihnen Mut und Zuversicht ein. Er hofft, durch die Standhaftigkeit seiner Leute die Gefahr zu überwinden. Aber alle Anstrengungen haben nichts geholfen. Die Flut bricht aus. Balthasar Klug ist als erster zum Damm hinausgefahren und fährt nun als letzter heim „Träne um Träne rollte still und unbemerkt über die gebräunten Wangen des Klugsbaltzer, und er wußte wohl selbst kaum, daß er sie vergoß, so tief war er verloren in Gedanken. Er war sich keiner Schuld bewußt, keiner Unterlassung. Wenn von Schuld gesprochen werden durfte, dann lag sie ganz wo anders. . . . Oder war man vielleicht zu weichmütig geworden und zu vertrauensselig in dem Menschenalter, das keine Heimsuchungen mehr gebracht hatte? Ein anderes Regiment mußte beginnen, ein neues, starkes Kolonistengeschlecht erzogen werden; auf niemand durfte man künftig bauen als auf die eigene Kraft. Inmitten der halborientalischen Faulheit und Nichtsnutzigkeit, von der man umringt war, und in die man selber zu versinken drohte, wenn man abließ von der Väter Art und Sitte, von der Väter Tüchtigkeit und Redlichkeit — da mußte man seiner Sendung bewußt bleiben, durfte den Schwabentrotz und den Schwabenmut nicht sinken lassen. Kopf auf, mag auch die Sintflut kommen!" [2])

---

1) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 304.
2) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 327.

Anders als Heckmüller deutet sein jugendlicher Kollege Halmos die Zeichen der neuen Zeit. Vom magyarisch-patriotischen Scheine verführt, trennt er sich von seinen bäuerlichen Volksgenossen und stellt sich als Lehrer in den Dienst der magyarischen Staatsidee. Statt Freude und Schönheit im Leben zu suchen und seine wirkliche Bestimmung als Lehrer zu erfüllen, opfert er sich einer verkappten Idee. Er gehört zu jener Lehrergeneration, die zwar deutscher Abstammung ist, aber ihrem Volke abtrünnig wurde und ihre höchste Bestimmung in der Magyarisierung des eigenen Volkstammes sieht. In vielen auslandsdeutschen Siedlungsgebieten bestand und besteht leider heute noch nach den staatlichen Vorschriften die Hauptaufgabe des Lehrers darin, daß er ein bestimmtes Maß des vorgeschriebenen fremdsprachigen Unterrichtsstoffes den Schülern aneignen muß. In diesem Sinne arbeitet auch Halmos. Er ist stolz, nach langer Mühe einige fremdsprachige Brocken aus dem Munde seiner Kinder zu hören. Er denkt in seinem Wirken mehr an die magyarische Staatsidee, als an die Seele des Kindes. Von einer Seelen- und Urteilsbildung, von der Veredelung des Gefühls und Läuterung des Geschmacks bei den Kindern kann in seinem Unetrrichte nicht die Rede sein. Ihm ist es als Erzieher nicht bekannt, daß einige patriotische Redensarten für die jugendliche Seele nichts besagen. Ihm ist auch nicht klar, daß er durch die Seelenlosigkeit des vorgeschriebenen Bildungsstoffes die kindliche Seele nur mißhandelt. Halmos sieht in den Kleinen zu seinen Füßen keine unschuldigen Kinderseelen, die ihm sozusagen von Gott übergeben wurden, um sie zu pflegen, bewahren und zu veredeln, sondern er sieht in ihnen einen rohen Stoff, den er als Fabrikant zu verarbeiten hat, um ihn auf dem Markte der Magyarisierung, um den Preis der oberbehördlichen Anerkennung zu verkaufen. Wer so handelt, dem fehlt die aufrichtige Achtung vor der Kinderseele. Wem diese Achtung aber fehlt, der kann nicht als vollwertiger Erzieher betrachtet werden. Die rastlose kulturelle Tätigkeit Heckmüllers belächelt und be-

spöttelt er. Halmos erkennt in der Wiederbelebung des deutschen Volksliedes eine Gefahr für den Bestand des Staates. Durch Intriguen und Verdächtigungen hofft er eine Maßregelung seines Oberlehrers erzielen zu können. Durch sein unlauteres Vorgehen gelingt es ihm, die Gunst und die Anerkennung der Behörde zu verschaffen und Heckmüller zu beseitigen.

Gergely

Wie in der „Götzendämmerung", so gestaltete Müller-Guttenbrunn auch in den „Glocken der Heimat" einen Typus der entarteten magyarischen Beamtenadeligen. Dort ist es Hodossy, hier der Stromingenieur Gergely. In ihrem Wesen stimmen sie im Grunde genommen ganz und gar überein. Sie sind, wie Heckmüller sie nennt, „hochmütige Rüpel". Ihre sozialen Anschauungen haben noch etwas Mittelalterliches. Sie stellen sich so, als ob sie auf Grund ihrer adeligen Abstammung alle Rechte hätten und alle anderen wären nur ihretwillen da. Diese Einstellung ist grundfalsch und zugleich die eigenwillige Verneinung der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe. Sie halten sich den auf ihren adeligen Stand gegründeten Wert unaufhörlich vor Augen und alles andere dient nur dazu, ihnen das Bewußtsein ihres Wertes zu erhöhen, weil alles andere so gar tief unter ihnen steht. Diese stetige Gedanken- und Gefühlsrichtung gibt sich im ganzen Benehmen, in den Mienen und im Ton der Rede kund. Von seinem Berufe versteht Gergely nicht viel. Durch seine Unkenntnisse hat er so manche schwere Gefahr für die Gemeinde Karlsdorf hervorgerufen. Er erhält den wichtigen Posten in Karlsdorf durch die Gunst des Vizegespanns, der sein Neffe ist. Der Posten ist ein Sprungbrett zur höchsten Beförderung in der technischen Leitung des Komitats. Gergely, der einen sehr großen Ehrgeiz hat, weiß dies und weicht nicht von dem Posten. Dem Bauernvolke gegenüber erlaubt er sich in seinem Hochmut sehr viel. Seinen diktatorischen Anordnungen sollten sich die deutschen Bauern fügen, obgleich sie die Dämme besser kennen als er. Widersprüche oder Besprechungen über die

Art der Arbeit duldet sein adeliger Stolz nicht. Die Bauern weigern sich, mit ihm weiter zu arbeiten. Der Richter und die übrigen Würdenträger der Gemeinde kennen die Notwendigkeit, „diesen Beamten fortzuschaffen, da niemnad mit ihm verkehren wollte."

Gergely trotzt dem allgemeinen Unwillen und weicht nicht. „Er werde dem Bauernvolk schon zeigen, wie man mit ihm verkehre, einem Edelmann, dem Neffen des Vizegespanns." Daß die Gemeinde kein Vertrauen in ihm hat, kümmert ihn wenig. Die Ursachen der Spannung zwischen ihm und der Gemeinde sucht er nicht in sich, sondern er findet sie immer bei den „Bauern". Seine Stelle gibt er um „keinen Preis" auf. „Wo fand er wieder einen gleichen Posten, mit so viel Einkommen, solche Gelegenheit sich auszuzeichnen." Von der Arbeit will er nichts hören. „Wochen sind verstrichen und er kam nicht hinaus zum Damm." Neue Vorschläge in bezug auf den Ausbau der Dämme läßt er aus Trägheit und Unwillen nicht aufkommen. Gelingt der Gemeinde etwas ohne sein Mittun durchzusetzen, so ist sein Stolz verletzt. Seine Inspektionsgänge verbindet er immer mit einem Vergnügen. Gergelys Lebensinhalt ist der Genuß. Im Trinken, Kartenspielen und Kurmachen sieht er seinen Daseinszweck. Der „Permanenzdienst" im Gemeindeamt ist ihm „ekelhaft". Wenn die Karlsdorfer ihn forthaben wollen, so wissen sie es auch warum. In seinen Händen liegt ihr ganzes Schicksal. Ihm ist ihr ganzes Vermögen anvertraut. Von der Willenskraft und dem Pflichtbewußtsein des Stromingenieurs hängt Wohl und Wehe der Karlsdorfer ab. Deshalb fordert dieser Posten einen ganzen Mann. Gergely entspricht den Anforderungen nicht. Gewissen und Verantwortung sind ihm fremde Begriffe. Er kommt in seinem Leben und Treiben nie in Verlegenheit. Er findet für jede Lage und Erscheinung eine Erklärung. Wenn er aus Zwang etwas tun muß, so schwillt ihm der Kamm ob seiner Wichtigkeit. Die Ruhmsucht war in ihm sehr stark entwickelt. Er will ohne Krafteinsatz überall Ruhm ernten und diesen mit niemanden teilen.

Frau Oberlehrer.

Unter den dreitausend deutschen Bauern in Karlsdorf bilden das Pfarrhaus und die übrigen gebildeten Familien eine Insel, auf der nur magyarisch geredet wird. Eine Ausnahme bildet das Haus des Oberlehrers Heckmüller; „dort wird deutsch geredet und deutsch gelesen“. Dieser Umstand ist hauptsächlich der Tapferkeit und dem völkischen Selbstbewußtsein der Frau Heckmüller zuzuschreiben, denn „sie besonders hielt alles auf deutsche Bücher und deutsche Zeitungen“. Im Dorfe liebt und schätzt man Frau Oberlehrer. Das schmerzliche Erlebnis der Frau Haffner ist ihr sehr bald zum Bewußtsein gekommen. Sie vermutet zuerst, was Frau Haffner in Szegedin begegnet ist. Dem Pfarrer gegenüber tritt sie mit einem ganz besonders sicheren Selbstgefühl auf: „Ich habe nur als deutsche Mutter gesprochen, Herr Pfarrer, und ich kann nur vermuten, was es ist.“ Bei Frau Oberlehrer ist das Mitgefühl sehr stark ausgeprägt. Es ist dies jenes Gefühl, welches sich als ein Wasser anbietet, das die brennenden Qualen des Menschenhasses auslöscht und als ein Feuer, das die Herzen mit heiliger Liebe zur leidenden Menschheit erfüllen will. Die innigste Teilnahme an dem Leid und dem Schmerze der Frau Haffner ist bei ihr sehr groß. Sie kann sich die Lage und die seelischen Verhältnisse der Frau Haffner sehr lebhaft vorstellen, weil es ihr mit ihrem Jüngsten auch so erging. Von ihrem Wesen gilt der bekannte griechische Satz: „Nehmt das Mitleid aus des Menschen Brust und ihr nehmt dem Tempel den Altar.“ Frau Oberlehrer kann es nicht unterlassen, immer wieder „ein wenig nach der Frau Haffner zu sehen“. Sie redet mit ihr sehr gütig und verständig. Sie tröstet sie und flößt ihr Mut und Vertrauen ein. „Wir Mütter nehmen alles zu schwer. Es geht mit den Kindern immer alles besser aus, als wir befürchten.“ Sehr taktvoll erteilt sie den Angehörigen der Frau Haffner den Rat, „die Hauptsache ist, daß Ihr Geduld habt, Eure Frau schön pflegt und sie nicht aufregt.“ Groß ist auch ihre selbstlose Teilnahme an der Freude der Frau Haffner. Ihr stark entwickeltes Mitgefühl ist die Nährquelle zu den übrigen Gefühlen, die die

Grundzüge in ihrem Wesen bilden. Es kommt vor allem das Gefühl des Wohlwollens, der Güte und des Wohltuns in Betracht. Stärker als bei ihrem Gatten ist bei ihr das Nationalgefühl entwickelt. Daß ein Sohn des Volkes nach dem anderen sich magyarisiert, schmerzt sie sehr. In einem Gespräch mit ihrem Manne über die verlorenen Söhne sagt sie mit glühenden Wangen: „Die Söhne, die uns nach außen verloren gehen, die sind gerettet, die können uns vielleicht noch nützlich sein; die aber, die uns hier im Land zu Tausenden genommen werden, die sind unser Unglück und unsere Schande!“ [1]) In diesen Worten kommt ihr Nationalgefühl so recht zum Ausdruck. Mit ihrer Tapferkeit beschämt sie oft ihren Mann und feuert ihn zur nationalen Tätigkeit an. Auf die Nachricht hin, daß einer ihrer Söhne sich magyarisieren ließ, schüttelt sie in tiefer Wehmut den Kopf, „ein Zug von Schmerz und Verachtung lag auf ihrem vergrämten Gesicht“. Sie gelobt sich, für die Tat ihres Sohnes im eigenen Dorfe Buße zu tun.

Kaplan Michelbach.

Er ist der Sohn einer frommen Mutter, die ihn, als er in einer schweren Kinderkrankheit lag, dem lieben Gott versprochen hat. Wie er dann wieder gesundete, mußte sie ihr Wort halten. Michelbach fügte sich in den Willen seiner Mutter und wurde Pfarrer. Er selbst wäre lieber Soldat oder sonst irgend etwas geworden, denn er fühlt es ständig, daß der Beruf des Pfarrers seinem Wesen widerspricht. Als Kaplan ist er für die Gemeinde Karlsdorf kein Muster und Vorbild. „Seine Jugend, seine ungebändigte Lebenslust, sein leichtes Blut spielte ihm manchen Streich. Alle heimlichen Geißelungen und Bußübungen konnten seinen Charakter nicht ändern. Andere trafen es, er nicht. Nicht einmal zur konventionellen Heuchelei konnte er sich erziehen und bändigen. Seine Natur brach immer los; er stand immer ohne Maske da, wenn es über ihn kam. Vielleicht, wenn man ihn drin behalten hätte im Kloster, in strenger Klausur, in fort-

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 86.

gesetzten religiösen Uebungen, vielleicht hätte er sich dort allmählich gebändigt. In der Freiheit, die ihm geworden war, erwachten alle schlimmen Instinkte mit verdoppelter Macht. Und daß er gerade in ein schwäbisches Dorf kam, das ihn wie die Heimat umfing und umschmeichelte, das war vollends sein Unglück. Er war eben auch ein schwäbischer Bauernbub und nichts anderes; er mußte mit der Jugend singen und tanzen, ihn zog es zu jeder Metzelsupp' und in jede Spinnreih', und er hatte ein verliebtes Herz." [1]) Der Lißka, dem schönsten Mädchen im Dorfe, schaut er immer gar seltsam nach. Er findet an ihr großes Gefallen. Das Interesse für das Mädchen steigt ihm immer mehr. „So jung und frisch, so lebensfreudig und ausgeschlossen von der Liebe, von der Freude am eigenen Herd, von der Familie." Diese Gedanken beschäftigen ihn sehr. Sein Interesse für die Lißka wird allmählich zur heißen Liebe. Er besucht sie ständig und begleitet sie nach Maria Schnee. Kaplan Michelbach verbindet eine große, reine Liebe mit Lißka. Er nimmt sich ihrer an und ihr ist in ihm ein Freund erstanden, dem sie sich völlig anvertraut. Man schickte ihn in das schwäbische Dorf, um den Kindern „patriotische" Gesinnung beizubringen. Seitdem er aber wieder schwäbische Dorfluft atmet, wieder mit seinem Volke lebt, das man ihn in der Schule und im Seminar mißachten lehrte und das er zu verleugnen im Begriffe war, da hat ihn der Zauber der Heimat wieder erobert. In seinem Berufe fühlt er sich einsam und verlassen. Der Gedanke an die Zukunft macht ihn sehr unglücklich. Infolge eines peinlichen Zwischenfalls will man ihn wieder zurückwerfen „in den früheren geistigen Bann". „Tagelang hinkte er in seinem Zimmer auf und nieder und erwog, was zu tun wäre. Er wollte sich widersetzen, wollte nicht zurück in die geistige Gefangenschaft eines Berufes, der gewiß zu den ehrwürdigsten gehörte, der aber nun einmal seinem ganzen Wesen fremd war. Die Kraft, sich selbst zu überwinden, traute er sich nicht zu. Von einem Heiligen war nun einmal nichts an ihm, und er wollte und konnte von dem Weib nicht lassen, das sich ihm hingegeben,

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 239.

das lieber die Schande auf sich nahm, als die Flucht in eine rettende Ehe, die sie für immer von ihm getrennt haben würde. Seine Magd zu werden stand ihr höher als die von der Sitte geschützte Ehefrau eines anderen. Das konnte nur eine große, reine Liebe sein, die ihn mit Lißka verband, und es mußte einen Weg geben, diesen Bund zu heiligen auch vor den Menschen.“ [1])

Michelbach rüttelt in seinem Ingrimm an allem, was ihm vordem würdig schien. Er beschäftigt sich mit dem Gedanken, aus der Kutte zu springen. Die Schuld aber schiebt er nicht sich selbst zu. In seiner heißen Liebe zu Lißka leidet und duldet er. Für sie springt er aus der Kutte, und sie ziehen nach dem Unglück zu Karlsdorf als das einzig glückliche Menschenpaar nach Amerika.

Pfarrer Horvat.

Er ist alt und bequem „mit ernster und strenger Miene“. Auf seine Würde und Unnahbarkeit hält er sehr viel. Er lebt zumeist in seinem Garten, wo er eigenhändig schafft. In seinem Wesen ist das Selbstgefühl sehr stark entwickelt. Er ist von dem Werte seiner Persönlichkeit tief durchdrungen. Das absichtliche beständige Festhalten des Gedankens an die eigene Würde, Stellung und Bedeutung ist bei ihm ein ganz besonderes Merkmal seines Wesens. Im Dorfe genießt er ob seiner Stellung ein hohes Ansehen. Er erblickt in der Entfremdung der deutschen Jugend eine hohe Aufgabe. Die wirklich positiven Werte, die menschlichen, kulturellen und wirtschaftlichen unterschätzt er ganz. Sie sind ihm etwas Nebensächliches. Nur die restlose Magyarisierung kann nach seiner Meinung das zukünftige Heil des ungarischen Staates bringen. Sein Kopf ist voll von nationalem Spleens. In seinem fanatischen Optimismus glaubt er, daß Ungarn in der Zukunft statt acht Millionen durch die Entfremdung zwanzig Millionen umfassen, daß es den Balkan beherrschen und „daß das Land wieder an drei Meere grenzen“ wird. Ihm wie vielen anderen ist es nicht bekannt, daß man ein Land mit nationalem Dünkel nicht regieren kann. Horvat ver-

[1]) M. M.: Die Glocken der Heimat. S. 242.

tritt zwar diese Anschauungen, aber er vergißt es nicht, daß er in einer rein deutschen Gemeinde als Pfarrer tätig ist. Um des Dorffriedens willen mißbraucht er seine Macht nicht. Während in den politischen Anschauungen Halmos' und Petrovics' die Quelle zu ihrem unlauteren Charakter liegt, während diese mit Tücke und Hinterlist arbeiten, Mißgunst, Neid und Selbstsucht die Hauptzüge ihres Wesens sind, hat Horvat einen reinen Charakter. Sein Wesen ist frei von allen Lastern. Geradheit, Offenheit und Friedensliebe sind die Merkmale, die in seinem Charakter vorherrschen. Das heuchlerische Wesen und der nationale Uebereifer des Kaplans ist ihm zuwider. „Ich habe nie vergessen, daß ich in einer rein deutschen Gemeinde Pfarrer bin. Konflikte liebe ich nicht, nützen auch nichts. Der ganze Staatsapparat ist in unseren Händen. Das muß von selbst gehen. Aber Geduld müssen wir haben, vorsichtig müssen wir sein.... Ich bin ein Magyare, aber mir graust vor diesen Ueberläufern. Uns kann nur förderlich sein, was allmählich hineinwächst, was wir durch Erziehung und ruhige Entwicklung gewinnen. Ein Mensch, der im vorigen Jahr noch ein Deutscher war und jetzt ein magyarischer Chauvinist ist — der ist ein Lump.... Und ich bitte mir aus, daß nichts geschieht ohne meine Zustimmung. Friede! Friede! ... Daß die Schwaben wieder anfingen, ihre alten Lieder zu singen und ihre alten Tänze zu spielen, das konnte doch kein Staatsverbrechen sein." [1])

---

1) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 255.

c) Meister Jakob und seine Kinder

Kaspar Luckhaup

In Luckhaup gestaltete Müller-Guttenbrunn eine knorrige Kraftgestalt, einen trotzigen Bauern, der mit seinem kalt berechnenden Verstand das natürliche Gefühl der Liebe bei seinem Sohne nicht achtet. Wie ein starrer, mit ehernen Ketten an seine Scholle gebundener Fels steht Luckhaup in der Enge seiner Welt. Er zimmert sein Leben und vollzieht seine Handlungen nach überkommenen, altgewohnten Grundsätzen. Diese Grundsätze drohen in ihm die grundlegenden menschlichen Gefühle zu ersticken. Er sieht niemals das tiefere Wie und Warum der Dinge, er sieht nur Tatsachen, die er bewertet, anerkennt oder verwirft, je nachdem sie mit seiner Anschauung übereinstimmen oder nicht. Luckhaup ist ein Tyrann in seinem Hause, nicht aus böser, sondern aus guter Absicht, aus dem Gefühle seiner Verantwortlichkeit für die Wahrung der bäuerlichen Standesehre. Er hat einen zähen und starken Willen. Sein Lebensinhalt ist die körperliche Arbeit. Wegen seines starren Willens und seiner Unerbittlichkeit haust er in ständigem Unfrieden mit seinen Geschwistern und Eltern. Unter seiner Herrschaft haben sie keine guten Tage. Es gibt im Hause nie einen Freudentag. Was er will, das hat zu geschehen. Widersprechen darf ihm niemanden. Ihm fehlt jeder Humor. Bei ihm geht es immer ernsthaft und trocken zu. Fleiß, Arbeitsfreude und Verantwortlichkeit sind seine Haupttugenden. Vom Brauche des Hauses läßt er nicht. Eine Sache, die ihm übel dünkt, laufen zu lassen, wie sie läuft, ist wider seine Natur. Am stärksten entwickelt ist bei Luckhaup das bäuerliche Standesgefühl. In der Liebe Christophs sieht er nicht das menschliche Gefühl, sondern nur die Tatsache, daß die Susi eine Handwer-

kerstochter ist und keinen Grund hat. Als er erfährt, daß Christoph die Absicht hat, die Susi als Vortänzerin zu nehmen, warnt er. „Er habe so etwas läuten gehört von seinen Absichten über die Kirchweih,“ sagte der Vater. „Es solle ein Strauß ins Haus kommen von einer, die nichts habe wie ihre hübsche Larve und was sie sonst noch von der Mutter bei der Geburt mitbekommen habe. Mit einer Handwerkerstochter wolle sich ein Luckhaup einlassen! Der Christoph möge es sich nur gut überlegen, denn er zerhacke ihm den Kirchweihhut mit dem Beil, wenn er über die Schwelle komme.“ [1]) Dem Ersuchen des Pfarrers, in eine eheliche Verbindung zwischen Christoph und Susi einzuwilligen, kommt er nicht nach. Er verharrt hartnäckig und trotzig auf seinem Standpunkt. „Herr Dechant, die Luckhauwe sin Bauern. Sin immer Bauern gawesa und müssa Bauern bleiwa. Des is nit annerscht zu macha, als daß m'r sich nur mit Bauern verschwägert und sei Grund und Boden vermehrt far die Kinner. Ein Luckhaup, der kein Bauernhof erbt, muß ein' erheirate. Des is nit annerscht zu macha. Unser Famili wär schon lang nit mehr doo, wenn dem erschte Michel Luckhaup sei' Söhne Schuster- und Schneidermamsell g'haiert hätte. Mei' Christoph hot nix annerscht galernt wie die Bauerei. Unser Grud is nie geteilt worde und werd a jetzt nit geteilt; der Bu kriegt als zweiter Sohn nur a bissel Geld und kann sich a klani Bedelwirtschaft kaafa. Ein Bauer werd er sei Lebtag nit, wann er die Susi heirat'. Un sei' Kinner, Herr Dechant? Die sin geborene Taglöhner. Des muß m'r doch versteihn. A Bauernfamili, die was uf sich halte tut, kann des doch nit zugäwa. Des wär doch ihr End'.“ [2]) Die Einwendungen und Vorwürfe des Pfarrers können sein Herz nicht erweichen. Seine Antwort ist: „In mei'm Haus gilt mei Wille und koin annerer. Was die zwa junge Leut getaun häwe, des geiht mich nix an. Aewer des Kind soll's nit büßa.“ Und er griff nach der großen Rotledernen. „Wann der kloin Luckhaup getaaft werd, Herr Dechant, legt ehm die tausert Gulde do ins Kisse. Oder legt's ehm als

---

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 71.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 168.

G'schenk von sei'm Großvatter beim Waisenamt an. Ich zieh se dem Christoph ab." [1]) Luckhaups Ziel ist, seinen Sohn mit einer Bäuerin zu verheiraten. Um dieses Ziel zu erreichen, beseitigt er alle Hindernisse.

Meister Jakob

Der Garten, die Familie und die Werkstatt ist seine Welt. Hier fühlt er sich glücklich. „Bei seinen Rosen, Nelken und Schwertlilien schien sein liebster Aufenthalt zu sein. Unter einem buschigen Schneeballengesträuch hatte er eine Bank im Schatten und da rauchte er nach Feierabend am liebsten seine Abendpfeife." [2]) Im Garten pflegt er seine Blumen immer selber. Er sieht es nicht gern, wenn sich sonst jemand um sie kümmert. Er ist nicht nur ein Blumenfreund, sondern er liebt auch die Vögel. In seiner Werkstatt mußte er immer einen singenden Vogel haben. Meister Jakob ist ein echter schwäbischer Familienvater und ein redlicher Handwerker. Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, lebendiges Christentum und wahrer Familiensinn sind die Hauptzüge seines Wesens. Die Falschheit und Ueberhebung haßt er. Er unterwirft sich demütig der von Gott gesetzten Ordnung. Auf die Bewahrung der Hausehre legt er großes Gewicht. Seine männliche Eigenart verhüllt ein unendlich weiches Gefühl, das mit grenzenloser Liebe seine Kinder umfängt. Meister Jakob ist weltläufig, freundlich mit jedermann und sehr gut mit seinen Kindern. „Er freute sich immer wieder, daß sie ihrer sechs waren, drei Buben und drei Mädchen, und daß sie sich alle vertrugen." Am meisten hängt er an der Susi. Seine Augen folgen ihr voll Wohlgefallen. Sie ist sein Liebling. In der Familie erzählt er gewöhnlich abends bei Tisch seinen Kindern von dem Wert des Wanderns, von dem schwäbischen Arbeitsfleiß und noch von so manch anderem, was auf die Kinder belehrend wirkt. Bei seinen Kindern genießt er ein großes väterliches Ansehen. Daß Susi, sein Liebling, zur Kirchweih die Vortänzerin wurde, ehrte ihn sehr. Als sie am

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 170.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 5.

Kirchweihtag um das Faß tanzt, und so mit Christoph der Mittelpunkt der Gemeinde ist, fährt Meister Jakob sich bei ihrem Anblick mit dem Taschentuch über die Augen. Wenn ihn etwas bewegt, so schießt ihm das Wasser sehr leicht ins Auge." Die Susi ging ihm was nah." Als seine Familie, deren Ehre ihm alles ist, durch Susis Fehltritt dem öffentlichen Spott und der Schande preisgegeben wird, bricht sein weiches Herz zusammen. Der fromme Meister geht nicht mehr in die Kirche. Er verkriecht sich vor der Welt; schließt mit allen Lustbarkeiten ab und lebt in Zurückgezogenheit. In der Werkstatt ist er ein wirklicher Meister. An seiner eigenen Arbeit findet er sein Behagen. Wenn er am Feierabend über sein Tagewerk blickt, so leuchtet die Zufriedenheit aus seinen Zügen. Im Dorfe schätzt man ihn als den „ersten Wagnermeister". In seiner Arbeit ist er gründlich und gewissenhaft. Niemand kann ihm nachsagen, daß er ein Werk aus seinen Händen gab, das nicht ohne Tadel war. Als er in der von seinem Sohne Jakob ausgearbeiteten Nabe einen Sprung entdeckt, sagt er: „So wird beim Jakob Weidmann nicht gearbeitet. Eine Nabe nimmt man nicht leicht. Durch sie geht die Achse, sie ist das Herz von jedem Rad.... Der Wagner, der eine kranke Nabe aus der Hand gibt, ist ein Pfuscher oder ein Betrüger." [1]) Auf die Nachricht hin, daß sein Liebling an der Vergiftung der Frau Wörle beteiligt gewesen sein soll, sinkt er ganz unvermutet nach vielen schlaflos verbrachten Nächten vom Stuhle. Er ist all den Erschütterungen und Schicksalsschlägen nicht gewachsen. „Die Ehr' war ihm gestorben, das Herz war ihm gebrochen vor Kränkung und Scham über sein liebstes Kind, die Susi." [2])

Frau Eva

Eine schlichte und biedere Bauernmutter ist in dieser lebensvollen Gestalt zur Darstellung gebracht. Frau Eva ist von tiefer echter Religiosität durchdrungen. Ihrer erhabenen Mutterpflicht entledigt sie sich mit Wärme und Hingabe. Anspruchs-

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 124.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 284.

losigkeit, Opferfreudigkeit und Zähigkeit sind die Grundzüge ihres Wesens. Ihre persönlichen Wünsche ordnet sie immer dem allgemeinen Wohle der Familie unter. Mit rauher Hand greift das Schicksal nach ihrem Hause, „es schien sie alle erdrücken zu wollen; aber sie hielt tapfer stand.“ Frau Eva ist die Sonne im Hause Meister Jakobs. Sie muß die stets aufsteigenden Nebel, Wolken und Winde verteilen und vertreiben, bis die Helligkeit und Wärme herrscht, deren das Leben bedarf. Sie geht ganz im Kreis der Familie auf. Sie hängt mit der ganzen Wärme und Innigkeit einer starken Natur an Mann und Kindern. Ihre Arbeit im Hause vollführt sie frisch und hurtig. „Die sechs Kinder, die sie ihrem Jakob geboren und aufgezogen, sah ihr niemand an.“ Auf Herzensreinheit und fröhliches Gottvertrauen ist Frau Eva bei ihren Kindern ernstlich bedacht. Ihre Liebe zu ihnen ist unermeßlich. Am meisten beschäftigte sie die Susi. Die Ehre, Vortänzerin auf der Kirchweih zu sein, gönnt sie ihr sehr. Beim Tanze schaut sie voll mütterlichen Stolzes zu. Als Susi ihr alles beichtet, ergreift sie ein unsäglicher Schmerz. Die Scham verschließt ihr den Mund. Sie ist „wie betäubt, sie sah und hörte nichts, und ihr ganzes Wesen schien nur von dem einen Gedanken erfüllt: die Schande! die Schande!“ In ihrem Gemüte hat sich aber trotz der harten Schicksalsschläge nichts verschoben. „Ihr blieb“ nach dem Tode Meister Jakobs „ihr eigenes Kind am wichtigsten und ihr eigenes Haus. Für diese ihre Welt hatte sie zu kämpfen“. Die Nächte durchwacht sie betend. „Mit dem Schicksal zu hadern hatte man sie nicht gelehrt, sie trug gefügig alles, was es ihr auflud, aber die vielen verzweifelten Gedanken, die sich meldeten, waren nur durch Gebet zu überwinden.“ [1]) Nachdem sie ihre Kinder alle wohl versorgt hat, zieht sie sich in ihr Stübchen zurück. „Ihr Werk war getan. Jetzt wollte sie nur noch beten für das Wohl ihrer Kinder und Enkel.... Ob alles weiter so gedieh wie es den Anschein hatte, das lag in Gottes Hand. Diese und jene Sorgen nahm die Frau Eva gern mit in ihr Altenteil. Ganz allein wollte sie in ihrem Stübchen nicht hausen.“ [2])

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 282.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 349.

Susi

In Susi Weidmann tritt uns ein junges unerfahrenes Dorfmädchen entgegen, das so manche schwere Schicksalsschläge aufrecht und standhaft erträgt. Fleiß und Arbeitsamkeit, Treue und Frömmigkeit sind ihre Kardinaltugenden. Der Ruf ihrer Tüchtigkeit ist in jedermanns Mund. Im Wirtshause ist sie eine viel begehrte Tänzerin. Hier tanzt sie an einem Sonntage mit dem reichen Bauernsohn Christoph Luckhaup. Es ist dies für eine Handwerkerstochter eine hohe Ehre, um die sie auch von den übrigen beneidet wird. „Es wehrte sich etwas in ihr . . ., eine warnende Stimme flüsterte ihr tief innen zu: „Hüte dich!“ [1]) Als Susi bemerkt, daß sie wegen ihres Tanzes mit Christoph von den übrigen Buben und Mädchen gemieden wird, geht sie erhobenen Hauptes allem Neide und feindlichen Augen zum Trotze mit Christoph weiter tanzen. Die Liebe ist wie ein Rausch über sie gekommen. Christoph und Susi verschwinden vom Tanzboden, und Susi ist ihm zum Opfer gefallen. Nach dem Fehltritte ist Susi voll Scham und voll Qual. Um sie ist alles dunkel und aussichtslos. Es regt sich in ihr die Sehnsucht nach Licht. Sie geht betend nach Maria Radna, wo sie die Gnade der Maria erfleht. So hofft sie auf Erlösung von ihrer geheimen Qual. In der Gnadenkirche betet sie lange und inbrünstig. Auf dem Heimwege kommt sie sich vor, als ob sie von allem Irdischen gereinigt wäre. Die Hoffnungen, die Christoph ihr macht, befestigt Susis Treue und bringt immer wieder etwas Ruhe und Festigkeit in ihr Wesen. Ihre Libe zu ihm ist rein und selbstlos. Sie ersehnt in ihm eine Heimat. Christoph führt sie zur Kirchweih als Vortänzerin, als seine Auserwählte der ganzen Gemeinde vor. In der Würde der ersten Vortänzerin ist sie stolz auf Christoph. Für die Kirchweihtage legt sie ihre heimlichen Sorgen bei Seite. Sie will an diesen Freudentagen des Dorfes mit Christoph glücklich und zufrieden sein. Der Glanz der Kirchweih liegt noch lange über dem Dorfe. „Er leuchtete aus allen Gesprächen und blitzte aus hundert Augen.“ Nur an der Susi, die doch die erste im Dorfe war, ist von diesem Glanze nichts

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 36.

zu merken. „Ernst und still tat sie ihre Arbeit und gab auf Fragen karge Antworten.“ Susi schweigt und leugnet hartnäckig ihren Fehltritt. Als sie ihn nicht mehr verheimlichen kann, beichtet sie unter einer Flut von Tränen ihrer Mutter alles.

Der Antrag Mathes Wörle neben seiner kranken Frau die Hauswirtschaft zu führen, ist ihr sehr willkommen. „Sie sah ihre Zukunft daheim in so düsteren Farben, daß sie sich selbst an diesen Rettungsanker klammerte und ihn nicht mehr loslassen wollte.“ [1]) „Ihr erschien alles willkommen, was sie ihrer Freundschaft und Nachbarschaft für einige Zeit aus den Augen brachte. Mit Schmerz dachte sie an die Hochzeit der Anmerich, mit Schrecken an die winterliche Spinnreih ihrer Freundinnen, die sie werde meiden müssen, und in der sie der Gegenstand aller Spott- und Stachelreden sein werde. Wenn sie's bedachte, war schon der Gedanke eine Wohltat, an das andere Ende des Dorfes kommen zu können, in eine Krankenstube, die einen Vorwand abgab für ihr Verschwinden.“ [2]) „Sie ging im Werktagsgewand, band sich ein nonnenhaftes dunkles Tuch über ihr welliges Braunhaar, und legte alle Zeichen von Hoffahrt ab. Niemand sollte in ihr die Vortänzerin vermuten, niemand das schönste Mädchen des Dorfes wiedererkennen. Das hatte seine Rolle ausgespielt. Die Bäuerin sollte in ihr nichts finden als eine dienstwillige Magd.“ [3]) Mit der Frau Wörle, deren Lebensglück in die Brüche gegangen war, empfindet Susi warmes Mitleid. Sie will sich ganz und gar dieser Armen widmen. Sie will ihr eigenes Unglück vergessen und ihre Schande in der Krankenstube der Frau Wörle verbergen. Ihre Sehnsucht, Liebe und Treue zu Christoph bleibt aber unverändert. Für ihn duldet sie alles gerne. Im Hause Mathes Wörle wird Susi ob ihrer Arbeitsamkeit und Bescheidenheit sehr geachtet. Seitdem Wörle sich auf die Susi verlassen kann, „fiel in seinem Hause kein böses Wort mehr. Alle Bitterkeit war fort. Das Haus, das vor dem von allen bösen Geistern bewohnt zu sein schien, war ein Ort

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 133.

[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 131.

[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 133.

des Friedens geworden." [1]) „Susi wirkte wie ein guter Geist auf die Kranke." Sie ist für diese Unterkunft sehr dankbar. Sie lebt ganz abgeschlossen vom Dorfleben. „Wenn nur das Heimweh nach dem Elternhaus nicht gewesen wäre! Und die bohrenden Gedanken! Bei Tage verscheuchte sie das Licht, und vor der vielen Arbeit, die es gab, seitdem die Welt wieder so aussah, als ob es Frühling werden wollte, hielten sie auch nicht stand. Aber die Nächte waren arg. Da sah Susi den Christoph in weiblichen Schlingen, aus denen er sich nicht mehr befreien konnte, da sah sie ihn als Soldat in Not und Tod, wie er ihr von einem fernen Ufer zuwinkte. Und ihren gebeugten Vater sah sie wie oft. Wie er sich seiner Susi schämte, wie ihm die heimlichen Tränen auf den Hobel niedertropften, während der Arbeit, wie er in seinen Garten beten ging anstatt in die Kirche, — so sah sie ihn. Und hinter ihm funkelten die grauen Augen der Mutter.... Es drang kein Laut von daheim zu ihr, nur die Anmerich war heute gekommen. Um sie zu trösten war sie gekommen.... Sie war voll Glück und Sonne. Redete nur von ihrem Philipp und ihrem Hausbau und ihren guten Schwiegereltern, die so taten, als wüßten sie nichts von allem.... Die Anmerich merkte gar nicht, wie weh sie der Schwester tat. Auch sie erwartete ein Kind. Aber mit welch anderen Gefühlen! Mit welchem Stolz trug sie ihre Mutterschaft zur Schau! Es rang etwas Tiefes, etwas Starkes in der Susi nach Luft, nach Ausdruck, etwas, das sich gegen Himmel und Erde auflehnen wollte. Aber sie fand die Worte nicht. War ihre Liebe für Christoph nicht dieselbe wie der Anmerich für den Philipp? Sie hatte sich vergangen. Aber in welchem Rausch, in welcher Seligkeit!" [2]) Susi fühlte ihr ganzes Elend. Sie verzagt aber nicht, sie erträgt es voll Mut und Standhaftigkeit. Als Susi nachher am Ziele war, tobte in ihr ein Aufruhr. „Sie mußte ... zum Christoph." „Sie müsse ihn doch endlich einmal sehen und ein Wort mit ihm sprechen. Nur ein einziges Wort, ehe ihre Stunde kam. Daß er sie noch lieb habe, wollte sie aus seinem Munde hören, sonst nichts. Sogleich kehre sie dann wieder um, denn alles andere

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 143.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 151.

war ja jetzt so gleichgültig." [1]) Susi trifft Christoph mit einem anderen Mädchen an. Sie steht wie erstarrt vor ihm, hart und rauh fragt sie ihn, wie es mit ihnen stünde. Christoph gibt ihr keine positive Antwort. Den Schmerz, den ihr diese Überraschung bereitet, erträgt Susi nicht mehr. Sie sinkt lautlos nieder. „Als sie wieder stand, stieß sie Christoph mit voller Kraft zurück, daß er taumelte. Und mit einem Gelächter, in dem der Wahnsinn gellte, lief sie fort." [2]) Jetzt trieb sie es in das Vaterhaus. „Und sie überwand den Berg ohne Schwierigkeit, es war eine Kraft, ein Schwung in ihr, wie sie sie nie empfunden, ein Trotz, der die Welt herausforderte." [3]) „Im Gemüt der Susi war etwas zerbrochen. Sie konnte ihres Buben nicht froh werden, so rund er auch gedieh an ihrer Brust. Wenn sie auf ihn niederblickte ... umflorten sich jedesmal ihre Augen. Sie sah oft ganz fern, wie hinter einem Schleier seinen Vater.... Sie hatte den Kleinen in der Taufe Christoph nennen lassen, aber was war der Name ihr noch? Wie stolz war sie nicht gewesen, daß der Christoph um ihretwillen Knecht geworden, daß er um ihretwillen die sechsjährige Soldatenschaft auf sich nehmen wollte. Leicht trug sie den Makel, den die Welt ihr anwarf, so lange sie sich eins fühlte mit ihm, so lange sie wußte, daß ihr Kind eines Tages einen Vater haben und seinen Namen tragen werde. Jetzt waren sie beide weggeworfen, ausgestoßen mit roher Hand.... Tausend Gulden gab der Satan dem Buben. Warum hat sie der Vater nicht zurückgewiesen? Warum hat er den großen Schein nicht in den Ofen gesteckt? Sie hätte es getan. Sie wird selber für ihren Buben sorgen, ihn von ihrer Hände Arbeit ernähren und erziehen.... In ihre Hände soll das Sündengeld nie kommen. Die Finger würden ihr verbrennen bei der Berührung." Susi trotzt der feigen und heuchlerischen Welt und nimmt sich vor, ihr Leben ihrem Kinde zu weihen. Das große Erlebnis kocht und brodelt noch lange in ihr. Nur allein auf ihren Vater ist sie stolz. Er nimmt sich des kleinen Christoph an. Susi freut sich, daß ihr Kind ein Heim und ein Vaterhaus hat.

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 153.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 155.
[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 156.

Das Haus Mathes Wörle, wo Susi wieder beschäftigt ist, steht in der Nähe von Christophs Haus. „Die Scheu, die sich anfänglich bei dem Gedanken, in Christophs Nähe zu leben, in ihr regte, hatte sich mit seiner überstürzten Heirat in Trotz verwandelt und Herausforderung. Diese armselige Anna! Sie haßte sie von Herzen. Und sie dichtete ihr ein Froschmaul an und gläserne Augen. Er soll sie, die Susi, nur täglich sehen und fühlen, was er getan. Sie wird nicht verstecken vor diesem Nachbar, nein, das wird sie nicht.“ [1]) „Dieser Anna gönnte sie ihn nicht. Gegen sie richtete sich ihr Haß. Nur ihr wünschte sie alles Schlechte.... Und sie verwünschte den Schoß der Anna aus ganzer Seele. Unfruchtbar soll sie bleiben. Kein Kind soll der Christoph je auf seinen Armen halten, da er das ihre verschmäht und bemakelt hatte. Gott möge sie erhören, dann wolle sie sich in ihr Los schicken.“ [2]) Im Innern der Susi streitet und rauft alles. Sie wird nicht fertig mit sich. Ihren seelischen Kampf hat die Nachbarschaft mit Christoph verlängert und verschärft. Ihr Ziel ist: ewigen Unfrieden in Christophs Haus zu tragen. Darin sieht sie ihre restlose Genugtuung und seelische Befriedigung.

Als sie erfährt, daß Frau Wörle gestorben ist, „weinte und schluchzte sie, als wäre ihr das Liebste auf Erden gestorben.“ Sie ahnte, daß Wörle seine Frau vergiftet hat. „Nie wieder wollte sie zu dem Satan zurück, nichts mehr hören wollte sie von seinen Liebeswerbungen, seinen Zukunftsplänen, wenn sie nur ihr Kind rettete. Bäuerin werden um solchen Preis? Mit einem Manne leben, der so etwas tun konnte? Nie, nie, nie!“ [3]) Am Grabe der Frau Wörle „ging sie durch die Gasse der Weiber und streute ihrer lieben Toten drei Schäufelchen Erde auf den Sarg. Sie tat es mit reinen Händen.“ [4])

Susi wird der Mittäterschaft an der Vergiftung der Frau Wörle beschuldigt und daraufhin eingesperrt. Sie muß unschuldig leiden. „Man drängte, man drohte, man strafte sie durch Fasttage und hartes Lager, denn man wollte ein Geständnis.“

---

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 238.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 244.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 269.
4) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 270.

„Daß man ihr nie etwas werde beweisen können, dessen war sie so sicher, daß ihre Zuversicht wuchs gegenüber all dem Unrecht, das sie erduldete, gegenüber den Erniedrigungen, denen sie ausgesetzt war. . . .[1]) Von ihrem Buben und dem Vaterhause dringt Monate hindurch kein Lebenszeichen zu ihr. „Sie litt Qualen der Ungewißheit, sie war oft in Verzweiflung. Aber anstatt weicher, gefügiger wurde sie trotziger, verschlossener.“ [2])

Die gerichtliche Untersuchung hat gegen die Susi nichts ergeben. Aber sie wird trotzdem nicht freigesprochen. Sie muß noch Monate an ihrer Ehe und an ihrer Seele leiden. Wie sie ihr übriges Leid mit Mut und Standhaftigkeit erduldete, so erträgt sie auch dieses. „Nur ihre Anstelligkeit, ihre handgreifliche Bravheit und Nettigkeit retteten sie vor dem Aergsten.“ Bei der Nachricht, daß sie schuldlos in Freiheit gesetzt wird, weint sie bitter. In ihrem Weinen kommt der Schmerz um die verlorenen Jugendjahre zum Ausdruck. Es ist dies die Loslösung von all dem Leid, der Schande und der Schmach, die sie ertragen mußte. Ihre Liebe und ihr Leben gehört nunmehr ihrem Buben. Er allein ist noch ihre Freude und ihr Glück. Im Dorfe schreitet sie wieder erhobenen Hauptes durch die Gassen ihrer Kindheit. „Auch hatte sie selbst überwunden; es schmerzte nicht mehr, wenn eins unbedacht an die Narben griff, die in ihrem Inneren zurückgeblieben waren von dem großen Erlebnis. . . .“ [3])

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 286.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 287.
[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 339.

3.

Handlung

a) Götzendämmerung

Einheit, Einteilung, Aufbau

Die Forderung, die Freytag für den Roman im allgemeinen aufgestellt hat, hat Müller-Guttenbrunn in seinen Werken mehr oder weniger erfüllt. Freytag sagt, daß der Roman „eine Begebenheit erzähle, welche in allen ihren Teilen verständlich, durch den inneren Zusammenhang ihrer Teile als eine abgeschlossene Einheit erscheint. Diese innere Einheit, der Zusammenhang der Begebenheiten in dem Roman muß sich entwickeln aus den dargestellten Persönlichkeiten und dem logischen Zwang der zugrunde liegenden Verhältnisse". (XVI., 188) Müller-Guttenbrunns Streben in seinem dichterischen Schaffen war immer auf Einheitlichkeit von Form und Inhalt gerichtet. Bei genauerem Zusehen ergibt sich, daß dieses Streben ihm in der „Götzendämmerung" bis zu einem gewissen Grade gelungen ist. Er gibt uns im ersten Kapitel des ersten Buches und im ersten Kapitel des zweiten Buches die nötigen Voraussetzungen, die für das Verständnis des Buches unerläßlich sind. Er macht uns zunächst mit der Zeit und dem Orte bekannt. Wir erfahren, daß Trauttmann, der nach langer Abwesenheit wieder in das Banat zurückkehrt, Banater Schwabe ist, daß er aus Amerika kommt und was ihn dazu bewogen hat, nach Hause zu kommen. Trauttmann wirft im Zusammenhange mit seinem Vaterhause einen Rückblick auf die Geschichte des Banates und erzählt uns kurz, woher und wie die Deutschen ins Banat gekommen sind und was sie hier in der Vergangenheit geleistet haben. Nachdem wir

über alle Fragen den notwendigen Aufschluß erhalten haben, beginnt am Ende des ersten Kapitels im Vaterhause Trauttmanns die bewegte Handlung, die sich von der Einleitung deutlich abhebt. Wie im ersten Buche, so gibt Müller-Guttenbrunn auch im zweiten Buche die nötigen Vorbereitungen. Sie zu geben war notwendig, weil der Schauplatz der Handlung vom Banat nach Budapest verlegt wurde. Wir erfahren einiges über das Schicksal der liberalen Partei, über die Verhältnisse Ungarns seit 1867 und werden über die Absichten der Unabhängigkeitspartei aufgeklärt. Das Ende der Handlung bei der „Götzendämmerung“ ist das verständliche Ergebnis des Gesamtverlaufes. Trauttmann, der ein Jahr hindurch selbstlos für das Wohl seines Vaterlandes arbeitete, kehrt wieder nach Amerika zurück, weil die Staatslenker ihm die Heimat gründlich verleidet haben. Innerhalb des Anfangs und des Endes des Romans bewegt sich die Handlung in einheitlichem Zusammenhange weiter. Sie tritt uns als eine natürliche Folge von Ereignissen entgegen. Der Zusammenhang der Begebenheiten ist in der „Götzendämmerung“ mehr oder weniger begründet. Der Mangel der äußeren Begründung fällt an einer Stelle auf. Es ist nicht ganz klar, warum Trauttmann sich in der Heimat gern betätigen möchte. Die deutliche Motivierung dieser Frage hätte viel zur völligen Klarheit der Handlung beigetragen, weil doch sein Aufenthalt in der Heimat eben von dieser Frage abhängt. Es muß allerdings bemerkt werden, daß wir an mehreren Stellen der äußeren Motivierung entbehren können, denn es wird die Handlung oft durch den Charakter Trauttmanns, durch seine Liebe zu seinem Vaterlande, durch sein Pflichtbewußtsein und Tätigkeitsdrang begründet. An der oben erwähnten Stelle aber, wo wir Trauttmanns Charakter noch nicht kennen, wäre meiner Ansicht nach eine Motivierung unerläßlich gewesen. — Müller-Guttenbrunn hat in der „Götzendämmerung“ durch eingelegte kurze Erzählungen, namentilch durch Reden, Gedichte und Lieder die Handlung des Romans oft unterbrochen. Alle diese Abschweifungen hat er begründet. So hat er z. B. die Ansprache, die der Ministerpräsident Gömöry im zweiten Buche (123) hält, damit motiviert, daß eine vielhundertköpfige Abord-

nung im Namen der Nation den Ministerpräsidenten um Aufklärung über die Pläne der Regierung bittet.

In der „Götzendämmerung" haben wir es mit zwei Nebenhandlungen zu tun. Es sind das die Vorgänge in dem rumänischen Dorfe Cziboba und die Handlung von dem politischen Intriguenspiel Dr. Boldogs und Nelly Bardys. Beide Nebenhandlungen sind teils mittelbar, teils unmittelbar mit der Haupthandlung verflochten. Die Dr. Boldog-Handlung ist nur insoweit mit der Haupthandlung verbunden, als Nelly Bardy und Dr. Boldog im Gegensatze zu Trauttmann vom Ministerium ausschließlich ihre selbstsüchtigen Vorteile zu erlangen versuchen. Im übrigen hat diese Nebenhandlung durchaus selbständige Bedeutung. Wie in der Haupthandlung gibt Müller-Guttenbrunn auch in den Nebenhandlungen die nötigen Voraussetzungen. Der Schluß ist in den Nebenhandlungen auch dem Verlaufe der Handlung gemäß, Dr. Boldog wird Minister und der Pope Gregor Lazar Abgeordneter.

Die leitende Idee der „Götzendämmerung" ist Trauttmanns Verhältnis zu seinem Volke und Vaterlande. Trauttmann ist der Mittelpunkt der Handlung. Seine Erlebnisse im Banat und in Budapest bilden die Grundlage der ganzen Handlung.

Was nun die Einteilung des Stoffes innerhalb des Buches betrifft, so hat sie Müller-Guttenbrunn ziemlich genau vorgenommen. In der „Götzendämmerung" ist die Gliederung durch die Bucheinteilung gegeben. Das ganze Werk besteht aus fünf Büchern. Georg Trauttmanns Aufenthalt in Rosenthal, sein Besuch in Temesvar und seine Reise im Banat bilden die Einleitung. Trauttmanns Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Minister Dr. Dezsöffy, sein Aufenthalt und Arbeiten in der Hauptstadt bilden die aufsteigende Handlung. Ihren Höhepunkt findet sie im dritten Buche, wo Trauttmann am Kirchweihsonntag den Pfarrer in der Kirche wegen seiner magyarischen Predigt an den Pranger stellt und in einer Versammlung seinen Landsleuten den Rat gibt, nicht nach Amerika zu fahren, sondern unverzagt dem Boden der Väter die Treue zu wahren und sie anspornt, gegen die unwürdigen Zustände des Landes anzukämpfen. Im vierten und fünften Buche, wo

Trauttmann wieder in Budapest ist, seine Pläne dem Ministerium vorträgt und mit den Vorbereitungen zur Verwirklichung seiner Pläne beginnt, sinkt die Handlung bis kurz vor der Katastrophe im fünften Buche. Trauttmann wird wegen seiner deutschen Gesinnung vom neuernannten Ministerium seines Amtes enthoben, worauf er sich entschloß, das Banat zu verlassen.

Die Popehandlung setzt im ersten Buche ein, nachdem wir durch Trauttmann das rumänische Dorf kennen gelernt haben. Ihren Höhepunkt erreicht sie im dritten Buche, wo der Pope Gregor Lazar mit einer Abordnung vor dem Erzherzog erscheint und ihm die Wünsche der Nationalitäten vorträgt. Die Dr. Boldog-Handlung setzt im zweiten Buche ein und zwar gleichzeitig mit der Unterredung Trauttmanns und Dr. Dezsöfys. Sie bildet einen Kontrast zur Haupthandlung. Während man Trauttmann, der sich uneigennützig in den Dienst seines Vaterlandes stellen will, bloß wegen seiner deutschen Gesinnung seine Heimatberechtigung abspricht, so wird Dr. Boldog, der unter dem Deckmantel des Scheinpatriotismus seine Geschäfte macht und seine fruchtlosen politischen Intriguen spinnt, Minister. Die Einführung der Nebenhandlung ist noch im zweiten Buche vollendet. Sie läuft von ihrer Einführung ungefähr parallel mit der Haupthandlung. Den Höhepunkt erreicht sie im dritten Buche, und zwar fast gleichzeitig mit der Haupthandlung, wo der Erzherzog Nelly Bardy aus seinem Zimmer weist.

Kunst der Eingänge und Schlüsse

Müller-Guttenbrunn scheint uns absichtlich gleich Eingangs mit der biederen Art und der kindlichen Neugierde des Briefträger-Hannes bekannt zu machen. Er wollte sicherlich dadurch die für das Verstehen der Handlung unerläßliche Grundstimmung erzeugen. Die Neugierde des Briefträger-Hannes und seine ganze Art, wie er auftritt, läßt uns die Lebenssphäre ahnen, in die Trauttmann, der Heimgekehrte, eintreten wird. Die ruhige Schilderung, wie Trauttmann einen Labetrunk aus der uralten Quelle seiner deutschen Heimat schöpft, wie er zur Anhöhe, wo das Dorf liegt, emporsteigt und sich an dem heimat-

lichen Landschaftsbild weidet, leitet die „Götzendämmerung" stimmugsvoll ein.

Trauttmann, der Held der „Götzendämmerung", befindet sich bei der Einführung in einer gewissen Ruhelage. „Ein Fremder war mit dem Abendzug angekommen, ein Herrischer." Vom Bahnhof schreitet er ruhig und gelassen seinem Vaterhaus entgegen, wo die eigentliche Handlung beginnt. „Er hatte seit Jahren so vieles über seine Heimat gelesen, was ihm nicht gefiel, und in den letzten Tagen auch vieles erfahren und gehört, das ihn tief verdroß." [1]) Trauttmann ahnt also schon, wie es um seine Heimat bestellt ist. Er tritt aber noch ruhig, unbefangen und unbekümmert um die unfreundliche Anrede der Frau Margret in sein Vaterhaus ein. Aus seiner Ruhelage bringt ihn erst die Entdeckung fremder Bilder in seinem Vaterhause. Seine Unruhe wird durch das magyarische Gebet der kleinen Evi gesteigert.

Wenn wir uns nun fragen, was Müller-Guttenbrunn alles in der „Götzendämmerung" eingeführt hat, so müssen wir zunächst in Betracht ziehen, was er denn eigentlich mit seinem Werke bezwecken wollte. Er will uns in der „Götzendämmerung" ein Bild von den kultur- und sozialpolitischen Zuständen Ungarns und der ungarländischen Deutschen geben. Er konnte sich somit nicht begnügen, nur die Umgebung Rosenthals einzuführen, sondern er mußte seine Einführung auf das Banat und ganz Ungarn ausdehnen. Im ersten Buche macht uns der Dichter zunächst mit der Geschichte des Banats, dann kurz mit der Geschichte Rosenthals und dem Vaterhause Trauttmanns bekannt. Wir erfahren, daß es sich in Rosenthal um eine ausschließlich deutsche Bevölkerung handelt. Wir lernen die Art und das Wesen dieser Bevölkerung kennen. Wir lernen die Verhältnisse im Dorfe unter der Bevölkerung, im Gemeindeamt, im Grundbuch und in den übrigen öffentlichen Aemtern kennen. Auch über die sozialen und kultur-politischen Zustände hören wir so manches. Im Nachbardorfe Czibova begegnen wir der Lage und den Anschauungen der Rumänen. Im Mittelpunkte

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 7.

des Banates, in Temesvar, lernen wir die Verhältnisse in der Stadt kennen. Nachdem Müller-Guttenbrunn uns so im ersten Buche über die Zustände im Banat unterrichtet hat, gibt er im Anfang des zweiten Buches noch einen Ueberblick über die sozialen und kultur-politischen Verhältnisse des Landes in den letzten vierzig Jahren.

Die nächste Frage ist nun, w i e M. G. die Einführung gibt. Von Bedeutung ist zunächst, w i e er die Personen eingeführt hat. Trauttmann tritt in der „Götzendämmerung" sofort handelnd auf. Er wird zunächst ohne seinen Namen als „Herrischer" und „Fremder" eingeführt. Wir erfahren erst später durch den Briefträger-Hannes, der ihn als erster im Dorfe erkennt, seinen Namen. Was Trauttmann ist, woher er kommt und welche gesellschaftliche Stellung er einnimmt, erfahren wir teils durch Schilderungen des Dichters, teils durch Erzählungen anderer Personen über ihn und durch ihn selbst. Vom Dichter erfahren wir, daß er in Amerika ein vielbegehrter Wasserbauingenieur ist. Mit seiner Jugend machen uns die auf der Gasse versammelten Leute bekannt. „Der kleine Kreis blieb noch eine ganze Weile beisammen und tauschte seine Erinnerungen aus über den Trauttmanns Jörgl." Er selbst sagt uns, seit wann er nicht zu Hause war, und warum er jetzt in die Heimat kommt. In dieser Art führt Müller-Guttenbrunn in der „Götzendämmerung" auch die übrigen Personen ein. Der Dichter gibt uns keine langen Erzählungen über Jugend, Erziehung und Lebensverhältnisse seiner Gestalten. Er ist bemüht, in der „Götzendämmerung" seine Personen zum Handeln kommen zu lassen. Was nun die Beziehungen der Gestalten zu einander anbelangt, so entwickeln sie sich gewöhnlich erst vor unseren Augen.

Was Müller-Guttenbrunn noch in der „Götzendämmerung" eingeführt hat, lernen wir durch die Schilderungen des Dichters und durch Handlung kennen. Die kurze Geschichte des deutschen Volksstammes im Banate schildert der Dichter selber. Ebenso erfahren wir durch ihn die Zustände im Vaterhause Trauttmanns. Mit den kulturpolitischen und sozialen Zuständen in Rosenthal werden wir durch Handlung bekannt gemacht. Durch Handlung lernen wir auch die Verhältnisse in dem rumänischen

Nachbardorfe kennen. Trauttmann besucht Czibova, Temesvar und mit ihm lernen wir das Land kennen.

Was den Schluß in der „Götzendämmerung“ betrifft, so ist er das „vernünftige Ergebnis“ der ganzen Handlung. Trauttmann, der als Wasserbauingenieur den politischen Verhältnissen des Landes nicht Rechnung trägt, sondern nur als rechtschaffener Deutscher seine ehrliche Arbeit zu verrichten bemüht ist, darf seinem wirtschaftlich und kulturell noch stark zurückgebliebenem Vaterlande nicht helfen, „weil er Deutscher ist und Deutscher bleiben will“. Trauttmann wird nach einem Jahre segensreicher und uneigennütziger Arbeit von dem chauvinistischen Ministerium seines Amtes enthoben und wegen seiner deutschen Gesinnung seines Heimatrechtes beraubt. Für den Schluß in der „Götzendämmerung“ finden wir gewisse Vordeutungen, die uns den Ausgang ahnen lassen. Hodossy warnt Trauttmann immer wieder vor einem Bündnis mit dem „ungesetzlichen“ Ministerium. Nachdem Trauttmann sein Vaterhaus in gute Hände gebracht hat, geht er befriedigt von dannen. Er verläßt in derselben Ruhelage sein Heimatsdorf, in der er vor einem Jahre hierher kam. Der Dichter begleitet ihn über Budapest nach Wien und schließt: „In der linken Brusttasche seines Rockes trug Georg Trauttmann die Urkunde über das ihm geraubte Heimatsrecht. Darunter aber, in seinem Herzen, lebte ein Heimatsgefühl, das ihm niemand rauben konnte.“

Durchführung der Handlung

Müller-Guttenbrunn kannte nur die ruhig weiterschreitende Erzählung, die die Ereignisse in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge an dem Leser vorüberziehen läßt, bis das Eintreten eines neuen Momentes zur Unterbrechung der Darstellung zwingt. Sind dann die Voraussetzungen für dieses neue Moment ebenfalls in chronologischer Folge von dem ersten Ausgangspukt der neueintretenden Entwicklungsreihe bis zum Einmünden in den Hauptstrom gegeben, dann nimmt der Dichter den alten Faden wieder auf und spinnt ihn ruhig weiter.
Trauttmann ist während seiner Abwesenheit seiner Heimat

innerlich nicht fremd geworden. In den Gesprächen mit der Frau Eva und den Nachbarn, die Trauttmann besuchen, wird er allmählich mit den tatsächlichen Verhältnissen des Dorfes bekannt gemacht. Mit dem Vertreter des Staates im Dorfe hat er einen Auftritt. Der Notär weigert sich, ihm das Heimatsrecht auszustellen. Der Dechant Jakob Schuch ist vom neuen Bischof abberufen worden. Der bewährte Oberlehrer Heckmüller wird wegen Unkenntnis der magyarischen Sprache seines Amtes enthoben. Beide halten zum Abschied ihr letztes Hochamt. Trauttmann nimmt am Gottesdienst teil. Angeregt von der Kraft des Kirchengesanges, forscht er in seinem Vaterhause nach den Gebet- und Liederbüchern seiner Ahnen. In Temesvar trifft er seinen Jugdenfreund Göbel an. Wir erfahren nun ausführlich, woher sich beide kennen und den Grund, warum sie sich getroffen haben. In Begleitung Göbels ist seine Frau und der Schriftleiter Foith. Sie sitzen im Speisesaal des Hotels Kronprinz. Sie unterhalten sich über die Geschichte und über die letzten Vorkommnisse in der Stadt Temesvar. Trauttmann macht eine Studienreise im Banat. Er will sich überzeugen, ob die Verhältnisse überall so sind wie in Rosenthal. Es interessieren ihn auch die Donaubuchtungen und die Niederungen der Theis. Nachdem er die Flüsse durchforscht und mit dem Obergespann über die Möglichkeit einer günstigen Stromregulierung verhandelt hat, kehrt er wieder in sein Heimatsdorf zurück. — In Ungarn ist Regierungswechsel. An die Stelle der liberalen Partei tritt ein Beamtenministerium. General von Gömöry ist Ministerpräsident. Ihn besucht Nelly Bardy. Sie verlangt im Auftrage Dr. Boldogs eine Abänderung des Regierungsprogramms. Das politische Intriguenspiel beginnt. — Dr. Dezsöffy, der Innerminister, entwickelt dem Ministerpräsidenten seine Anschauungen über das Regierungsprogramm. Beide einigen sich in der Aufgabe, Ungarn zu demokratisieren. Trauttmann besucht den Minister Dr. Dezsöffy. Er will sein Heimatsrecht wieder erwerben. Sie kommen auf die augenblickliche Lage des Landes zu sprechen. Beide äußern ihre Meinungen. Trauttmann bemerkt schließlich, „wenn er eine ernste Aufgabe in der Heimat fände, so würde er seine Kräfte in den Dienst seines Vaterlandes stellen“.

Er legt nun dem Minister dar, welche Aufgabe er zu erfüllen gedenkt. Dezsöffy beauftragt Trauttmann, seine Pläne auszuarbeiten. Georg arbeitet in seiner Kanzlei. Er lebt ahnungslos in seinen Studien dahin. Der Ministerpräsident verkündet das Regierungsprogramm. Die Wünsche der breiten Masse und die der Nationalitäten sollen erfüllt werden. Das Volk ist im Lande zufrieden. Nur die herrschende Clique kündet der Regierung die schärfste Opposition an. — Trauttmann läßt sich von Hodossy das Leben von Budapest zeigen. Sie besuchen das Theater, die Kasinos usw.

Nach langer Abwesenheit kehrt Trauttmann wieder heim. In seinem Heimatsdorfe ist eben Manöver. Trauttmann befreundet sich mit den Offizieren. Sie unterhalten sich über den Stand des Heeres. Im Dorfe ist Kirchweih. Der neue Pfarrer soll die erste Predigt halten. Trauttmann soll die Orgel spielen. Die Kirche ist gefüllt. Viele Gäste sind im Dorfe. Alles ist auf die Kirchweihpredigt gespannt. Der Pfarrer besteigt die Kanzel und verkündet das Wort Gottes — aber in einer fremden Sprache. In den Bänken der Männer beginnt ein vernehmliches Murren. Trauttmann erfaßt die Lage und spielt dem falschen Priester mit dem „Gott erhalte“ nieder.

In Budapest währt der Kampf gegen die Regierung. Trauttmann kehrt in die Hauptstadt zurück und legt dem Minister seine ausgearbeiteten Pläne vor. Der Minister billigt sie und beauftragt ihn, sofort mit der Arbeit zu beginnen. Im Nationalkasino verhandeln die Parteien über ihre Haltung der demokratischen Regierung gegenüber. Sie organisieren im Lande den „nationalen Widerstand“. Das neu einberufene Parlament wird von der Regierung mit militärischer Gewalt aufgelöst. Die beiden Machtfaktoren des Staates, Krone und Parlament, stehen einander gegenüber. — Gömöry ist amtsmüde, er tritt mit seinem Kabinett zurück. Trauttmann hat sich über die Ostern wieder in seiner Heimat aufgehalten. Als er von dem Rücktritt seines Gönners hört ,kommt er sofort nach Budapest. Dr. Dezsöffy ermutigt ihn weiter zu arbeiten, aber eines Tages kommt die Aufforderung an ihn, alle Arbeiten einzustellen. Ein „Pangermane“ darf keine patriotische Aufgabe verrichten.

Die Regierung schreibt Neuwahlen aus. Trauttmann kandidiert in einem schwäbischen Bezirk. Er klärt sein Volk auf. Die Gegenpartei setzt es aber durch, daß die Behörde seinen von der vorherigen Regierung ausgestellten Heimatsschein für ungültig erklärt. Er konnte somit nicht gewählt werden. Trauttmann war wie betäubt von diesem heimtückischen Schlag. Er rafft sich nun auf zu einem Gegenschlag. Er ersucht seine Volksgenossen, den vortrefflichen Volksmann Gregor Lazar zu wählen. Gregor wird gegen Tücke und Gewalt mit den Stimmen der Deutschen zum Abgeordneten gewählt. So führt Trauttmann die Nationalitätensache in seiner Heimat zum Siege. Nach dieser Tat zieht er befriedigt von dannen. Er bringt sein Vaterhaus in Ordnung, nimmt Abschied von allem, was ihm in der Heimat teuer ist und fährt nach Amerika zurück.

b) Die Glocken der Heimat

Einheit, Einteilung und Aufbau

Von dem Romane „Die Glocken der Heimat“ kann man in bezug auf die Einheit der Handlung dasselbe sagen, was von der „Götzendämmerung“ gesagt wurde. Das Werk ist einheitlich. Im ersten Kapitel der „Glocken der Heimat“ gibt Müller-Guttenbrunn die zum Verständnis des Werkes nötigen Vorbereitungen. Wir erfahren etwas über die Vorgeschichte des Schwabendorfes. Müller-Guttenbrunn klärt uns im ersten Kapitel über die Stellung der im Romane auftretenden Hauptpersonen zueinander auf. Nachdem er uns im ersten und zweiten Kapitel die unerläßlichen Voraussetzungen gegeben hat, setzt im Anfang des dritten Kapitels das erregende Moment ein, wodurch die Handlung sich von der Einleitung kräftig abhebt. Hinter den Riesendämmen an der Donau beginnt es zu brausen und zu donnern. In Karlsdorf ist Alarm. „Alsbald rasselten die Wagen durch die stillen Gassen, Laternen schwankten dahin, ein lautes Stimmengewirr ängstlicher Frauen nur blieb zurück.“ Das Ende der „Glocken der Heimat“ entspricht dem ganzen Verlaufe des Romans. Durch die Oberflächlichkeit des Stromingenieurs wurden die Arbeiten an den Dämmen der Donau und Theiß vernachlässigt. Die Dämme vermochten ob ihrer Schwäche dem gewaltigen Vorfrühjahrssturm der Fluten nicht genügend Widerstand zu leisten. Sie sind geborsten und die von den Sümpfen und Flüssen abgetrotzte Scholle wurde überflutet. Müller-Guttenbrunn hat in den „Glocken der Heimat“ vom Anfang bis zum Ende die Handlung genau begründet.

Ihm kommt es hier vor allem darauf an, das Bild und das Leben eines schwäbischen Dorfes zu schildern, nicht einen besonders eigenartigen, in dieser einfach natürlichen Welt ohnehin

unwahrscheinlichen Charakter in den beherrschenden Mittelpunkt des Geschehens zu stellen. Seine Teilnahme gilt, wie schon erwähnt, dem schwäbischen Volksleben, und so ist es verständlich, daß der Einzelne bei ihm zurücktritt und die Handlung sich fast völlig in eine Reihe von Gruppen und Genrebildern auflöst, die das schwäbische Leben in Karlsdorf widerspiegeln. In Karlsdorf treten uns zwei Lebenskreise entgegen, deren Handlungen selbständige Bedeutung haben. Auf der einen Seite ist die sogenannte Dorfintelligenz Pfarrer, Lehrer, Stromingenieur, Notär und Kaplan. Sie wirken alle als Einzelpersonen. In jedem von ihnen betont Müller-Guttenbrunn das Typische. Auf der anderen Seite steht die Bauernbevölkerung Karlsdorfs, die nur als Masse wirkt. Sie verkörpert der vom starren Rechtsgefühl durchdrungene Balthasar Klug. Die Handlung der aus beiden Lebenskreisen stammenden Gestalten wird in den „Glocken der Heimat" zumeist durch ihren Charakter motiviert. Aus dem Verantwortungsgefühl und dem Rechtssinn des Dorfrichters erklären wir uns jede Handlung. Die Unterlassungssünden Gergelys erklären wir uns aus seinem unlauteren Charakter.

Wie in der „Götzendämmerung" unterbricht Müller-Guttenbrunn auch in den „Glocken der Heimat" die Handlung durch eingelegte Lieder, Erzählungen und Ansprachen. Ich begnüge mich darauf hinzuweisen, daß er diese Unterbrechungen alle genügend begründet hat.

In den „Glocken der Heimat" gibt es zwei Nebenhandlungen; die Juliskahandlung und die Lißkahandlung. In der ersten Nebenhandlung kommt Juliska von dem Pfarrhause zur Bühne, und von da geht sie mit Graf Ruppert durch. Diese Handlung steht im Zusammenhange mit der Haupthandlung. Juliska ist in Karlsdorf aufgewachsen und steht unter der Obhut ihres Onkels, der in Karlsdorf Pfarrer ist. In der Lißkahandlung ist Lißka dem Sohne des Dorfrichters zum Opfer gefallen. Klug verläßt sie. Der Dorfkaplan buhlt um ihre Gunst. Sie ziehen nach Amerika.

Wen auch beide Nebenhandlungen sich als organischer Teil in den ganzen Roman einfügen, so möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß es eine gewisse Rücksicht auf das Publikum war, die

Müller-Guttenbrunn zu ihrer Einführung veranlaßte. Er selbst sagt uns in einem Briefe an den Verleger über „Die Glocken der Heimat": „Ich habe das und jenes nur gesagt und geschildert, um Zugeständnisse zu machen an moderne Richtungen. Denn der Stoff an sich ist spröde, es darf nicht an Rosinen fehlen in dem Kuchen. Mein Held ist nicht ein Mensch, ein Charakter, es ist ein Dorf, ein Volk. Das läßt die Handlung vielleicht da und dort locker erscheinen." (Brief vom 28. August 1909.)

In den „Glocken der Heimat" fehlt die Bucheinteilung; es herrscht nur die Kapiteleinteilung. Die 25 Kapitel lassen sich in 5 Teile teilen. Der Alarm in Karlsdorf und die Ueberwindung der Gefahr an der Donau bilden die Exposition. Die einmütige Erbitterung der Bevölkerung gegen den Hochmut, die Nachlässigkeit und Verantwortungslosigkeit des Stromingenieurs, die aufsteigende Handlung, die in der Aufklärungsarbeit Trauttmann und dem Mißerfolg der „Großen Kommission" ihren Höhepunkt findet. Von da an sinkt die Handlung bis zum mörderischen Kampf der Bevölkerung im 23. Kapitel. Alle Anstrengungen fruchteten nicht mehr. Karlsdorf ist der Oberflächlichkeit eines Mannes zum Opfer gefallen.

Die Juliskahandlung setzt im vierten Kapitel ein. Ihre Zusammenkunft mit dem Schauspieler Palkay Vidor bildet die aufsteigende Handlung. Den Höhepunkt erreicht diese Nebenhandlung in der Aufführung der „Monna Vanna" im 22. Kapitel. Den Schluß der Handlung bildet die Flucht Juliskas mit Graf Ruppert.

Die Lißkahandlung setzt mit dem Besuche Pater Istvans bei der Lißka am Ende des achten Kapitels ein. Der Höhepunkt wird erreicht, als Pater Istvan vom Traubmichel durchgeprügelt wird. Der Schluß ist mit der Amerikareise Pater Istvans und Lißkas gegeben.

Durchführung der Handlung

Die scheinbar in den einzelnen Kapiteln nebeneinander herlaufenden Handlungen kommen alle in einem Brennpunkte zusammen. Jeder Teil steht in Beziehung zum anderen und zur gemeinsamen Idee der Verteidigung des väterlichen Besitzes

gegen die ausbrechenden Fluten und gegen die magyarische Anmaßung. Mit einem stimmungsvollen Frühlingsbilde hebt der Roman an. „Das Schwabendorf", der Schauplatz und Held des Romans, „lag still und freundlich in der warmen Aprilsonne. Während die Bauernbevölkerung des Dorfes draußen in den Feldern und in den Weingärten beschäftigt ist, arbeiten die Würdenträger des Dorfes: der Pfarrer, der Oberlehrer und der Kaplan mit ihren Angehörigen im eigenen Garten. Nachdem Müller-Guttenbrunn uns kurz mit den Gestalten Pfarrer Horvat, Frau Oberlehrer, Oberlehrer Nikolaus Heckmüller, Fräulein Juliska und Klarineni ihrer Stellung im Dorfe und ihren Beziehungen untereinander bekannt gemacht hat, treten sie handelnd auf. Im ersten Kapitel deutet der Dichter bereits einige Motive an und erregt so die Spannung des Lesers. Wir erfahren aus den Gesprächen der im ersten Kapitel aufgetretenen Personen, daß Frau Haffners Zustand kein Irrsinn sei. Frisch und gesund ist sie am zweiten Weihnachtstag fortgefahren, um ihren Buben zu besuchen und ganz gebrochen ist sie wiedergekommen. Frau Oberlehrer vermutet, was Frau Haffner in Szegedin begegnet ist. „Sie ist ja nicht die erste deutsche Mutter, die dort das Schmerzlichste erlebt hat." Aber „ehe der Haffners Lippel nicht selber dort war, rede ich kein Wort mehr über die ganze Sache." Die Frage nach der Veranlaussng des Gemütszustandes der Frau Haffner erregt die Phantasie des Lesers. Er ahnt wohl gewisse Zusammenhänge, aber er durchschaut sie noch nicht völlig. Der Dichter läßt den Leser immer neue Möglichkeiten und Zusammenhänge ahnen und steigert so die Spannung. Erst im siebenten Kapitel klärt er die ganze Angelegenheit mit Frau Haffner auf.

Der Oberlehrer Heckmüller empfängt vom Straubmichel die Seidenraupeneier. Im zweiten Kapitel stellt sich dem Leser in anmutsvollem Bilde das friedliche Dorfleben dar. Frau Haffner, die uns im ersten Kapitel durch Erwähnung bereits bekannt gemacht worden ist, sitzt auf der Steintreppe vor ihrem Hause. Ihre Augen ruhen teilnahmslos und kalt auf den spielenden Kindern. Den Gruß, den die vorbeiziehenden Bauern und Kinder ihr zurufen, hört sie nicht. Auf die Fragen der Frau Ober-

lehrer, die sie aufsucht, kann sie keine Antwort geben. „Eine wahre Angst befiel sie jedesmal, wenn sie Auskunft geben sollte, wie es den in Szegedin gewesen wäre." Dieser Hinweis auf Szegedin läßt uns ahnen, daß Frau Haffner dort etwas erlebt haben dürfte. Während Frau Oberlehrer auf der Gasse bei der Frau Haffner mit den Kindern spielt, kehrt Philipp Haffner heim. Jetzt führt der Dichter Haffner in den Gang der Handlung ein. Er erzählt von ihm, daß er ein „stolzer Bauer" und ein „weltläufiger Mann" ist. Er verkehrt gern mit den „Herrischen" des Dorfes und will seine Kinder auch studieren lassen. Müller-Guttenbrunn gibt jetzt im Zusammenhange mit der Einführung und Beschreibung Philipp Haffners die zum Verstehen der Handlung notwendigen Vorbereitungen. Wir erfahren, daß Philipp Haffner auf den Rat des Pfarrers seinen fünfjährigen Sohn nach Szegedin gab, um „beizeiten" magyarisch zu lernen. Der Direktor der Anstalt hat Philipp Haffner überredet, seinen Sohn vier Jahre hindurch nicht nach Hause zu nehmen und auch nicht zu besuchen. „Für einen vollen Erfolg seiner nationalen Erziehungsmethode könne er nur bürgen, wenn man ihm das Kind vier Jahre ungestört überlasse." Als Frau Haffner dies hörte, war sie namenlos bestürzt. Ihr Herz krampfte sich zusammen, aber sie ertrug es.

Im Anfang des dritten Kapitels macht uns Müller-Guttenbrunn mit dem Namen, der Lage und der Geschichte des bereits im estren Kapitel erwähnten „Schwabendorfes" bekanut. Karlsdorf liegt neben der Donau, an einem ständig bedrohten Punkte. Seit der Ansiedlung sind die Dämme schon viermal geborsten und die Tapferen von Karlsdorf bauten ihr Dorf immer wieder auf. Während sieben andere Gemeinden abgesiedelt werden mußten, hielten sich die Karlsdorfer. Sie standen aufrecht. Es tritt nun ein spannendes Moment in Wirksamkeit. In der Nacht um ein Uhr erklingt der schauerliche Ton der Sturmglocke. Die Wagen rasseln durch die stillen Gassen. Die Männer des Dorfes fahren hinaus zu den Dämmen. Die Frage, ob es den Karlsdorfern gelingen wird, die Gefahr zu beseitigen, erregt nun unsere Erwartung. In dieser gefahrvollen Stunde versammelt sich das halbe Dorf in der Kirche. In der Schule erzählt der

Oberlehrer den Dofkindern die Geschichte der Gemeinde und weckt in ihnen die Liebe zum Heimatboden. Lehrer Halmos arbeitet in der Schule dem deutsch fühlenden Oberlehrer entgegen. Er bläut den Kindern ein, daß sie und ihre Eltern nur die Gäste Ungarns sind.

Die Männer kommen nach zwölfstündiger Arbeit am Donaudamm in das Dorf zurück. Jörgl Haffner erzählt seinen Angehörigen, daß der Stromingenieur nichts von seinem Berufe versteht. Wenn das Dorf vor einer zukünftigen Gefahr gerettet werden soll, muß je eher eine „Kommission“ einberufen und zu den Dämmen geschickt werden.

Nach der Gefahr geht im Dorfe wieder jeder seiner Arbeit nach. Pfarrer Horvat macht vor dem Pfarrhause seinen Abendspaziergang. Das Dorf kehrt von der Arbeit heim. Wagen um Wagen rollt vorbei, alle in guter Bespannung, mit kräftigen, gut genährten Pferden. Die Viehherden ziehen nach Hause. — So bekommt man ein Bild von der Wohlhabenheit der Gemeinde.

Im Pfarrhof steigt der Abgeordnete Baron Simonyi ab. Er will seinen Wählern einen Rechenschaftsbericht erstatten. Pfarrer Horvat und Baron Simonyi unterhalten sich über die politische Lage. Das politische Gespräch wird von einem Ständchen unterbrochen, das Lehrer Halmos zu Ehren des Abgeordneten mit seiner Klasse gibt. Er läßt die Schwabenkinder magyarische Lider singen.

Lehrer Heckmüller, „der Apostel der Seidenzucht“, macht seine Runde im Dorfe. Er sieht nach, ob überall das nötige Verständnis für die Pflege der Raupen vorhanden ist. — Philipp Haffner fährt nach Szegedin, seinen Sohn abzuholen. Der Direktor der Schule teilt ihm mit Stolz mit, daß mit dem kleinen Philipp vier Jahre hindurch niemand ein deutsches Wort gesprochen hat. Und so ist er ein Magyare geworden. Philipp kann mit seinem Vater nicht sprechen. Auf der Gasse läuft er weit voraus. Es genierte den Buben, daß alle Szegediner nun sahen, sein Vater wäre ein schwäbischer Bauer. „Als Philipp Haffner auch auf dem Wege nach Hause kein einziges deutsches Wort mehr aus seinem Sohn herauspressen konnte, da dämmert es in ihm auf, was seiner Frau begegnet ist.“

Die Begegnung der Frau Haffner mit ihrem Sohne hat Müller-Guttenbrunn ziemlich sorgsam herausgearbeitet. Er hat diese Szene nach dem Gesetze der Steigerung aufgebaut. Ihre Sehnsucht und banges Warten (98) bilden die Vorbereitung. Philipps Heimkehr und sein Wiedersehen mit der Mutter (99) hat zur Folge, daß Frau Haffner ihre Sprache wieder findet. Dies bildet den Höhepunkt. Ihre weitere Sorge um den Philipp und ihr Glück, daß niemand mehr von einer Trennung spricht und ihr Lippl wieder anfängt deutsch zu reden, bilden den Abschluß.

Die Bauern des Dorfes sind sehr erbittert über die Gleichgültigkeit des Stromingenieurs. Sie trauen seinen Beschwichtigungen nicht. Die Aufmerksamkeit des Lesers wird immer wieder auf die Frage gelenkt, ob und wie die Karlsdorfer der drohenden Gefahr entrinnen werden. Georg Trauttmann, der im Dorfe erschienen ist, klärt seine Volksgenossen über die Zustände der Dämme auf und macht sie auf die große Gefahr aufmerksam.

Nach langem Warten erscheint die „große Kommission" im Dorfe. Die Teilnehmer der Kommission nehmen es mit ihrer Aufgabe nicht sehr genau. Sie untersuchen die Dämme ziemlich oberflächlich und verfassen über ihre Untersuchung in magyarischer Sprache ein Protokoll. Der Richter weigert sich in seiner Unzufriedenheit, das Protokoll zu unterschreiben. Er fügt sich nur dem Zwang und den Drohungen des Oberstuhlrichters.

Der Winter ist mit aller Macht ins Land gekommen. Im Dorfe beginnt das Schweineschlachten. Beim Haffnersphilipp ist eine Metzelsupp. Müller-Guttenbrunn schildert nun in ziemlicher Breite das winterliche Dorfleben. Im Mittelpunkte steht die Metzelsupp und die Spinnreih bei Haffners. Es wehen linde Lüfte und die Schneeschmelze beginnt. Mit bangen Sorgen denken die Bauern an ihre „Riedfelder", auf denen die Herbstsaaten so schön aufgegangen waren.

Die Fenster klirren von den Böllerschüssen und die Wagen sausen durch das Dorf in der Richtung nach dem großen Donaudamm. Dort „knirschte und krachte, brüllte und brauste" es, „als wäre der Weltuntergang im Anzug." Müller-Guttenbrunn ver-

legt nun den Schauplatz der Handlung an die Dämme der Donau und Theiß. Die Männer arbeiten an den Dämmen und verteidigen ihr Eigentum. Im harten Kampfe gelingt es ihnen, die Riesenarbeit zu bewältigen und dadurch die Gefahr zu beseitigen. Jetzt rücken nun eine Zeitlang die zwei Nebenhandlungen in den Vordergrund. Pater István, der nächtlich durchgeprügelt worden war, entschloß sich, die Gemeinde zu verlassen. Juliska tritt im Temesvarer Theater zum erstenmal auf. Sie erzielt einen großen Erfolg und wird vom Direktor für drei Jahre zum Theater verpflichtet.

In Karlsdorf regnet es ohne Unterlaß. Die Donau schwillt mächtig an. Auch die Theiß steigt. Von zwei Seiten drohende Gefahren.

Müller-Guttenbrunn leitet im 23. Kapitel den Schluß der Handlung ein. Es gelingt ihm in den „Glocken der Heimat" die Handlung in großer Schlußwirkung zusammenzuschließen. Er hat in diesem Romane kurz vor dem Schlusse die Szenen kräftig ausgeführt. Sie sind voll packender Gewalt und großer dramatischer Wirkung. Nirgends hat Müller-Guttenbrunn so gut die Handlung nach dem Gesetze der Steigerung aufgebaut wie hier. Die Steigerung wird in den Schlußkapiteln des Buches so hervorgerufen, daß die Karlsdorfer immer größere Gefahren zu überwinden haben.

Das Dorf bangt. Die Böllerschüsse ertönen und das ganze Dorf zieht hinaus zu den Dämmen. Der mörderische Kampf gegen die Wasser der Donau und Theiß dauert tagelang. Die Karlsdorfer stürzen sich mit Todesverachtung in das Unternehmen. Fluten auf Fluten wälzen heran. Die Elemente sind entfesselt. Die Karlsdorfer sind zu schwach gegen das Hereinbrechen der Wasser. Die Katastrophe scheint unvermeidlich. Doch jetzt tritt der Moment der letzten Spannung ein. Dreihundert Mann kommen aus den umliegenden Schwabendörfern zu Hilfe. Noch einmal zeigt sich Aussicht auf Rettung. Das stark erregte Gefühl soll noch einmal beruhigt werden, der Leser soll noch einmal aufatmen, damit die Katastrophe ihn umso gewaltiger packt und erschüttert.

Der Pfarrer läßt die Matrikelbücher nach dem benachbarten

Josephsdorf schaffen. Die Bauern bringen ihre Körnerfrucht, Vieh und Kinder in Sicherheit.

Die Helden von Karlsdorf verzagen nicht. Aber die Katastrophe können sie nicht mehr hintanhalten. Die Wassermassen wälzen sich gegen das Dorf. Die Fluren, die das Dorf ernähren und erhalten sollten, werden verschlammt und versandet. Nach drei Tagen erfolgt ein letzter, innerer Dammbruch. Das Wasser kommt in Wellen daher, stürzt durch Türen und Fenster und wirft die Mauern um. — Karlsdorf ist vernichtet. Nur die etwas höher gelegene Kirche bleibt unversehrt. Bevor die Gemeinde sich für einen Sommer auflöst, versammelt sie sich noch einmal in der Kirche und gelobt dem Boden der Väter die Treue zu bewahren.

c) Meister Jakob und seine Kinder

Einheit, Einteilung und Aufbau

Am einheitlichsten und abgeschlossensten von allen Romanen Müller-Guttenbrunns ist „Meister Jakob und seine Kinder". Dieses Werk ist ein organisches Gebilde, von dem man nicht willkürlich einzelne Teile ablösen kann, sondern das in sich fest gefügt ist. Müller-Guttenbrunn erzählt im ersten und im Anfang des zweiten Kapitels in behaglicher Breite die Vorbedingungen der Handlung. Er legt die Vorgeschichte und die Beziehungen seiner Personen zu einander dar. Wir werden mit Meister Jakob, Frau Eva, Susi und Philipp Trauttmann bekannt gemacht. Wir lernen das Haus, den Hof und den Garten von Meister Jakob kennen. Wir erfahren weiterhin, daß Altrosenthal noch vom Prinzen Eugenius und vom Grafen Mercy angesiedelt wurde, während Neurosenthal erst von Maria Theresia. Jakob Weidmann selbst sitzt „in der Herrengasse von Neurosenthal auf väterlichem Grund und Boden, der seit Anbeginn der Familie gehörte". Die eigentliche Handlung beginnt am Ende des zweiten Kapitels, wo Christoph mit Susi Weidmann im Wirtshause tanzt. Der Beginn der Handlung hebt sich klar von der Einleitung ab. Der innere Zusammenhang der ganzen Handlung tut dem Bedürfnisse des Gemütes völlig genüge. Müller-Guttenbrunn hat in „Meister Jakob und seinen Kindern" seine Handlungen ausreichend klar und deutlich begründet.

Was die Einteilung des Stoffes in „Meister Jakob und seinen Kindern" anbelangt, so kann man ganz genau eine Dreiteilung vornehmen. Der ganze Roman umfaßt zwanzig Kapitel. Am Ende des achten Kapitels ist der Konflikt zwischen Susi und Christoph erreicht. Nach abermals acht Kapiteln ist der Höhe-

punkt des zweiten Hauptmotivs erreicht, welches den Tod Meister Jakobs zur Folge hat. Die letzten vier Kapiteln bilden den Ausgang. Im Mittelpunkte des Romans steht Susi Weidmann. Ihre Erlebnisse und Schicksalsschläge bilden die Grundlage des Romans.

Was nun den Aufbau des Buches im ganzen betrachtet betrifft, so fällt uns zunächst auf, daß es entsprechend den zwei Hauptmotiven, zwei Höhepunkte gibt, die der Dichter sorgsam herausgearbeitet hat. — Susis Stellung im Vaterhause bildet die Einleitung, ihre Liebe zu Christoph die aufsteigende Handlung, die in Christophs Untreue ihren ersten Höhepunkt findet. In den folgenden fünf Kapiteln sinkt die Handlung. Susis Aufenthalt im Hause Wörles und Wörles Werbung um Susis Zuneigung bilden wieder eine aufsteigende Handlung. Der zweite Höhepunkt der Handlung ist in der Vergiftung der Frau Wörle und dem Tode Meister Jakobs gegeben. In den folgenden Kapiteln sinkt die Handlung wieder, bis zum Ende, wo Susi vom Gerichte freigesprochen wird.

Kunst der Eingänge und Schlüsse

Die rechte Grundstimmung für die Handlung wird in „Meister Jakob und seinen Kindern“ durch die Schilderung des Lebens im Hause Meister Jakobs hervorgerufen. Zufriedene und ruhige Feierabendstimmung leitet das Buch ein. Die Urwüchsigkeit und Kindlichkeit Meister Jakobs, die Schlichtheit und die Sorgfalt der Frau Eva lassen uns sofort ahnen, in welchem Lebenskreis der Roman sich abspielen wird.

Susi, die im Mittelpunkt des Romans steht, lebt in der Einleitung des Buches in ruhiger und kindlicher Glückseligkeit dahin. Aus ihrer Ruhelage wird sie am Ende des zweiten Kapitels gebracht, wo sie im Wirtshause mit Christoph tanzt.

Der Kreis, auf den sich der Eingang in „Meister Jakob und seinen Kindern“ erstreckt, entspricht ganz dem Zwecke des Dichters. Müller-Guttenbrunn will sein Großvaterhaus in Guttenbrunn zeigen. Er stellt somit im Eingange das Haus und seine

Umgebung in der Herrengasse zu Rosenthal dar. Und außerdem alles, was im Dorfe mit dem Hause Meister Jakob etwas zu tun hat. Müller-Guttenbrunn dehnt die Darstellung der Sachlage im Eingange auch auf die Geschichte des Hauses aus. Er beschreibt uns zunächst die Gestalt des Meisters Jakob. Er sagt, daß er ein Blumenfreund ist und daß er nach Feierabend seine Zeit am liebsten im Garten verbringt. Frau Eva tritt sofort handelnd auf. Mit den Zügen ihres Charakters und ihrem Vorleben macht Müller-Guttenbrunn uns etwas später bekannt. Die Nachrichten, die wir bereits über Meister Jakob haben, ergänzt der Dichter später, indem er uns auch mit seiner Stellung in der Gemeinde bekannt macht. Die Susi wird durch Erwähnung eingeführt. Während wir in der „Götzendämmerung" und auch in den „Glocken der Heimat" mit den Personen auch in der Form bekannt gemacht werden, daß eine Person über die andere berichtet, hat Müller-Guttenbrunn in „Meister Jakob und seinen Kindern" sozusagen alles selbst über die Gestalten erzählt. Was wir über das Haus, den Hof und die Vorgeschichte der Gemeinde erfahren, hat der Dichter alles selbst geschildert. Auch die Beziehungen, die zwischen den einzelnen Personen herrschen, erfahren wir in „Meister Jakob und seinen Kindern" ausschließlich durch den Dichter.

Wie erwähnt, wird Susi am Ende des Romans vom Gerichte freigesprochen. Dieser Schluß ist das natürliche Ergebnis des Verlaufs der Handlung. Susi ist an der Vergiftung der Frau Wörle nicht beteiligt und kann deshalb, trotz allen Verdächtigungen nicht verurteilt werden. Die Vermutungen, die Ferdinand Trauttmann immer wieder ausspricht, daß Susi schuldlos ist und deshalb freigesprochen werden muß, lassen uns den Ausgang des Romans ahnen. Nach der Freisprechung begleitet Müller-Guttenbrunn seine Heldin noch ein Stück auf ihrem Lebenspfad. Susi ist nach allen Stürmen des Lebens wieder ruhig geworden. Sie hat alles überwunden und geht wieder erhobenen Hauptes durch die Gassen des Dorfes. Sie verheiratet sich mit Stefan Jäger und verbringt ihre Tage voll Glück und Zufriedenheit.

Durchführung der Handlung

Susi und Christoph tanzen im Wirtshause. Mit diesem Moment beginnt in „Meister Jakob und seinen Kindern“ die eigentliche Handlung. Unser Interesse ist auf die Frage konzentriert: wie wird sich das Verhältnis Susis zu Christoph gestalten? Werden die Liebenden die Hindernisse, die ihrer Liebe sich entgegenstellen, überwinden? Während Susi mit ihren Geschwistern im Schnitt ist, besucht die Fraala (Urgroßmutter) ihre Tochter, die Frau Eva. Sie reden über „das Getratsch“ im Dorfe. „Die Weiber drübe klatsche über die Susi. Des brav' Mädel werd uns doch kei' Schand mache?“ Durch diese Andeutung erregt der Dichter unsere Spannung. Es taucht die Frage auf, ob die Vermutung der Fraala auf Wahrheit beruht.

Als der alte Luckhaup erfährt, von wem sein Sohn den Kirchweihstrauß begehren will, fährt er zornig auf. Er mag diese Liebschaft nicht. Der Christoph muß eine Bauerntochter heiraten, die ihm Haus und Hof mitbringt. Und die Bas Liesl weiß ihm schon eine vermögliche Braut, die Folz Anna, eine Waise, die beim Vetter Niklos dient und ein reiches Erbe zu erwarten hat. Die Alte fädelt die Sache schlau ein. Der Christoph muß beim Vetter Niklos ackern helfen, und die Folz Anna führt ihm die Pferde. Aber der Christoph fängt nicht Feuer. Die Susi bekommt doch den „Kerwahut“, mag sich auch alles gegen die verschwören.

Christoph hat sich die Ehre, Vortänzer zu sein, beim Lizitieren um schweres Geld erkauft. Am Vortage des Festes eröffnet er mit einer überlieferten zeremoniellen Handlung die Kirchweih. Jedes Haus beherbergt Gäste. Auch der Pfarrer von Rosenthal, Jakob Schuh, hat einen Gast, seinen Amtsbruder aus Bogarosch, Johann Nowak. Pfarrer Nowak hält für ihn am Kirchweihtag die Festpredigt, in der er das nationale Empfinden der Schwaben wachrütteln will.

Das fröhliche Kirchweihfest ist zu Ende. Doch Susi, die schönste Vortänzerin, die man je gesehen hat, kann nicht froh werden. Sie ist nicht so glücklich wie ihre Schwester Anmerich (Anna Marie), die mit dem Trauttmann Philipp, dem Sohne

Ferdinand Trauttmanns, feierlich versprochen ist und im Fasching große Hochzeit machen wird. Ob der Luckhaup Christoph sie heiraten wird, ist noch lange nicht sicher, denn sein Vater ist unbeugsam. Um die jungen Leute auseinanderzubringen, will er seinen Sohn von der sechsjährigen Militärdienstzeit nicht loskaufen. Und die Zeit drängt für die arme Susi, sie fürchtet die Schande. Endlich beichtet sie der Mutter. Doch die weiß wenigstens einen Ausweg. Um nicht im Vaterhause niederzukommen, soll sie zu einem Verwandten gehen, dem Mathes Wörle, dessen Weib an einer unheilbaren Krankheit siech darniederliegt. Er wird ihr dankbar sein, wenn sie ihm das Hauswesen in Ordnung hält. Er hat schon lange um eine ihrer Töchter gebeten.

Der alte Luckhaup hat seinen Sohn vom Militär losgekauft, aber nicht für die Susi, sondern für die Folz Anna, die er heiraten muß. Die Verschmähte trifft diese Nachricht wie ein Blitz. Sie gibt alle Hoffnung auf. Und ein paar Tage später schenkt sie einem Knaben das Leben. Als Pfarrer Schuh erfährt, daß der alte Luckhaup die Heirat seines Sohnes mit der Susi starrköpfig hintertrieben hat, läßt er den Dorfrichter zu sich rufen, um ihn noch im letzten Augenblick zur Heirat zu bewegen. Doch der Alte bleibt fest. Und zahlt für sein unerwünschtes Enkelkind tausend Gulden in die Waisenkasse.

Als Susi ihre Schande überwunden hat, fühlt sie sich im Hause des Wörle ganz wohl. Die Bäuerin gewinnt sie lieb; doch der Bauer, der Mann einer kranken Frau, verfolgt sie, ihre Anwesenheit stachelt seine Sinne auf. Die Bäuerin wird ihm zur Last. Lange kämpft er. Aber eines Tages streut er heimlich Rattengift in eine Speise, die Susi für die Frau bereitet, und in acht Tagen ist die Arme tot. Susi flüchtet vorher aus dem Hause, denn auch ihr Kind hat von derselben Speise gegessen und ist totkrank. Das Gerücht sickert durch, Wörles Frau sei vergiftet worden, und gegen Susi richtet sich der Verdacht. Gendarmen kommen eines Tages in das Weidmannsche Haus und führen die Susi als Gefangene nach Temesvar. Sie wird des Giftmordes angeklagt. Alle zweifeln an ihrer Rechtlichkeit, nur der Vetter Trauttmann glaubt an ihre Unschuld. Meister Jakob

erträgt das Unglück nicht. Er stirbt aus Kränkung über die verlorene Ehre seiner Tochter... Der Prozeß zieht sich in die Länge. Der Susi ist aber nichts nachzuweisen. Endlich wird Mathes Wörle auch in Haft genommen. Bei der Hauptverhandlung wird er verurteilt, Susi aber freigesprochen. Doch der Staatsanwalt erhebt Einwand gegen den Freispruch und ordnet eine Wiederaufnahme des Prozesses an. Noch ein Jahr muß das gequälte Mädchen in der verhaßten Stadt verbringen. Gebrochen kommt Susi nach Hause. Die Gerichte haben sie wieder freigesprochen. Doch glücklich kann sie nicht mehr werden. Nach kurzem Besinnen nimmt sie die Werbung des Meisters Stefan Jäger an, eines Jugendfreundes. Ihre Hochzeit ist einfach und bescheiden.

Kathl, die jüngste Tochter der Frau Eva Weidmann, heiratet den Lehrer Theiß. Der Jakob übernimmt die Wagnerei seines Vaters, und der Peterl, der jüngste, ist in Wien bei den Soldaten und wird in Rosenthal einst ein tüchtiger Kurschmied werden. So kehrt das Glück wieder in die Familie Weidmann zurück.

4.

Schilderung der Zustände

a) Götzendämmerung

Bei der Schilderung der Zustände zeigt Müller-Guttenbrunn sich von seiner besten Seite. Sie ist in der Götzendämmerung geradezu die Hauptsache. Müller-Guttenbrunn will die Welt mit den Verhältnissen in Ungarn bekannt machen. Es kommt ihm deshalb hauptsächlich auf die Schilderung der tatsächlichen Zustände des Landes an. In der äußeren Entstehungsgeschichte der „Götzendämmerung“ wies ich bereits nach, daß Müller-Guttenbrunn ursprünglich dieses Buch mit dem Untertitel „Ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn“ versehen hatte. Er deutete damit selbst an, daß der Wert des Buches in der Schilderung der ungarländischen Kulur und Lebensbilder liegt. Müller-Guttenbrunn schildert in der „Götzendämmerung“ das soziale und nationlae Leben, die politischen und wirtschaftlichen Zustände des Landes. Die Bilder, die der Dichter uns darstellt, sind aus eingehendem Studium erwachsen. Sie ruhen auf lebendiger Anschauung und eigener Kenntnis der Dinge. Die meist recht lebendigen und anschaulichen Schilderungen der Zustandsbilder sind das gelungenste an Müller-Guttenbrunns Werken. Der Dichter führt uns das Leben im Banate und in Ungarn vor Augen, indem er Trauttmann, durch die Dörfer und Städte wandern läßt. Die Schilderungen des Lebens und Treibens im Rosenthaler deutschen Bauernhause, auf dem Felde bei der Arbeit, die Zustände im Gemeindeamt, im Steueramt, in der Schule und Kirche, in dem rumänischen Nachbardorfe Zibova sind eine reiche Fülle von lebendigen und anschaulichen Bildern. Besonders gelungen ist im ersten Buche der „Götzendämmerung“

die kurze Darstellung über die Magyarisierung des Juden Eilfertig, und die Verhältnisse in Temesvar.

Auch im zweiten Buche finden sich eine Menge meist recht wirksamer Bilder. Das politische Intriguenspiel Nelly Bardys, die Unterredung Trauttmanns mit dem Innerminister, die Schilderung der Zustände in der Advokaturskanzlei Dr. Boldogs und der sozialen Verhältnisse der Landarbeiter. Je weiter der Dichter vorrückt, umso zahlreicher werden in der „Götzendämmerung" die Zustandsbilder. Die Schilderungen über das Kirchweihfest zu Rosenthal und das Ereignis in der Kirche gelegentlich dieses Festes, die Abordnungen beim Erzherzog Franz Ferdinand, die Begegnung Nelly Bardys mit dem Erzherzog, das Volkfest zu Rosenthal, das rege Leben in den politischen Klubs zu Ofenpest, das Treiben der magyarischen Universitätsjugend auf dem Friedhofe zu Allerseelen, die Zustände in Ofenpest am Tage der Eröffnung des Parlaments, Trauttmanns Friedhofsbesuch in Rosenthal, die Zustände im Lande nach der Abdankung des Beamtenministeriums, die ungarischen Wahlen, das Leben in der Ofener Burg am 40. Jahrestage der feierlichen Krönung Franz Josefs zum ungarischen König und die Hochzeit Evis in Rosenthal, — sind eine Fülle von recht anschaulichen Bildern.

Müller-Guttenbrunn hat in der „Götzendämmerung" im Gegensatze zu seinen späteren Schöpfungen mehrere Bilder nur in groben Umrissen und nicht näher in den Einzelheiten ihres Verlaufes geschildert. Durch die Tatsache, daß er bei der Darstellung der einzelnen Bilder in der „Götzendämmerung" immer wieder reflektiert, wird der Eindruck dieser Bilder stark gestört.

Mit der ausführlichen Beschreibung des Ruhenden und Unbewegten, hält Müller-Guttenbrunn sich in der „Götzendämmerung" wenig oder gar nicht auf. So erfahren wir z. B. von der Kirche, wo der Pfarrer von der Gemeinde Abschied nimmt und der neue Pfarrer zur Kirchweih magyarisch predigen will, nichts. Von der Umgebung Rosenthals und dem Dorfe selbst schildert Müller-Guttenbrunn nur sehr wenig. Etwas mehr erfahren wir von dem Vaterhause Trauttmanns. Er gibt uns von ihm nur ein ganz allgemeines Bild, das auf

jedes andere Bauernhaus im Banate passen würde. Von dem Gebäude, wo der Ministerpräsident Freiherr von Gömöry ein Jahr hindurch amtiert und von wo aus die Geschicke des Landes geleitet werden, sagt Müller-Guttenbrunn nur: „in dem bescheidenen alten Palais gegenüber der Ofener Hochburg hauste seit kurzem ein neuer Ministerpräsident". Etwas eingehender ist das Haus und die Advokaturskanzlei Dr. Boldogs geschildert. Sehr kurz verweilt er auch bei der Schilderung der inneren Räumlichkeiten und ihrer Ausstattung. Von der „guten Stube", vom Inneren des Theaters, vom Inneren des National- und Landeskasinos und der Ofener Burg erhalten wir nur einen ganz allgemeinen Eindruck. Nur wenig Einzelheiten werden genannt, wie die Bilder im Vaterhause Trauttmanns, die Schulglocke im Piaristengymnasium zu Temesvar, das Bild des Prinzen Eugen in der Ofener Burg; meist sind es Dinge, die für die Entwickelung der Handlung in Betracht kommen.

Etwas mehr interessiert ihn in der „Götzendämmerung" das Aeußere seiner Personen. Er gibt von allen Gestalten Größe und Lebensalter an, nennt einzelne Körperteile und versieht sie mit einer farblosen Epitheton, so blaue Augen, blond und rotwangig. Von Dr. Dezsöffy heißt es: „ein brünetter Mann in der Vollkraft der Jahre, er mochte Mitte Vierzig sein, mit dichtem Haar und Bart und dunklen Augen hinter der Brille." [1])

Die Kleidung hat Müller-Guttenbrunn in der „Götzendämmerung" bei einzelnen Gestalten etwas ausführlicher beschrieben. Bei Hodossy dient die Schilderung der Kleidung auch dazu, sein Wesen und seine Art anzudeuten. „Wie ein englischer Klubmensch sah das Gigerl aus, elegant bis auf die Fingernägel. Eine große Pfingstrose im Knopfloch, mit gespitzten Schnabelschuhen und einem Hemdkragen so hoch und so weit, daß er seinen ganzen Stammbaum darin hätte unterbringen können." [2]) Im großen und ganzen kann man sagen, daß Müller-Guttenbrunn in der „Götzendämmerung" auf die Aeußerlichkeiten, auf die gleichbleibenden Formen und Farben keine besondere Sorgfalt verwendet hat.

---

1) M. G.: Götzendämmerung. S. 93.
2) M. G.: Götzendämmerung. S. 130.

Was die Naturschilderung in der „Götzendämmerung" anlangt, so finden wir hier das verwirklicht, was ich bereits in dem Kapitel Natur und Landschaft angedeutet habe. Es gibt in der „Götzendämmerung" keine ausführliche Naturschilderung. Müller-Guttenbrunn beschränkt sich in diesem Werke auf knappe Andeutungen des landschaftlichen Hintergrundes. Von der Banater Landschaft schreibt er z. B. nur „so weit das Auge reichte, nichts als Aehrenfelder, unabsehbar, ohne Grenzen". „Wie ein Ozean wallte das junge Getreide im leisen Windhauch." [1])

---

[1]) M. G.: Götzendämmerung. S. 2.

b) Die Glocken der Heimat

Müller-Guttenbrunn zeichnet uns in diesem Buche eine Fülle recht wirksamer Bilder aus dem Banater Dorfleben. Wie in der „Götzendämmerung“ legt er auch in den „Glocken der Heimat“ den größten Wert auf die Darstellung der Verhältnisse. Während er in der „Götzendämmerung“ nur ein ganz allgemeines Bild von den kultur- und sozialpolitischen Verhältnissen Ungarns gibt, so war er bei der Niederschrift der „Glocken der Heimat“ stets bestrebt, eine möglichst ausführliche Darstellung vom Leben und Treiben im Banater Schwabendorfe zu geben.

Das Buch wird mit einem lebendigen und stimmungsvollen Frühlingsbilde im Pfarrgarten zu Karlsdorf eingeleitet. Recht anschaulich und ausführlich ist das Bild vor dem Hause Philipp Haffners gezeichnet. Frau Bärbl sitzt still auf der Steintreppe, die zur Eingangstür emporführt. Auf der Erde spielen zwei kleine Kinder. Vor ihr ziehen die Bauern mit ihren Wagen und die Jungens mit ihren Säcken und Körben vorbei. Mit einigen knappen, scharf umrissenen Zügen hat Müller-Guttenbrunn das Dorfbild während des nächtlichen Alarms gezeichnet. „Um ein Uhr nachts erklang der schauerliche Ton der fernen Unheilsglocke. Die Nachtwächter des Dorfes — stießen ins Horn und alles sprang aus den Betten. Alsbald rasselten die Wagen durch die stillen Gassen, Laternen schwankten dahin; ein lautes Stimmengewirr ängstlicher Frauen nur blieb zurück.“ [1]) Etwas eingehender und mit reichen Farben hat er das Dorfbild am darauffolgenden Morgen in der großen Verwirrung gemalt. Wohl gelungen und sehr lebendig scheint mir auch die Darstellung im Vorbehaltshause des Haffnerschen Bauernhofes. An diese Bilder reihen sich noch mehrere ausführliche Zustandsbilder an. Von

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 34.

besonderer Anschaulichkeit und Lebendigkeit ist die Schilderung des sonntäglichen Dorfbildes (S. 71). Sehr spannend, und mit inniger Anteilnahme hat Müller-Guttenbrunn die Szene des entfremdeten Kindes dargestellt. Die eingehenden Schilderungen von der Metzlsupp beim Haffners Philipp, dem Festessen im großen Wirtshause, der Spinnreih bei der Haffners-Bärbl und der Lißka sind prächtige Bilder, die uns mit den Gebräuchen und Festen der Banater deutschen Bevölkerung bekannt machen.

Der Hintergrund, von dem diese Bilder sich abheben, ist meist geschickt angedeutet, so daß unsere Aufmerksamkeit niemals von den Bildern abgelenkt wird. Die äußere Umgebung, die Oertlichkeiten und Kleidung spielen in den „Glocken der Heimat" eine weit größere Rolle als in der „Götzendämmerung". So gibt uns Müller-Guttenbrunn ein ziemlich ausführliches und genaues Bild von Karlsdorf und der Umgebung. Sehr ausführlich und anschaulich hat er in diesem Buche die Sonntagskleidung der Dorfbewohner beschrieben. (S. 71.)

Während Müller-Guttenbrunn uns in der „Götzendämmerung" sozusagen gar keine Naturschilderungen gibt, so finden wir in den „Glocken der Heimat" einige ganz ansprechende Schilderungen des Landschaftsbildes. Von den Heimatromanen hat er in den „Glocken der Heimat" der Naturschilderung den breitesten Raum eingeräumt. Gleich am Anfang des Romans entrollt er uns ein Bild des Frühlings und des Liebeslebens in der Natur. Auch das Leben der Tierwelt fehlt in den Bildern nicht. „Neuer Saft, neues Leben, neue Liebe war in alle Wesen geschossen, in Pflanze, Mensch und Tier. Wie die Lerchen sich in den Lüften wiegten, jubelten und tirilierten, so sprangen die Kälber und Lämmer auf der Weide, so sausten die jungen Füllen über die Wiesengelände der Donauauen, so tollten nach dem Schulschluß die Buben und Mädeln durch die breiten, mit Baumreihen besetzten Gassen des Dorfes. Noch läuteten und bimmelten die Schneeglöckchen hinter mancher Weißdornhecke an den Dämmen draußen beim Wasser, aber es mischte sich schon Veilchenduft in den kräftigen Geruch der Ackerscholle, und die Stare schwätzten in allen Gärten. Ueber Nacht hatten sich die Knospen der Obstbäume aufgeblättert, schlohweiß blühten die

Aprikosen; es war ein Jauchzen und Duften in der ganzen Natur, und die Erde dampfte in wonnigen Schauern..... Ein Stieglitz, dessen Ehehälfte sich in dem großen Birnbaum des Pfarrgartens mit Eifer ein Nest baute, schmetterte sein Frühlingslied in die lauen Lüfte. Und von nah und fern, erklang der vielstimmige Chor der Singvögel, die einfielen in das Jauchzen und Tirilieren, das durch die ganze Natur ging." [1])

Mit der Genauigkeit, die ihm seine Vertrautheit mit den Naturereignissen gestattet, schildert er das Gewitter der Ebene. (S. 322.) Er erinnert sich noch in seinem hohen Alter, mit welch einer merkwürdigen Wut das Gewitter auf der Ebene losbricht und wie die Elemente durch die Heftigkeit ihres plötzlichen Ausbruchs ihre Macht über unsere schwachen Kräfte verraten. Ziemlich ansprechend hat er den Frühsommer (S. 63), (S. 132) und den Winter (S. 173) geschildert. Bei der, wenn auch oft knappen Naturschilderung Müller-Guttenbrunns ist keine Effekthascherei, keine konventionelle Redewendung; hier ist das Gewitter dargestellt von einem Schriftsteller, der oft mit Angst und Beben das Ereignis selbst beobachtet hat, das er schilderte, persönliches Erlebnis in seiner Vergangenheit, alles bodenständig, spezifisch banaterisch, aber darum nicht minder grandios, der Ausdruck eins mit dem Schauen.

Von allen Schilderungen in den „Glocken der Heimat" ist Müller-Guttenbrunn die Darstellung des Kampfes gegen die ausbrechende Donau am besten gelungen. Mit einer besonderen Klarheit und charakteristischen Schärfe hat er das Getöse, das Knattern und Schießen des Stromes geschildert. Sehr anschaulich hat er auch den Anblick des mit Eisklumpen gefüllten Strombettes dargestellt (249). Am lebendigsten und wirksamsten hat der Dichter den Kampf der Karlsdorfer gegen die ausbrechenden Fluten geschildert. „Der riesige Straubmichel und die beiden Haffner stürzten sich ohne Besinnen in die Lücke und boten dem Wasser die Brust. Männer und Buben in bunter Reihe folgten ihnen; sie bildeten eine doppelte, eine dreifache Mauer, und füllten die Lücke mit ihren Leibern. Das Wasser schäumte an

---

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 5.

ihnen empor, zerstob über ihren Köpfen, aber es kam nicht mehr hindurch. Da sanken sie unmerklich tiefer; man fühlte, wie das Wasser unter ihren Füßen das Erdreich wegfraß; schon war nurmehr der Kopf des Straubmichel zu sehen, und ein kalter Schauer ging durch die Seelen von Hunderten... Aber die ersten Sandsäcke waren schon da und wurden rasch vor ihnen versenkt; die Männer setzten die Füße drauf. Und so kam Sack um Sack, und ihr Grund wurde sicherer." [1])

---

1) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 316.

c) Meister Jakob und seine Kinder

Müller-Guttenbrunn ist Realist, ein scharfer Beobachter des wirklichen Lebens, der sich liebevoll bis in die Einzelheiten versenkt, und der vor allem seine Freude hat am Gestalten der einzelnen Zustände. Diese Tatsache bestätigt am besten der Roman „Meister Jakob und seine Kinder". Die Stärke dieses Buches ist die idyllische Schilderung des Dorflebens. Dieses Werk ist reich an wirklich wertvollen volkskundlichen Einzelheiten. Müller-Guttenbrunn wurde nicht müde, das volkskundliche Element in seinen Werken uns vorzuführen. Während er in der „Götzendämmerung" und auch teilweise in den „Glocken der Heimat" nur in groben Umrissen die Kirchweih, die Hochzeit, die Spinnreih usw. zeigt, so schildert er sie in „Meister Jakob und seinen Kindern" sehr genau und ausführlich in den Einzelheiten ihres Verlaufes. Für die sorgfältige, realistische Zeichnung der Umwelt in diesem Romane brauchte er keine eingehenden Studien zu machen. Seine empfängliche Seele bewahrte alle Jugendeindrücke auf, die er bei der Gestaltung des Buches nach Bedarf wieder heraufbeschwören konnte. Deshalb vermochte der Dichter sie mit einer besonderen Lebendigkeit wiederzugeben. Wie in den übrigen Werken, so ist auch in diesem Buche das Gelungenste die Zustandsschilderungen. Ein Vorzug, den wir in „Meister Jakob und seinen Kindern" finden, ist auch, daß Müller-Guttenbrunn die Umwelt in einflußreiche Beziehung zur Handlung setzt. Durch die Tatsache, daß in Meister Jakob und seinen Kindern" sozusagen nirgends reflektiert wird, immer nur in Handlungen gespiegelt wird, was an Werten im Volke noch vorhanden ist, das läßt das volkskundliche Element sehr liebenswürdig wirken. Besonders gelungen ist die Schilderung der Kirchweih (S. 66) und der Hochzeit (S. 344). Mit großer Sorgfalt, in reichen Far-

ben und ziemlich ausführlich hat Müller-Guttenbrunn die Zustände im Dorfe unmittelbar vor den Festen und alle Einzelheiten ihres Verlaufes geschildert. Frisch ist das Bild im Blumengarten, wo Meister Jakob nach Feierabend zufrieden auf seiner Bank sitzt, Frau Eva und Susi das Gemüse gießen. Ansprechend ist auch das Familienleben im Hause Meister Jakobs dargestellt. Auch die folgenden Bilder sind recht wirksam; die Schilderung des sonntäglichen Lebens und Treibens der Dorfjugend im großen Wirtshause (S. 32), wie im Dämmerschein vor Sonnenaufgang die Wagen aus dem Dorfe rasseln (S. 37), wie der Tellerjude das alte Nürnberger Geschirr der Frau Eva eintauschen will (S. 39), der Besuch der „Fraala" (S. 43) und die Arbeit auf dem Tretplatze bei Kaspar Luckhaup (S. 52). Je weiter unser Dichter in dem Roman vorrückt, umso zahlreicher, lebendiger und ausführlicher werden diese Gruppen- und Zustandsbilder. Wir begegnen der Schilderung, wie Meister Jakob in seiner Werkstatt arbeitet und seinen Franzl erzieht, Frau Wörles Krankheit und ihre Pflege durch Susi, Trudels Besuch der Frau Wörle, Susis Erscheinen vor Christoph, ihre Ankunft im Vaterhause, Dechant Schuhs Unterredung mit Kaspar Luckhaup, Philipp Trauttmanns Hausbau, der Rosenthaler Abordnung beim Kaiser Franz Joseph in Temesvar, den Zuständen im Hause Christoph Luckhaups und Matthias Wörles, der Vergiftung der Frau Wörle, der Verhaftung Susis, dem Tode Meister Jakobs, Susis Aufenthalt im Kerker zu Temesvar, Johanns Heimkehr und Kathis Hochzeit.

Weit ausführlicher als in den zwei anderen Romanen hat Müller-Guttenbrunn in „Meister Jakob und seinen Kindern" auch die äußere Umgebung, die Oertlichkeiten und Gebräuche beschrieben. Während er in den anderen Werken von den Oertlichkeiten nur ein allgemeines Bild gibt, zeichnet er hier genau alle Einzelheiten. Wir erfahren bis ins Einzelne, wie und wo das Haus Meister Jakobs gebaut ist, was im Hofe und Garten zu finden ist, wer der Nachbar ist und die Beziehungen Meister Jakobs zu seinem Nachbarn. Weiterhin gibt Müller-Gutten-

brun uns ein ganz genaues und deutliches Bild von Alt- und Neurosenthal. Sehr eingehend ist auch das große Wirtshaus gezeichnet. Kürzere Zeit verweilt er bei der Schilderung der inneren Räumlichkeiten und ihrer Ausstattung. So erfahren wir z. B. sehr wenig von dem Wohnzimmer oder von der Werkstatt Meister Jakobs. In „Meister Jakob und seinen Kindern" finden wir nur ein etwas breit ausgeführtes Naturbild (S. 282); meist werden nur knappe Hinweise auf die charakteristischen Vorgänge in der Natur gegeben.

5.

Das Banater schwäbische Volkstum in den Heimatromanen Müller-Guttenbrunns

„Der Dichter ergreift uns am meisten, der das Rätsel unseres eigenen Herzens löst, der Dichter, der national und volkstümlich denkt und fühlt, der sein Volk versteht, der es liebt und sich mit ihm eins weiß. Nichts Irdisches kann ihm einen festeren Halt geben, als wenn er im Bewußtsein der Nation wurzelt, und durch nichts kann er dieser mehr bieten, als durch solch tiefes Erfassen ihrer Eigenart." [1]) Wenn wir diese wahren Worte auf den Banater deutschen Volksstamm übertragen, so treffen sie auf den Banater Heimatdichter Müller-Guttenbrunn zu. Der eigentliche Wert der Heimatromane liegt eben darin, daß Müller-Guttenbrunn in ihnen, namentlich in „Meister Jakob und seinen Kindern" die Seele des Banater deutschen Bauernvolkes tief erschlossen hat. Müller-Guttenbrunn wußte die gewordene natürliche Eigenart seines Volksstammes klar und rein herauszuschauen. „Der Volksgeist", sagt Wilhelm Heinrich Riehl, „ist nicht etwa ein nebliges Gespenst, über das man gute Worte machen kann, weil es doch niemand gesehen; er läßt sich vielmehr leibhaftig zitieren, wenn einer die rechte Beschwörungsformel weiß." Und Müller-Guttenbrunn wußte diese Formel, er besaß den Schlüssel, der nach Roseggers schönem Worte dazu gehört, um das Herz des Volkes aufzusperren.

Wie alles Seelische nur an seinen Aeußerungen zu erfassen ist, so erfassen wir auch in den Heimatromanen Müller-Guttenbrunns das Banater schwäbische Volkstum an den Wirkungen, die von seinen Bauerngestalten ausgehen. Durch die dichterische Wiedergabe des Lebens der Banater Deutschen wollte er seine

1) Elster, Prinzipien. Bd. I, S. 61. Halle 1897.

Landsleute in ihrer völkischen und geistigen Notlage eindringlich davon überzeugen, daß es nichts Größeres und Schöneres in allem Menschentum gibt als das eigene Volkstum. „Einen Spiegel brauchten unsere Leut' aus alten Zeiten," sagte der Meister, „und jährlich einmal sollten sie sich in demselben sehen. Dann würde manches besser sein." [1]) Die Werke Müller-Guttenbrunns, namentlich „Meister Jakob und seine Kinder" und die „Glocken der Heimat" sind ein wirklicher Banater Schwabenspiegel, in dem sich der Volksstamm wiedererkennt.

Müller-Guttenbrunn wollte auch im völkischen Kampfe die Werte des Banater schwäbischen Volkstums als Schild und Schwert benutzen, wider einseitige politische Parteidoktrinen, die das politische Leben nach einmal vorgezeichneter Schablone zurechtschneiden wollen.

Er schildert in seinen Werken eine Welt, die im deutschen Geistesleben noch wenig Beachtung gefunden hat. Es ist dies die charakteristische Welt des Banater deutschen Bauern. Ich erwähnte schon, daß die Banater Schwaben fast durchweg dem Bauernstande angehören. Die Glieder des deutschen Bauernstandes im Banate offenbaren uns in ihrem individuellen Leben das Leben und die Eigenheiten des ganzen Standes. Balthasar Klug in den „Glocken der Heimat", Adam und Christoph Luckhaup in „Meister Jakob und seinen Kindern" vertreten den ganzen Stand. Weil der deutsche Bauernstand sich im Banate mit dem Banater schwäbischen Volksstamm deckt, so sind die Gestalten Müller-Guttenbrunns nicht nur Vertreter des deutschen Bauernstandes, sondern sie verkörpern zugleich den ganzen Banater schwäbischen Volksstamm. Sie offenbaren uns also die typischen Merkmale des Banater schwäbischen Volkstums. In dem Banater schwäbischen Volkstume gibt ohne Zweifel das Deutsche schlechthin den Grundton an. Das typisch Banater Schwäbische ist die Vertiefung und schärfere Ausprägung einzelner Charaktereigenschaften. Die Ursache dieser Tatsache ist in den besonderen Lebensumständen und Lebensverhältnissen des Volksstammes zu finden.

---

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 222.

Müller-Guttenbrunn versäumte es nicht, in seinen Werken immer wieder auf die Kräfte hinzuweisen, die das Banater schwäbische Volkstum geformt haben. In seinem Buche „Der große Schwabenzug" schildert er den harten Kampf mit den bis dahin den deutschen Bauern unbekannten Elementen der Natur, die Entwässerung der Sümpfe, die Urbarmachung des Bodens: mit einem Worte die neuen Ortsverhältnisse, die neuen Lebensbedingungen. In den „Glocken der Hemiat" schildert er den ständigen Kampf, der um die Erhaltung des von den Sümpfen ertrotzten Bodens geführt werden muß. In der „Götzendämmerung" zeigt er uns, unter welchen kulturellen, völkischen und staatlichen Verhältnissen der Volksstamm seit längerer Zeit sein Dasein verbringt. Alle diese Umstände hinterließen sehr deutliche Spuren in dem Fühlen und Denken, Empfangen und Gestalten des Banater deutschen Volkstums. Die besonderen Lebensbedingungen, unter denen die Deutschen im Banate seit zweihundert Jahren lebten, trugen zur Bildung eines neuen, eines Banater schwäbischen Stammescharakter bei.

Während unser Dichter in der „Götzendämmerung" mehr die politischen Zustände schildert, so hat er in den „Glocken der Heimat", aber namentlich in „Meister Jakob und seinen Kindern" die positiven Kräfte herausgearbeitet, die die Stärke und die Größe seines Volksstammes bedingen. Hier sind Lebensäußerungen gegeben von einer Tiefe und Innerlichkeit, von ergreifender Treue, inigster Keuschheit und herzerschütternder Gewalt.

Stämmig, fest im Boden wurzelnd, derb und gesund schildert er seinen Volksstamm. Es ist dem Banater Menschenschlage eine gewisse knorrige Nüchternheit eigen. Es ist das ein auf das wirkliche Leben gerichtetes Volk, bei dem Rechtschaffenheit und bäuerliche Tüchtigkeit sich mit einem zu heiterem Lebensgenuß neigenden Sinn vereint. Die Bauerngestalten Müller-Guttenbrunns stehen in ihren Worten und Werken noch der Einfalt der Natur nahe. Haus, Hof, Acker und die zur Aufrechterhaltung und Bebauung nötigen Mittel bilden ihre Welt. In dieser ihrer Welt geht ihr Leben auf. Um die Menschen in dieser Welt so lebenstreu darzustellen, hatte Müller-Guttenbrunn das erforder-

liche Rüstzeug. Er hatte einerseits sehr viel von dem Wesensgehalt der Banater Menschen in sich, andrerseits kannte er seine Landsleute sehr genau auf ihrem Boden und in ihren Lebenszuständen. Er war mit allen Phasen ihrer Vergangenheit, mit ihrem Wachstum und den dieses bedingenden Kräften sehr gut vertraut.

Die treibenden und bildenden Kräfte in den Banater Menschen sind die sogenannten naturgebundenen Kräfte der Seele, Instinkte und Willenselemente, die den Geist in ihre Bahn lenken und ihren Zwecken dienstbar machen. Sie sind mit der lebendigen Natur in ständiger Berührung. Sie leben in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Boden. Ihr Blick ist erdwärts gerichtet in die Sphäre der unter ihnen liegenden organischen Welt. Sie sind abhängig von allen Kräften der Natur, deshalb stellen sie sich ehrfürchtig in ihren Bereich. Sie fügen sich liebevoll in ihre Gesetze. Sie fühlen sich im Einklange mit der Natur, in die sie gebannt sind und schöpfen daraus eine eigene Kraft und Weisheit und eine in sich selbst ruhende Sicherheit, die durch äußere Schicksalsschläge nicht gebeugt werden kann. Ihr Feld und Vieh sehen sie als ihr Schicksal an. Von einer Ausbeutung oder von einer Wertung als Kapital und Produktionsmitteln kann bei ihnen nicht die Rede sein. Luckhaup, Meister Jakob, Balthasar Klug usw. sind Herren auf ihrer Scholle und arbeiten zugleich, daher kommt ihr eigentümliches Verantwortungsgefühl und ihre Selbständigkeit. „In mein'm Haus gilt mei Wille und koin annerer.“ [1]) Der Geist vermag nur schwer die auf ihnen lastende, ihr Gemüt beengende und bedrückende Hülle der irdischen Wirklichkeit abzustreifen und die lichten Höhen des Uebernatürlichen, der Abstraktion zu erklimmen. Bei ihnen ruht der Wert der Mitmenschen nicht in dem geistigen Inhalt, sondern in der Form, und zwar in der rechten Form, in der rechten Ordnung des Lebens. So ist z. B. Susi in „Meister Jakob und seinen Kindern“ aus der Gemeinschaft der Rosenthaler ausgeschlossen worden, weil sie durch ihren Fehltritt die rechte Form durchbrochen hat.

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 170.

„Wenn der Vater abends sagte: ihr geht morgen in die Kartoffeln, so ging man in die Kartoffeln; oder: Hannes: du ackerst morgen im Ueberland und die Margret geht mit de Leut' in Wingert, so lud der Hannes seinen Pflug auf und fuhr hinab ins Ueberland, die Margret aber ging, so sehr sie innerlich widerstreben mochte mit den Taglöhnern in den Weingarten. Widerspruch gab es keinen." [1]) In diesen Worten kommt so recht der schwäbische Ordnungssinn zum Ausdruck. Der Bauer Adam Luckhaup in „Meister Jakob und seinen Kindern" braucht die Ordnung, weil ohne sie ein Leben weit ausschauender Zwecke, wie er es führt, nicht möglich ist. Ordnung bedeutet ihm nicht nur Arbeitsordnung, auch nicht nur gehorsames Eingehen in die objektive Welt- und Lebensordnung, sondern dabei ganz besonders Sicherung des Besitzes, der Sache, in der sein ganzes Dasein wurzelt.

Für Meister Jakob ist die rechte Stellung, die die Menschen zu den göttlichen oder sonstwie objektiven Normen der Welt und des Lebens einnehmen, in der Bewertung ihres Charakters entscheidend.

In dieser Welteinstellung sind alle positiven, sowie alle negativen Leistungen der Banater deutschen Menschen beschlossen.

Die Bauerngestalten Müller-Guttenbrunns sind Träger aller soliden und bewährten Instinkte. Ruhe, Festigkeit und besonders Starknervigkeit sind die Hauptmerkmale ihres Wesens. Nicht hastig aufflammend und schnell wieder zusammenbrechend, sondern in einer recht seltenen Ruhe stehen diese Menschen in allen ihren Lebenslagen da. Ich verweise auf die Ruhe und die Starknervigkeit der Karlsdorfer in den „Glocken der Heimat", der Frau Eva und der Susi in „Meister Jakob und seinen Kindern". Sie ertragen alle Schicksalsschläge mit einer seltenen Ruhe, Festigkeit und Standhaftigkeit. Ihr Entschluß reift langsam, aber einen einmal gefaßten und richtig erkannten oder gefühlten Vorsatz verfolgen sie mit einer Zähigkeit und Ausdauer, die den größten Hindernissen gewachsen ist und am Widerstand nur noch mehr erstarkt. Ich erwähne noch, mit wel-

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 52.

cher Starknervigkeit, Zähigkeit und Ausdauer die Männer von Karlsdorf den ausbrechenden Fluten Widerstand bieten. Klug führt einen Beschluß der Gemeinde nach dem anderen herbei und läßt trotz den Drohungen des Oberstuhlrichters und des Stromingenieurs in seinen Absichten nicht locker. „Und er führte einen neuerlichen einstimmigen Entschluß der Gemeinde herbei in der Dammbaufrage. Er ließ nicht ab von all den praktischen Hinweisen, die ihnen der Banater Amerikaner Georg Trauttmann gegeben hatte. Man mußte zur Selbsthilfe greifen, wenn einen niemand erhöre, wenn man überall nur auf Trägheit oder bösen Willen stoße.“ [1]) Langsam leben, langsam vorwärts schreiten, nie einen Schritt zu tun, ohne ihn hundertfach geprüft zu haben, wissen, daß es nie im Leben darauf ankommt, wonach ein Ding im Augenblick aussieht, sondern immer nur darauf, was es auf die Dauer wert ist, so aufs engste mit einer selbst geschaffenen Vergangenheit zusammenhängen, das ist vor allen Dingen die Art der Menschen, mit denen uns Müller-Guttenbrunn in seinen Werken bekannt macht. Fleiß, Arbeitsamkeit und Zähigkeit sind ihre Grundtugenden. „Das Verzagen wäre eine schöne Schande.“ [2]) Müller-Guttenbrunn zeigt uns seine Banater Menschen namentlich bei der Arbeit. Hier schlägt ihr Herz. Bei der Arbeit entfaltet sich der eigentliche Kern ihres Wesens. Arbeiten, Kämpfen und ihre Kräfte messen ist ihr eigentliches Lebenselement. Aus dem stetigen Kampfe zieht die Willenskraft und damit die Lebensfreude immer neue Nahrung. „Immer war Krieg bei ihnen, jedes Kolonistenjahr zählte doppelt in diesem gesegneten und ständig bedrohten Stück Erde.“ [3]) „Der Reigen war zu Ende, er begann von vorne.“ [4]) „Sommer und Winter gingen hin, das große Tagewerk erneuerte sich immer wieder, und die Menschen keuchten unter seiner Last. Was war der Inhalt ihres Lebens? Arbeit, Arbeit, Arbeit!“ „Schaffen“ nennen sie es. Schaffen! Ja, es war ein Bodensatz schöpferischen Vermögens in dieser Riesenarbeit.

---

[1]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 290.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 203.
[3]) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 314.
[4]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 263.

Man schaffte nicht nur um sich satt zu essen, das vollbrachte Werk ging weit darüber hinaus. Es verankerte ein Volk auf eigener Erde. Jedes Dorf schuf sich hier sein eigenes Deutschland, jedes war eine Welt, in der Tausende ihren Daseinskreis vollendeten, als lebten sie am Rhein oder in Schwaben. Niemand blickte mehr hinter sich, die Fäden, die zur Urheimat führten, waren in hundertfünfzig Jahren langsam verloren gegangen, und jedes neue Geschlecht trieb seine Wurzeln tiefer in das Erdreich. In die Breite und in die Tiefe wuchs es, aber nicht in die Höhe. Fest klammerten sie sich an die Scholle, gierig stillten sie ihren Feldhunger, an ihrem bäuerlichen Wohlstand bauten sie mit allem Fleiß, aber von Idealen wußten sie nichts; der geistige Zustrom aus einer Nation fehlte ihnen, der Spiegel ihrer Ahnen und die wenigen, die einen Mangel in ihrem Leben fühlten, wußten nicht, was das wäre, das Inselhafte ihres Daseins kam ihnen nicht zum Bewußtsein. Ein Hauch von höheren Zielen hatte sie aus der unvergessenen Kirchweihpredigt des Pfarrers von Bogarosch angeweht, ein neuer Luftstrom hatte die zwölf Apostel auf ihrer Fahrt nach Temesvar gestreift, aber es verflüchtigte sich alles wieder. Der Same, dem kein Regen, dem kein Tropfen Tau zu Hilfe kam, ging nicht auf, die Räder liefen über ihn hinweg. Der junge Oberlehrer Heckmann bebaute ja ein Stück Poesie im Kirchengesang, und was er allsonntäglich in die Orgel legte, das stieg himmelan. Die Poesie der alten Lederbücher blühte in jeder Spinnreih auf, und in Sitte und Brauch lebte uraltes deutsches Volksgut. Aber nichts, was darüber hinausging, machte sich fühlbar. Arbeit, Arbeit, Arbeit! gab es noch etwas anderes in der Welt? Niemand sagte es ihnen.... Der die Lilien auf dem Felde kleidet, der deckte jedem Schwaben sein Dach und füllte alle Speisekammern. Aber schaffen mußte er können, schaffen, schaffen, schaffen. Selbst die Brüder von der Walze, die Fechtbrüder mieden die reichen Schwabendörfer, denn man gab ihnen nichts umsonst, man forderte sie auf mitzuschaffen. Und da liefen sie lieber meilenweit, denn sie wußten, was die Schwaben unter Schaffen verstanden. Und die Walachen und Serben wußten es auch. Sie redeten nur vom deutschen Arbeitswahnsinn, er war eine Geißel für all

die Halborientalen. Und wo er in ihre Dörfer eindrang, ergriffen sie alsbald die Flucht." [1])

Müller-Guttenbrunn hat in seinen Werken den Kern des Banater schwäbischen Volkstums, das Gefühl der eigenen Kraft, Tüchtigkeit und Pflichterfüllung richtig erfaßt und gut dargestellt. Von den vielen Beispielen möchte ich nur einige herausgreifen: „Kaspar Luckhaup war wie ein Teufel hinter seinen Söhnen her, daß da nichts versäumt wurde, denn der Weizen war wohl von der Spreu zu sondern, nicht aber von Sand und Erde. Und er selber stand Tag für Tag auf dem Tretplatz und ließ sechs Pferde, die er an langen Leinen hatte, die Runde laufen.... Dem Kaspar fehlte der Humor, es ging immer ernsthaft und trocken zu bei ihm und mancher Donnerkeil sauste nieder, wenn irgend etwas passierte, wenn die Heugabeln nicht flink genug waren... „Des is a Freud, Kinner, wie's heunt geiht," sagte er. Und er worfelte und worfelte. Die verdrießliche Stimmung, die der Vater während des Tages oft um sich verbreitete, war vergessen, sobald ein guter Abendwind weht und er mit Glück worfelte. Der Vater hatte wieder einmal gezeigt, daß er der Meister war. In Schweiß gebadet stand er am Schluß des Werkes da, aber gut gelaunt. [2])

Die Menschen fühlen es instinktiv, daß sie sich nur durch ihre eigene Kraft, durch ihre eigene Arbeit inmitten fremder Völker als lebensfähig ausweisen. Sie schaffen um der Arbeit willen, ohne Rücksicht auf Lohn und Genuß, oder sonst welchen Vorteil, den sie ihnen bringen kann. „In den Tagelohn zu gehen, war für niemanden eine Unehr', der Bauer schätzte seine Helfer und behandelte sie wie Familienmitglieder. Die Bäuerin aber kochte auf für die abends Heimkehrenden, wie zur Kirchweih. Der Lohn war mäßig; aber jedes Haus legte noch ein „Vergelt's-Gott" drauf, denn die Arbeit ehrte, der Fleiß war rühmlich und brachte eine gute Nachrede." [3])

Mit ihrer ungestümen Willenskraft und dem Bewußtsein der sittlichen Kraft ihrer Arbeit hängt ein stark entwickeltes

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 227.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 52.
[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 21.

Standesgefühl zusammen, ein stolzes Bewußtsein ihres gesellschaftlichen Wertes. „Als Sohn eines Bauern hatte er auch den Stolz eines solchen in sich und er wünschte seinen Töchtern nichts besseres, als große Bäuerinnen zu werden.“ [1]) „Herr Dechant, die Luckhauwe sin Bauern. Sin immer Bauern gawesa und müssa Bauern bleiwo. Des is für uns der ersch Stand.“ [2])

Sie sind stolz auf ihre Felder, Weingärten und namentlich auf ihr Vieh. „Und alles Vieh behielt man daheim an solchen Tagen, der Stall durfte nicht leer sein, wenn die Vettern kamen. Die wollten auch Gäule und Kühe und Säue sehen, nicht bloß Kirchweihsträuße. Und wenn ein Vollbauer seine zwölf wohlgenährten, auf den Glanz gestriegelten Pferde im Stall hatte, wollte er auch, daß sie bewundert werden.“ [3])

Dieser Stolz wächst leider sehr oft zu einem spröden Hochmut aus. „Und protzen tat man auch gern ein bißchen, sowohl mit seinem Wohlstand wie mit seiner Jugend und dem Glanz seiner Kirchweih.“ [4])

Stark ausgeprägt ist bei ihnen der Gemeinsinn. Es herrscht unter ihnen eine gegenseitige Hilfsbereitschaft, ein schweigendes Schutz- und Trutzbündnis, über welches die christliche Liebe den Mantel der Barmherzigkeit und des guten Willens breitet. Mit der Mithilfe der Nachbarn und Freunde baut in „Meister Jakob und seinen Kindern“ Philipp Trauttmann sich ein Haus. „Es herrschte ein fröhliches Treiben unter allen Teilnehmern, die um Gottes-Lohn arbeiteten... Diese und jene Base oder Nachbarin, die nicht beim Bau selber mithalf, brachte manchen Tropfen Milch oder Rahm unter der Schürze, einen Striezel Butter, ein Körbchen Eier oder einen Schinken, denn was bei so einer Klatta gegessen wurde, das griff tief in die Vorräte des Hauses, da mußte man etwas beisteuern... Jeder freiwillige Helfer erhielt beim Abschied seinen Händedruck, sein „Vergelt's Gott!“ Und er durfte mit der Gegenleistung rechnen, sobald er sie nötig hatte.

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 75.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 168.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 78.
4) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 78.

Das war noch gute Kolonistenart, überkommen aus fernen Tagen und mit Treue festgehalten. Für Geld war solche Hilfe nicht feil, bezahlte Bauarbeiter gab es nicht." [1])

Groß ist auch ihre Liebe zur heimatlichen Scholle und zu den eigenen Volksgenossen. Sie kommt am besten in den „Glokken der Heimat" zum Ausdruck. „Und hätte er sein Vätererbe mit den Fingern aus diesem Schlamm hervorgraben müssen, preis gab er es nicht." [2]) Ihre Flur, Ihr Dorf ist ihnen ihr alles. Johann geht in „Meister Jakob und seinen Kindern" nur schweren Herzens auf die Wanderschaft. Er „lag lieber in den Spinnstuben herum bei den Dorfmädchen, er hing zu zäh an der Heimat." [3]) „Es war ihm lieb, daß ihn die heimatlichen Lieder fortan begleiten sollten." [4])

In der Fremde wird er von einem mächtigen Heimweh gequält. „Aber das Heimweh sei über ihn gekommen und er müsse bald weiter fort, damit er nicht am Ende noch umkehre. Er grüße alle tausendmal, die Eltern, die Geschwister, die Freunde und Nachbarn. Sie sollen seiner nicht vergessen. So schön wie daheim sei es nirgends." [5])

Die Banater Menschen in den Romanen Müller-Guttenbrunns sind alle national mit Leib und Leben, Geist, Herz und Sitte, aber die bewußte Idee des Volkstums ist nur wenigen aufgegangen. Nationalgeist, Gesellschafts- und Familienleben ist bei ihnen noch naiver Instinkt, noch Sitte. „Auch der Einzug der jungen Bäuerin änderte daran nichts, der Vater begab sich nicht in ihre Kost und Pflege, sie hatte drei Jahre an seinem Tisch zu essen wie eine aufgedingte Magd. Das war der Brauch des Hauses und davon ließ er nicht." [6]) „Gute Sitten haben bei ihnen mehr Kraft als anderswo gute Gesetze." Was Tacitus von den alten Germanen sagt, trifft auch heute noch auf die Banater zu. Die Sitten verbinden den einzelnen mit der Gemeinschaft, und geben damit dem Volksstamme eine gewisse

---

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 176.
2) M. G.: Die Glocken der Heimat. S. 330.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 11.
4) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 25.
5) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 58.
6) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 52.

innere Fähigkeit, die ihm über viel Not und Zerrissenheit hinweggeholfen hat. Durch die Gemeinsamkeit der Sitten wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit immer wach erhalten und gestärkt.

Müller-Guttenbrunn hat in „Meister Jakob und seinen Kindern“ die Kirchweih und die Hochzeit sehr anschaulich und lebendig geschildert. An diesen Tagen ausgelassenster Freude begegnen wir manchem ernsten Zug, der von dem lauteren Gemüte und vor allem von der Pietät des Volkes ein schönes Zeugnis ablegt. Diese Feste sind dem Volksstamme geradezu ein Bedürfnis. Zwei seiner charakteristischen Eigenschaften, Gemüt und Humor, kommen darin zum Ausdruck.

Wie in altgermanischer Zeit, ist auch heute noch bei ihnen die Eheschließung weniger eine Herzensangelegenheit als eine Geschäftssache. Weniger die Neigung, als das gegebene Treuwort ist die sittliche Bindekraft der Ehe. Trotz der Vernunftehen finden wir bei ihnen doch ein starkes Familiengefühl. Die gelobte Treue ist ihnen eine sittliche Tugend, die trotz der mangelnden Zuneigung mit Selbstüberwindung an der eingegangenen Verpflichtung festhält. Sie sind himmelweit entfernt von jeder modernen Sentimentalität und Gefühlsromantik. Sie sind aus viel zu sprödem Stoff geformt, als daß die Liebe in ihnen zur Leidenschaft werden könnte. Sie ist vielmehr nur eine ruhige und trauliche Zuneigung, die sich aber selbst als solche nicht immer offenbart. Auf dem Grunde einer höheren sittlichen Verantwortung ruht die schwäbische Bauernfamilie, ruht das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Mann und Frau in unserem Volksstamme. Meister Jakob und Jörgel Haffner in den „Glocken der Heimat“ offenbaren die volle Tiefe ihres Gemütes nirgends schöner als in ihrem Heim, in dem Kreise der Familienangehörigen, wo sie sich geben können, wie sie sind, wo sie ihre Liebe denen gegenüber Ausdruck verleihen können, für die sie im Kampfe des Daseins wirken und schaffen, die ihnen höher stehen als das eigene Leben.

Stark entwickelt ist bei ihnen auch das Sympathiegefühl. „Alle redeten mit, nur die Mutter ging still ab und zu und wischte sich manchmal mit der Schürze über die Augen. Also wurde es

doch ernst. Sie beschäftigte sich mit Johanns Ausstattung. Und was sie ihm Gutes backen könne für die ersten Tage der Wanderschaft, das lag ihr besonders im Sinn. Frau Eva setzte sich neben ihren großen Buben und nahm versteckt unter dem Tisch seine Hand. Ihr Liebling war ja der zweite, der Jakob, sagten alle; sie wußte davon nichts; in dieser Stunde war es gewiß der Johann. Und sie wollte wissen, was er sich noch alles wünschte." [1])

Ein schöner Zug des Volkscharakters ist auch die außerordentliche Gastfreundlichkeit. Den Höhepunkt dieser Volkseigenart kann man bei der Kirchweih oder Hochzeit sehen. „In jedem dritten Haus des Dorfes gab es Gäste." [2]) Auf Gastfreundschaft war heute das ganze Schwabendorf gestellt, die Türen aller Keller und aller Speisekammern standen offen, wer immer kam, der war willkommen. Und wo eine Haustochter einen Kirchweihstrauß gemacht hatte, da gab ein Besucher dem anderen die Tür in die Hand." [3])

Die religiösen Gefühle der Bauerngestalten Müller-Guttenbrunns offenbaren sich in der festen Zuversicht zu Gott als dem Lenker unseres Schicksals. „Ob alles weiter so gedieh wie es den Anschein hatte, das lag in Gottes Hand." [4]) „Und dazu brauchte man Gottes Beistand, er mußte immer einen leisen fröhlichen Abendwind wehen lassen, wenn das Tagewerk ganz gelingen sollte." [5]) Gott ist ihnen ein Axiom, über menschliches Leugnen und Beweisen überhaupt erhaben. Ihre Frömmigkeit äußert sich nur selten in Reden über Gott und göttliche Dinge. Was bei ihnen Herzenssache ist, haben sie nicht auf der Zunge. Sie kennnen den Scherz und Spott über sämtliche Grundlagen des menschlichen Lebens im allgemeinen und über Gott und göttliche Dinge im besonderen nicht. Sie finden instinktiv den richtigen Punkt, wo Scherz und Witz umzukehren haben. Gottes Dinge sind ihnen ernst und heilig.

Ein Vergehen gegen die Dorfsitten zieht eine große Schande nach sich. „Die Furcht vor der Sünde ist gering, aber die vor

---

[1]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 17.
[2]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 84.
[3]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 103.
[4]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 450.
[5]) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 54.

der Schande umso größer." [1]) „Seit ein paar Tagen war sie wie betäubt, sie sah und hörte nichts und ihr ganzes Wesen schien nur von dem einen Gedanken erfüllt: die Schande! die Schande!" [2])

Das Gewissen herrscht bei ihnen mit einer ganz anderen Absolutheit und Unfraglichkeit, wie bei den sogenannten städtisch Gebildeten, die im Leben zu viel Wenns und Abers, zu viel Gesichtspunkte kennen gelernt haben, von denen aus sich eine Sache auch ansehen läßt. „Sein Leben in dem verödeten Hause war ihm zur Hölle geworden. Er wagte keinen Fuß in die vordere Stube zu setzen, sie war noch in demselben Stand, in dem sie die Bäuerin zurückgelassen hatte. War sie tot? In stillen Nächten hörte er beständig ihren Ruf. Er mochte sich die Decke über den Kopf ziehen, er mochte sich die Ohren verstopfen, mit was er wollte, es rief mit klagender Stimme: Mathes, Mathes, Mathes! Und er huschte abends immer rasch durch die Küche, denn er fürchtete ihr zu begegnen. Er ließ bei Eintritt der Dämmerung überall Licht anstecken und duldete keinen dunklen Raum. Selten ging er unter Menschen, denn er meinte, jeder müsse ihm seine Tat von der Stirne lesen." [3])

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 159.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 130.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder, S. 288.

6.

Stil

a) Götzendämmerung

Verstehen wir unter Stil „die Summe der einheitlich geregelten Ausdrucksmittel eines Werkes, in denen sich die ästhetische Auffassung und Gestaltugskraft eines Schaffenden kundgibt“ [1]), so muß gleich am Anfang dieses Abschnittes gesagt werden, daß hier die schwächste Seite Müller-Guttenbrunns ist. Die „Götzendämmerung“ vermag sozusagen gar keine originelle Eigenschaften ästhetischer Natur aufzuweisen. Der Wert dieses Buches liegt vielmehr im Gedankengehalt und in der Schilderung der Zustände. Vergleichen wir die „Götzendämmerung“ mit seinen übrigen Werken, so machen wir zunächst die Beobachtung, daß zwischen ihnen im Hinblick auf den Stil ein wesentlcher Unterschied besteht. Dieses Buch nimmt eine Stellung für sich ein. Der außerordentlich spröde Stoff, den der Dichter in der „Götzendämmerung“ zu gestalten hatte, hat auch den Stil beeinflußt. Im Tagebuche vom 11. Juni 1907 heißt es: „Der neue Roman (Götzendämmerung) kommt mir aus dem Leitartikelstil nicht heraus.“ Müller-Guttenbrunn nannte später noch einmal die „Götzendämmerung“ „Leitartikelpoesie“! In diesen Bekenntnissen ist im wesentlichen alles enthalten, was ich über den Stil der „Götzendämmerung“ zu sagen habe. Von einer gegenseitigen Durchdringung von Form und Stoff, von einem Herauswachsen der Form von innen heraus, von einer Hebung und Steigerung, einer Abtönung und Vertiefung des Stoffes durch die Form kann in diesem Werke nicht die Rede sein. Nirgends zeigt sich in der „Götzendämmerung“ Ursprünglichkeit und Kraft der stilisti-

[1]) Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. Bd. II, S. 8. Halle 1911.

schen Formgebung. Müller-Guttenbrunn hat es in der „Götzendämmerung" nur sehr wenig verstanden, die „treibenden Ideen des menschlichen Herzens, sein Sehnen und Verlangen lebendig aus seiner Darstellung hervorleuchten und die frei schaffende Tätigkeit der Phantasie sich kühn und in blühender Ueppigkeit" [1]) entfalten zu lassen. Er weiß für den Gedanken und vor allem für die Gefühle, die er ausdrücken will, nicht immer den richtigen und bezeichnenden Ausdruck zu finden, oft besagen die Worte etwas ganz anderes, als der Dichter beabsichtigte.

Der Hauptmangel der „Götzendämmerung" liegt in der Unanschaulichkeit. Jedem unanschaulichen Stil haften zwei unverkennbare Merkmale an: die Hauptwörter auf ung, heit, keit und die Fremdwörter. Diese zwei Merkmale sind dem Stile der „Götzendämmerung" eigen. Müller-Guttenbrunn gibt dem Leser sehr oft nur Wörter zu hören. Er läßt ihn kein Ding sehen. Das Wort wird bei ihm gelegentlich in seinen Reflexionen zum bloßen Spielball des abstrakten Denkens. — Es kommt immer wieder zum Ausdruck, daß Müller-Guttenbrunn bei der Gestaltung der „Götzendämmerung" zu oft mit Verstand und Bewußtsein arbeitete.

Auch die Klarheit des Stils läßt sehr viel zu wünschen übrig. Besonders die reflektierenden Teile stellen zu hohe Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Lesers. Hinter den dunklen und geschraubten Ausdrücken muß der Leser erst lange den wirklichen Sinn suchen, um hinter die Bedeutung zu kommen. Die ausgedehnten und verzweigten Gedankengänge unterbrechen zu oft den ruhigen Erzählungsgang. In der „Götzendämmerung" ist kein gleichmäßiger Fluß der Sprache. Sie ist der Sprache des Alltags angepaßt, eckig, zerhackt und grell. Die Sätze sind zu lang, die Wortstellung zu gekünstelt und der Aufbau der Gedanken zu wenig planvoll. Allzu oft bedient er sich in der „Götzendämmerung" der Fremdwörter. Daß sie sehr störend und hemmend wirken, braucht nicht noch besonders betont zu werden.

Beispiele für die von mir aufgezählten Tatsachen finden wir fast auf jeder Seite.

[1]) Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft. Bd. II. S. 27. Halle 1897.

b) Die Glocken der Heimat

Müller-Guttenbrunn hat in den Glocken der Heimat das schwäbische Dorfleben in Karlsdorf dargestellt. Er suchte aber im Karlsdorfer Dorfleben nur d i e Merkmale heraus, die es mit dem Leben in den übrigen Schwabendörfern gemeinsam hat. Mehr als das Unterscheidende und Trennende, das Individuelle, wird von unserem Dichter hier das Gemeinsame und Verbindende, das Typische betont. Die Charaktere stellen fast alle einen ganz bestimmten Typ dar. Lehrer Heckmüller ist der Vertreter der alten Lehrergeneration, Halmos der neuen. Balthasar Klug ist der Typus der rechtschaffenen Banater schwäbischen Bauern. Gergely hat alle Eigenschaften, die wir bei den übrigen magyarischen Beamtenadeligen finden. Pfarrer Horvat verkörpert den Priesterstand. Das Typische wird nicht nur in den Charakteren betont. Wir begegnen ihm auch in der Beschreibung der Sitten und Zustände. Der Kirchgang zu Karlsdorf (S. 71), die Metzlsupp beim Haffnersphilipp (S. 173), die Spinnreih bei Haffnersbärbl (195) usw. kann auf eine jede andere Banater schwäbische Gemeinde übertragen werden.

Müller-Guttenbrunns Stil ist mit einem Worte in den „Glocken der Heimat“ ein typisierender.

Während er sich in der „Götzendämmerung“ im graziösen Spiel mit Begriffen gefällt, strebt er in den „Glocken der Heimat“ danach, alles unter einem konkreten, anschaulichen Bilde zu erfassen. Sein Denken haftet im Wesentlichen an konkreten Dingen. Sie interessieren ihn vor allem, und sie weiß er meist lebendig und anschaulich darzustellen. Die Bewegungen, die sichtbaren Vorgänge kommen ihm in ihrer vollen Anschaulichkeit zum Bewußtsein, und nur selten wandelt die lebendige Anschauung sich unmerklich zum abstrakten Begriff. Die Substantivierung

des Verbs ist verhältnismäßig selten, das Verbum, das das Leben und die Bewegung widrespiegelt, überwiegt.

Von den verschiedenen Sinnesvorstellungen nehmen die des Gesichtssinns und des Gehörsinns einen großen Raum ein. An sich betrachtet, ist aber kaum eine der vertretenen Vorstellungen neu oder besonders eigenartig. Müller-Guttenbrunn bevorzugt das ruhige Licht des Tages. „Das Schwabendorf lag still und friedlich in der warmen Aprilsonne“ (S. 5). Von den Bezeichnungen für die Farbenempfindung hebt er das Braune und Graue hervor. Stärker als die Gesichtsempfindungen treten in den „Glocken der Heimat“ die Gehörsempfindungen hervor. Die Ausdrücke für Klangempfindungen kommen sehr häufig vor. Z. B. „Als sie das Dorf hinter sich hatten ... hörten sie plötzlich ein fernes Knattern und Schießen ... es knirschte und krachte, brüllte und brauste, als wäre der Weltuntergang im Anzuge (S. 247). „Der mehr als tausend Meter breite Strom war eine schiebende, grollende, donnernde, tobende Masse von Eisklumpen.“ (S. 249). „Und horch — jetzt läuteten daheim die Glocken“ (293). „Aus weiter Ferne hörte man ein Sausen und Stöhnen, ein dumpfes Rollen“ (311). „Der Sturm heulte.... Die Wasser rauschten vom Himmel“ (258). „Ein zweiter Böllerschuß knallte“ (295). „Sie stießen ihren hellen, hohen Hornruf aus“ (35). Straubmichel wird mit akustischen Vorstellungen neu eingeführt. Man sieht niemand kommen, man hört ihn. „Die schweren Schritte des Straubmichl näherten sich...“ (70).

Müller-Guttenbrunns „Glocken der Heimat“ gehen mehr in die Breite als in die Tiefe. Beweise für eine allzu große Breite des Stils ließen sich mehrere anführen. Besonders tritt diese Tatsache in der Schilderung der Spinnreih (195) und in den beiden Nebenhandlungen hervor. Die wirkungvolle Knappheit suchen wir vergebens. Größere Kürze, Prägnanz und Klarheit hätte den künstlerischen Wert des Werkes erheblich steigern können. Unklarheiten im Stil finden sich häufig und sind wohl auf einen gewissen Mangel an Sorgfalt zurückzuführen. Es fehlt oft an logischer Korrektheit. Der Breite des Stils entsprechend findet sich auch oft eine Häufung von Vorstellungen an Stelle einer

organischen Gedankenentwicklung. Besonders häufig begegnen wir dieser Tatsache im 25. Kapitel.

Die Kunst des Andeutens und Erratenlassens ist Müller-Guttenbrunn unbekannt. Auch die Kunst der wechselnden Beleuchtung versteht er nicht. Er weiß nichts von jener Darstellung, die den Ausdruck bald bis zur äußersten Knappheit und Präzision preßt und zuspitzt, bald die Fülle des Worts sich frei und ungehemmt ergießen läßt, die bald von Gipfel zu Gipfel springt und dann wieder behaglich verweilt, um sich umzuschauen und die Aussicht in die Ferne zu genießen oder Blumen am Wege zu pflücken.

Müller-Guttenbrunn geht in den „Glocken der Heimat" sehr sparsam mit Vergleichen um. Sie sind fast alle der herkömmlichen Umgangssprache entnommen, erheben weder einen Anspruch auf Beachtung im gleitenden Strom der Erzählung, noch fallen sie als unkünstlerisch irgendwie unangenehm auf. Z. B. „Jeder Orgelton peitschte ihre Sorgen auf wie einen Bienenschwarm" (79). „Es waren Zwillingskinder ... blauäugig, blond und prall wie die Blasengel auf alten Kirchenbildern (19). „Als das erste Wort in den Zuschauerraum flog, fühlte sie sich wie ein Fisch, der bisher nur in feuchtem Ufersand gelegen und jetzt auf einmal in sein eigentliches Element geraten war, ins Wasser" (279).

Die anderen steigernden und bereichernden Ausdrucksmittel läßt er fast völlig außer acht. Er bedient sich sozusagen gar nicht des Stilmittels der Beseelung. Sinnbildliche Wendungen fehlen in seinem Srachstil gänzlich. — Ziemlich groß ist die Zahl der bezeichnenden oder malerischen Beiwörter, wodurch der Dichter seine oft blassen Begriffe verdeutlichen und anschaulicher gestalten oder besondere Gefühlswerte erwecken will. Teilweise sind es recht abgegriffene Wörter, die unsre Phantasie nicht gerade anzuregen vermögen, teilweise hat er aber doch durch sie die Stimmung und den ästhetischen Gehalt zu heben gewußt. Störend wirkt eine starke Wiederholung von Liebligswörtern wie: „friedlich", „still", „lächelnd" u. a. m.

c) Meister Jakob und seine Kinder

In diesem Romane springt der Stil ganz aus dem Empfinden des Banater schwäbischen Bauernvolkes heraus. Müller-Guttenbrunn redet die Sprache dieses Volkes. Er stellt sich absichtlich auf sein Niveau, um auf es eindringlicher wirken zu können. Wir begegnen in „Meister Jakob und seinen Kindern“ zahlreichen volkstümlichen Stilelementen. Ich verstehe unter volkstümlichen Stilelementen alle stilistischen Mittel und Eigentümlichkeiten, die breiten Volksschichten als etwas Wesensverwandtes und Bodenständiges erscheinen und so eine besondere Wirkung auf sie auszuüben vermögen. Der volkstümliche Stilcharakter in diesem Buche gibt sich in der äußeren Form und Oberflächenerscheinung der Wort- und Satzgebilde deutlich kund. Er erstreckt sich auch auf die eigenartige Beschaffenheit und Struktur des Gedankenmaterials. „In der sogenannten gbildeten Welt existiert, wirkt der Mensch viel mehr als Einzelner; der Bauer dagegen existiert und wirkt als Gruppe.... In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Stil, bei dem Bauersmann hat der Gau, das Land seinen Stil, nämlich seine Mundart, seine Redewendungen, seine Lieder.“ [1])

Das Banater schwäbische Volkstum hat dem Stil in „Meister Jakob und seinen Kindern“ eine eigenartige, stammestümliche Farbe und Stimmung verliehen. Der Kundige erhält den Eindruck eines gewissen sprachlichen Heimatsgefühls. Müller-Guttenbrunn ging in weitgehendem Maße auf den Sprachgeist und die Empfindungsweise seines Volksstammes ein. Er suchte absichtlich eine Stilform, in welcher es seine Stimmungen und seine Eigenart wiederfand.

In „Meister Jakob und seinen Kindern“ ist der Stil in weitgehendem Maße ein epischer, fast völlig frei von den Ele-

---

[1]) Riehl: Die bürgerliche Gesellschaft. 9. Aufl., S. 14. Stuttgart 1897.

menten des Lyrischen und Dramatischen. Er ist aus der Technik des Erzählens entstanden, eines straffen, zielsicheren Erzählens, das sich selten auf Reflexionen und allgemeine Betrachtungen einläßt, sondern auf die Verknüpfung der Begebenheiten den Nachdruck legt. Auch der nicht selten vorkommende Dialog durchbricht den epischen Fluß der Sprache keineswegs, ist er doch fast durchwg episch gebunden und durch den Ton des jeweiligen Erzählers gefärbt. Es ist zudem eine Stileigenart Müller-Guttenbrunns, daß seine Dialoge meistens ganz kurz sind, sehr oft nur aus einfacher und schnell wieder abbrechender Rede und Gegenrede bestehend. Schlicht und ruhig wird in „Meister Jakob und seinen Kindern" eine Begebenheit erzählt. Wir finden in diesem Buche keine Spur von Mühe, nichts Gesuchtes, keine Künstelei; nur Tatsachen, Leben. Das Werk ist aus der Tiefe geholt und fast überall fühlen wir Müller-Guttenbrunns warmen Herzschlag. Der künstlerische Genuß des Lesers entsteht aus dem Gefühl der vollkommenen Uebereinstimmung des Stoffes mit seiner Darstellung.

Das entscheidende Merkmal des Stils in „Meister Jakob und seinen Kindern" ist die volkstümliche Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit. In ihr erweist sich am unmittelbarsten Müller-Guttenbrunns Gestaltungskraft und damit sein Künstlertum. Er verlieh seinen Darstellungen durch Einbeziehung volkstümlicher Elemente den Charakter lebendiger Volksmäßigkeit und frischer Gegenständlichkeit. Nicht jeder kann eine Menge volkstümlicher Elemente zu einem frischen Stil vereinigen, der das Lebensgefühl der Gesamtheit vertieft und steigert. Müller-Guttenbrunn lebte sich mit einer ganz besonderen Liebe in die Darstellungswelt der Volkssprache ein. Er hatte die Fähigkeit, die sprachliche Formung seiner Gedanken dem Volksgeschmacke anzupassen. Dem volkstümlichen Empfinden entsprechend ist seine Ausdrucksweise konstant und typisch; sie bewegt sich in festen Ausdrucksformen, die man Formeln nennt. Formelhafte Ausdrucksweise ist ein Kennzeichen jedes volkstümlichen Stils. Müller-Guttenbrunns Sprache bewegt sich unbefangen im Anschauungsbereiche des Banater deutschen Bauern. Sie heimelt ihn an, er empfindet sie als etwas Verwandtes, da er sich im

täglichen Leben selbst einer solchen Sprache bedient. Banater schwäbische Treuherzigkeit und Vertraulichkeit, innige Zuneigung und lachende Freude gelangen in ihr zum Ausdruck. Unser Dichter war sehr bestrebt, volkstümliches Sprachgut in ausgiebigster Weise in die Darstellung einzuflechten. Die Personen verkehren in „Meister Jakob und seinen Kindern" in einfach-herzlichen, volkstümlichen Anrede- und Begrüßungsformen miteinander. Die Redensarten, die er verwendet, sind sprichwörtlich oder klingen an Sprichwörter an. Eigentliche Sprichwörter, d. h. fest geprägte volksläufige Redeformen, die eine vollständige Erfahrungsmaxime enthalten, hat er nur selten gebraucht.

Bezeichnend sind folgende volkstümliche Redewendungen und Sprichwörter: „Wann Feierabend is, geht's einem immer am beschte (S. 6). „Was häbt'r denn wieder ausgekocht miteinanner? Hm?" (S. 14). „Gib ihm nur ja keinen Strudel mit" (18). „Hot die Sekkatur a End!" (20). „Da spinnt sich 'was" (20). Marje is aa ein Tag!" (20). „Na, du bischt weiter wer" (34). „Zu Peter und Paul wird die Kornwurzel faul" (37). „Im Weg bin ich ehna; fart wolle sie mich häwe; '" dauert ehna zu long" (44). „Hat halt aa de Kopp voll und 's Haus voller Kinner" (44). „Na, na nur nit so obenaus" (46). „Du bischt und bleibscht a Narr" (47). „In dem Haus wechselt 's Wetter g'schwinder, wie drübe über de Berge" (57). „Mer geiht a Licht uf" (58). Drüwe werd jo ufgekocht wie zur Kerwa" (58). „Wenn eine einen guten Kopf hatte, konnte sie auch den Kalender buchstabieren" (59). „Die Nummern an den Mann bringen" (79). „Er habe seine Sache besser gemacht wie ein Pfarrer" (83). „Der Kossuth konnte ihnen gestohlen werden" (85). „So was! Spuckt der den Ungarn von der Kanzel in die Supp!" (104). „Michel, du bringscht mich ins Grab" (106). „Guck derzu, daß d' unners Dach kimmscht" (118). Zwiebeln solle s'n." „Karniffeln solle s' 'n" (120). „Hot euer Gickel a Ei gelegt?" (121). „Jetzt werde man erst sehen, was der Christoph für ein Mann wäre" (153). „Sie schien ihre Zunge zweimal auf des Herrgotts Schleifstein gelegt zu haben, als er die scharfen Weiberzungen schliff" (163). „Wer zu hoch hinaus wolle, der stolpere leicht" (182). „Mit Geld wird keine Ehre repariert" (206). „Bin heunt

grad im richtiga Schwung" (166). „Sie werd erscht g'scheit, wann se sich de Kopp or'ntlich a'garennt hot" (169). „Mit dem wer ich beizeite deutsch rede!" (230). „Heute blase ein anderer Wind im Lande" (274). „M'r muß immer 's bescht glaabe u nit 's schlechscht" (278). „Gott vergeb uns die Sünd" (245). „Die Wohlhabenheit lacht von jedem Giebel" (50). „Einen Batzen Geld hat er zu erwarten" (52). „Die Anna spitzte die Ohren" (70).

In „Meister Jakob und seinen Kindern" finden wir auch viele Empfindungs- und Ausrufungswörter. Der Reichtum dieser Wörter ist ein charakteristisches Merkmal des volkstümlichen, stark betonten Stils. Der Ruf ist als das primitivste Zeichen einer seelischen Erregung oder eines Gefühlsübermaßes das ursprünglichste dichterische Ausdrucksmittel. Das Bauernvolk gibt seiner Trauer und Freude unwillkürlich in kräftigen Ausrufen, in frohen Jauchzern und lauten Klagerufen Ausdruck. Es ist nicht im Stande, seine Gefühle in wohlgeordnete, wortverbindend festgefügte Sätze einzuzwängen, sondern bekundet sie in Ausrufen, die das Satzganze durchbrechen. Das stark erregte, nach unmittelbarem Ausdruck ringende Gefühl ist das Element, das dem volkstümlichen Stil die große Menge von Empfindungswörtern zuführt. Wir begegnen folgenden bemerkenswerten Empfindungs- und Ausrufungswörtern: „ach!", „oha!", „justament!", „aaha!", „so, so!", „oho!", „Jessas Maria und Joseph!", „Nit möglich!", „ah!", „Juhu!", „Vivat!", Vivat Kirchweih!", „Jessas, Jessas!", „ah ja!", „So was!". „Juhu, Juhu!", „Du arme, arme Haut!", „schau, schau!", „Ah so was!", „Waass Gott!", „Gott sei's gedankt!", „Oh, Oh", „Hüch, hüch!", „Vergelt's Gott!", „O Gott, o Gott, o Gott!", „Ahan, ahan!". „So ist das!", „Heidi!", „Oho, oho!", „Hui, hui!", „Na also!", „Du lieber Gott!".

Neben der Fülle der Empfindungs- und Ausrufungswörter stehen auch kräftige Schimpfwörter, Beteuerungen, Flüchen und Verwünschungen. In diesen Stilelementen kommt die besondere Lebhaftigkeit, mit der ein Gefühl betont werden soll, und die Wucht, mit der Behauptungen gestützt werden sollen, zum Ausdruck. Schimpfwörter: „Die Affe!", „Die Schlappschwänz!",

„Dicker Stöpsel“, „Kreuzkopp!“, „Lump!“, „Dickschädel!“, „Zoddelbock!“, „Du Luder!“, „Du Kalfakter!“, „Du altes Laschter!“, „Dickkopp!“. Beteuerungen: „Bei Gott“, „In Gottes Namen“, „Gott behüt'!“, usw. Wahrheitsbeteuerungen: „Das ist wahr“ „Ja, ja“, „So ist das“, „Des sag ich ja“, „Sehr wahr“ usw.

Ein volkstümliches Stilmittel ist auch die Wortwiederholung, z. B.: „sage se, sage se“, „Was ich g'schpür, des g'schpür ich“, „Und des hilft! Des hilft!“, „Aus alten, alten Zeiten“, „Ah, des is schei ... des is schei“, „Gar nix, gar nix“, „Was is denn? Was is denn?“, „Wege so aner, wege so aner“, „Mag sein, mag sein“, „Das mußte die ihr selber sagen, sie mußte es ihr so offen ins Gesicht sagen“ usw.

Müller-Guttenbrunns Darstellung birgt reiche Niederschläge von Anspielungen auf volkstümliche Bräuche und Sitten. Durch die Heranziehung und Verarbeitung dieses Materials erhielt das Ganze einen frischen volkstümlichen Hauch lebenswahrer Gegenständlichkeit, die den Mann aus dem Banater schwäbischen Volksstamm anheimelt, seine Aufmerksamkeit erregt und festhält „Die Foltz Anna aus dem Schwarzwald, die jetzt als Magd bei einem Vetter des Bauern diente,weil sie eine Waise war. So wollte es die Sitte, wenn Bauernkinder verwaisten, so verpachtete der Waisenvater die Wirtschaft und die Kinder mußten als Knechte und Mägde in den Dienst gehen, bis sie volljährig und fähig waren, den eigenen Besitz zu übernehmen. In der Regel dienten sie dem Pächter und lernten das Wirtschaften auf dem künftigen Eigentum.“ [1]) „Susi hatte sich bei Zeiten vorgesehen, auch wollte die Sitte, daß gerade die Hüte der Vortänzer die einfachsten seien. Sie sollten sich von den anderen Buben unterscheiden und für jedermann kenntlich sein ...“ [2]) „Die Sitte verlangte, daß ein Kind am Tage nach seiner Geburt getauft werde.“ [3])

Ich könnte noch mehrere solche Beispiele anführen. Wir finden sie fast auf jeder Seite.

Sehr ansprechend sind Müller-Guttenbrunns volkstümliche

1) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 69.
2) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 77.
3) M. G.: Meister Jakob und seine Kinder. S. 158.

Vergleiche, Gleichnisse und Bilder. Es versteht sich von selbst, daß sie dem Leben des Bauernhauses entnommen sind. Z. B.. „Sei' Weib is a Beißzang" (44), „Hätt'scht (hättest) g'sehe, wie die Motter do reikumme is. Wie a Wiesl" (47). „Bis ich derhaam bin, sein die Rose welk in der Hitz, so wie ich" (47). „Mei' Hausdrach leidt'snit annerscht" (47). „Die muß ich rein verstecke, sunscht halte mich die Leut far a walachisch' Braut" (48). „Die Buwe sein wie die Teixeln her hinner dem Mädscha" (48). „Die große runde Scheibe dieser Tenne im Ackerfeld erglänzte wie Marmelstein" (52). „Es bohrte und arbeitete in ihr wie ein Tropfen süßes Gift" (70). „Sie schmiegte sich an ihn wie eine schnurrende Katze" (72). „Und wie des Mädscha tanzt!" Wie a Prinzeß!" (111). „Die Baſ' Liesl aber, sah immer aus wie eine Hexe" (115). „Eine Nabe nimmt man nicht leicht. Durch sie geht die Achse, sie ist das Herz von jedem Rad.... Denk lieber ein bisserl nach, wo so ein Rad ist und was die Nabe darinnen bedeutet. Mir ist einmal der Gedanke gekommen, die ganze Welt sei nichts als ein Rad und unser Herrgott wäre die Nabe darin. Kannst du dir die Welt ohne ihn denken?" (125). „Wie eine Wildkatze fauchte sie die Susi an" (244). „Der Susi schlugen die Worte wie Peitschenhiebe ins Gesicht" (244). „Geih haam zu deim Zoddelbock!" (245). „Wann m'r ein rare Vogel g'fange hot, derno gibt m'r halt besser acht uf 'n. Mer sperrt 'n halt ein, daß er ei'm bei der Nacht nit auskimmt" (245). „Er war ganz sicher, daß ihm die Susi eines Tages als reifer Apfel in den Schoß fallen würde" (254). „So ausgiebig waren die bösen Mäuler schon lange nicht auf ihre Kosten gekommen. Wie die Windmühlen, in die ein frischer Ost gefahren, arbeiteten sie" (278). „Warum der Mann mit dem Eisengespann gehe wie ein Gaul auf der Wiese" (292). „Wenn die Jugend der Frauen schwindet und man ihnen alles langsam nimmt, den Mann, die Kinder, die Zügel des Hauses, da muß doch Ersatz geschaffen werden für all die leerstehenden Kammern in ihren Herzen. Und da ziehen dann die grauen Schwestern ein, die nicht mehr weichen. Nur bei guten Müttern fühlen sie sich geborgen, die Sorgen" (306), usw.

Für Müller-Guttenbrunn ist der Dialekt ein Instrument,

das er sowohl mit angeborenem, als auch durch Studium vertieftem Verständnis handhabte. Er eignet sich trefflich für Hinterhältigkeiten und Schalkheiten. Er bietet die Möglichkeit, offen und ohne Umschweife zu reden. — Wie der gemeine Mann, verwendet Müller-Guttenbrunn nur eine geringe Zahl von Adjektiven, meist nur ganz allgemeine. Auffallend häufig kehren wieder: ordentlich, tüchtig, aufrecht, gesund, fest, fleißig, freundlich. Ein streng logisches syntaktisches Abhängigkeitsverhältnis der Sätze erstrebte er nicht. Dieses Sichgehenlassen und Zurücktreten des logischen Denkens ist ein charakteristisches Merkmal der Volkstümlichkeit von Müller-Guttenbrunns Sil. Zwischen kurzen, aneinander gereihten Hauptsätzen tauchen fast nur konsekutive und hypothetische Satzformen in einem Abhängigkeitsverhältnis auf. All das macht seine Sprache leicht und fließend und nähert sie der frischen, lebendigen Volkssprache.

Schriftenverzeichnis

Müller-Guttenbrunn: Gräfin Judith. Drama. Linz 1877. Tagwerkers Buchdruckerei.

Im Banne der Pflicht. Schauspiel in fünf Aufzügen. Reclams Universalbibliothek, Leipzig 1880. (Nr. 1417.)

„Im Lenze geknickt..." Nachlaß Ludwig Stifters. Linz 1881. Ebenhöchsche Buchhandlung.

Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorwort von Heinrich Laube. Breslau 1881. S. Schottländer.

Irma. Schauspiel in vier Akten. 1. Ausgabe als Manuskript gedruckt. 1884.
Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. 1. Auflage. Berlin 1884. Otto Janke. 2. und 3. Auflage in E. Piersons Verlag, Dresden.

Wien war eine Theaterstadt. (2. Heft der Flugschriften „Gegen den Strom". Wien 1885. Gräser.)

Die Lektüre des Volkes. (9. Heft der Flugschriften „Gegen den Strom". Wien 1886. Gräser.)

Kalender des Deutschen Schulvereins. Redigiert von A. Müller-Guttenbrunn. Wien 1887 ff. Pichlers Witwe & Sohn. (6 Jahrgänge.)

Trost- und Trutzbüchlein der Deutschen in Oesterreich. Zeitgedichte. Gesammelt und herausgegeben im Verein mit Gustav Pawikowsky. Leipzig 1888. A. G. Liebeskind.

Gescheiterte Liebe. Ein Novellenbuch. Leipzig 1889. W. Friedrich.
Das Wiener Theaterleben. Leipzig 1890. Otto Spamer.

Zweite, vollständig umgearbeitete der Urniederschrift am nächsten stehende Ausgabe der „Irma". Dresden 1891. E. Pierson.

Dramaturgische Gänge. Vierzig Aufsätze über Theaterstücke und Theaterfragen. Dresden, E. Pierson 1892.

Im Jahrhundert Grillparzers. Literatur- und Lebensbilder aus Oesterreich. Wien 1893. Kirchner & Schmidt. (2. und 3. Auflage im Verlag G. H. Meyer, Berlin.)

Die gefesselte Phantasie. Gelegenheitsschrift zur Eröffnung des Raimund-Theaters. Wien 1893. C. Konegen.

Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Leipzig 1896. G. H. Meyer.

Der suspendierte Theaterdirektor. Eine Rede. Leipzig 1896. G. H. Meyer.

Die Magyarin. Eine Novelle. Leipzig 1896. G. H. Meyer. (Erschien auch in den Wiesbadener Volksbüchern.)

Das Raimundtheater. Passionsgeschichte einer deutschen Volksbühne. Verlag der „Neuen Revue". Wien 1897.

Franz Grillparzer. Th. Daberkow. Wien 1898.

Kleists Hermannsschlacht. Eingeleitet und eingerichtet zur Eröffnung des Kaiserjubiläums-Stadttheaters in Wien. 1898. Verlag des Theaters.

Herausgabe dreier Raimundscher Dramen in Reclams Universalbibliothek: 1. „Die gefesselte Phantasie" (Nr. 3136), 2. „Moisasurs Zauberfluch) (Nr. 4054), 3. „Die unheilbringende Krone" (Nr. 4367). 1901.

Verbotene Bühnenwerke. Herausgegeben von A. Müller-Guttenbrunn. Wien 1902. Friedrich Schalk.
1. Stück: V. Kriloff und S. Litroni: „Söhne Israels".
2. Stück: R. Bozikowski: „Harte Hände".

Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramatische Gänge. Wien 1902. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Aus Polenkreisen („Streber & Co."). Schauspiel in vier Akten. Dresden. E. Pierson 1906.

Die Dame in Weiß. Von Ignotus. Ein Wiener Roman. Wien 1907. C. Konegen. (Die 2. Auflage erschien 1919 unter dem Namen des Dichters.)

Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn. Wien 1908. Akademischer Verlag. Anonym erschienen, die folgenden Auflagen unter vollem Namen. Seit 1910 im Verlag L. Staakmann, Leipzig.

Rund um den häuslichen Herd. Wien 1909. R. Mohr.

Der kleine Schwab'. Abenteuer eines Knaben. Leipzig 1910. L. Staakmann. (Erschien auch in einer Schweizer Ausgabe.)

Die Glocken der Heimat. Roman. Leipzig 1910. L. Staakmann.

Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Eingeleitet von A. Müller-Guttenbrunn. Heilbronn 1911. Eugen Salzer.

Die Aehrenleserin. Erzählung. Deutsch-Banater Volksbücher. Temesvar 1911.

Der Herr Gevatter. Einakter. Frei nach Anton Langer bearbeitet. Im selben Verlag. 1911.

Der schwäbische Hausfreund. Kalender 1912 für die Deutschen in Ungarn. Temesvar, Südungarische Buchdruckerei. (7 Jahrgänge.)

Baden bei Wien. Von Ignotus. Verlag der Kurkommission. 1912.

Arme Komödianten. Ein Geschichtenbuch. Leipzig 1912. L. Staakmann. (Inhalt: Grenzen der Liebe, Annas Glück, Madame Nicolics, Der Karthäuser, Das häusliche Glück, Andere G'sichter, andere Leut'.) Ein Auszug dieses Buches in Kürschners Bibliothek unter dem Titel „Grenzen der Liebe".

Es war einmal ein Bischof.... Roman. Leipzig 1912. L. Staakmann.

Der große Schwabenzug. Roman Leipzig 1913. L. Staakmann.

Deutscher Kampf. (Enthält: Der kleine Schwab', Die Magyarin und ein Bruchstück aus „Glocken der Heimat": „Die Tapferen von Karlsdorf".) Hamburg-Großborstel 1913. Verlag der Deutschen Dichtergedächtnisstiftung.

Das idyllische Jahr. Ein Sommerbuch. Leipzig 1914. L. Staakmann.

Völkerkrieg! Oesterreichische Eindrücke und Sitmmungen. Graz 1915. Ulr. Mosers Buchhandlung.

Oesterreichs Beschwerdebuch. Zeitbücher, Band 30. Konstanz am Bodensee 1915. Reuß & Itter.

Alt-Wiener Wanderungen und Schilderungen. Wien 1916. Schulbücherverlag.

Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen. Eindrücke und Stimmungen aus Oesterreich-Ungarn. Graz 1916. Ulr. Mosers Buchhandlung.

Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreich-ungarischen Monarchie. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller. Stuttgart und Berlin 1916. Deutsche Verlagsanstalt.

Barmherziger Kaiser! Roman. Leipzig 1916. L. Staakmann.

Joseph der Deutsche. Ein Staatsroman. Leipzig 1917. L. Staakmann.

Von Eugenius bis Josephus. Ein deutsches Jahrhundert in Oesterreich. Leipzig 1917. L. Staakmann.

Band 1: Der große Schwabenzug.
Band 2: Barmherziger Kaiser!
Band 3: Joseph der Deutsche.

Deutsches Leben in Ungarn. Oesterreichische Bibliothek. Nr. 18. Leipzig 1917. Inselverlag.

Wiener Historien. Zeitbücher. Band 54. Konstanz am Bodensee 1917. Reuß & Itter.

Oesterreichische Literatur- und Theaterleben. Oesterreichische Bücherei. 5 Bändchen. Wien 1918. C. Fromme.

Deutsche Sorgen in Ungarn. Studien und Bekenntnisse. Wien 1918. Ed. Strache.

Meister Jakob und seine Kinder. Roman. Leipzig 1918. L. Staakmann.

Wohin gehört Westungarn? Flugschrift. Zuerst anonym, dann unter vollem Namen. Verlag des Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn. Wien 1919.

Das häusliche Glück. Ein Familienbild. Leipzig 1919. L. Staakmann.

Sein Vaterhaus. Ein Lenauroman. Leipzig 1919. L. Staakmann.

Die schöne Lotti und andere Damen. Ein Geschichtenbuch. Wiener literarische Anstalt 1920.

Dämonische Jahre. Ein Lenauroman. Leipzig 1920. L. Staakmann.

Auf der Höhe. Ein Lenauroman. Leipzig 1921. L. Staakmann.

Lenau, das Dichterherz der Zeit. Eine Romandreiheit. Leipzig 1921. L. Staakmann.
1. Band: Sein Vaterhaus.
2. Band: Dämonische Jahre.
3. Band: Auf der Höhe.

Ferdinand Ernst Gruber: Adam Müller-Guttenbrunn der Erzschwab. Leipzig 1921. Staakmann-Verlag.

Ernst Elster: Prinzipien der Literaturwissenschaft. 2 Bände. Halle 1897.

Schwicker: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Wien und Teschen 1881.

J. Stein: Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate. Temesvar 1915.

Inhalt

6

Lebenslauf

Ich, Hans Veres (Weresch), wurde am 26. November 1902 als Sohn des Landarbeiters Hans Weresch und seiner Ehefrau Katharina geb. Neu in Deutschbentschek, Banat, Rumänien geboren. Ich besitze die rumänische Staatsangehörigkeit bin deutscher Nationalität und röm.-kath. Bekenntnisses.

Vom September 1908 bis Juni 1914 besuchte ich die Volksschule meines Geburtsortes. Vom September 1914 bis Juni 1917 besuchte ich die staatliche Bürgerschüle zu Großsanktnikolaus und trat im Herbst 1917 in die I. (V.) Klasse der Lehrerbildungsanstalt zu Klausenburg (Siebenbürgen) ein. Hier verbrachte ich zwei Jahre. Vom September 1919 bis Juni 1920 besuchte ich die III. (VII.) Klasse der staatlichen Lehrerbildungsanstalt zu Temesvar. Im Schuljahre 1920/21 besuchte ich die IV. (VIII.) Klasse der Kath. Deutschen Lehrerbildungsanstalt zu Temesvar und verließ diese Anstalt mit dem Volksschullehrerdiplom im Juni 1921. Vom August 1921 bis September 1922 war ich in Ploesti und Deutschbentschek als Volksschullehrer angestellt.

Vom Herbst 1922 bis Juli 1923 studierte ich an der Universität Klausenburg.

Während meines Universitätsstudiums habe ich im September 1925 am Realgymnasium II. zu Cassel die Reifeprüfung abgelegt. Vom Wintersemester 1923 an bis zum Sommersemester 1926 einschließlich studierte ich in Marburg hauptsächlich deutsche Literaturgeschichte, Weltgeschichte und Philosophie.

Das Rigorosum bestand ich am 28. Juli 1926. Seitdem halte ich mich in Temesvar, Banat, Rumänien auf. Ich bin hier als Studienleiter im „Banater Schülerheim“ angestellt.

Meine akademischen Lehrer waren in Marburg: Geheimer Regierungsrat Dr. Ernst Elster, Geheimer Regierungsrat Dr. Busch, Dr. Jaensch, Dr. Mannhardt, Dr. Gerber. Ihnen allen bin ich zu aufrichtigem Dank verpflichtet.